3 1761 05107897 0

H. Boehmer-Romundt

Die Jesuiten

Aus Natur und Geisteswelt

Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher
Darstellungen aus allen Gebieten
des Wissens

BX
3706
B6
1904
c.1
ROBA

Aus Natur und Geisteswelt.
Sammlung
wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens.
49. Bändchen.

Die Jesuiten.

Eine historische Skizze

von

H. Boehmer-Romundt.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY
884 28
17/6/08

Leipzig und Berlin.
Verlag von B. G. Teubner.
1904.

Je prends mon bien où je le trouve.

Molière.

Den Meistern hab ich nichts zu sagen,
Die Meister werd ich nicht erfreun.
Doch wenn sie mit dem Bann mir dräun
Und über Lehrlingskeckheit klagen,
So frag ich: „Ists nicht Eure Schuld,
Daß sich die Jugend so vergessen?"
Ihr schwiegt! Drum hat in Ungeduld
Sie Eures Amtes sich vermessen.
Denn wenn der Reichtum stolz und satt
Mit seinem goldnen Schatze karget,
So gibt die Armut, was sie hat,
So sehrs der Reichtum ihr verarget.

Antonius.

Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

1. Der Stifter . . . . . 1—24

Geburt und Wiedergeburt 1. Die Persönlichkeit des Ignatius 7. Wander- und Lehrjahre 12. Sammlung der ersten Jünger 14. Die geistlichen Exerzitien und das neue Lebensideal 17.

2. Die Entstehung der Kompagnie Jesu . . . . . 24—44

Die Studentenverbindung für Muhammedanermission 24. Die Priestergesellschaft für innere Mission 26. Die Entwicklung zum Schul- und Kampforden: Überblick über die Tätigkeit des Ordens im Jahre 1554 32. Entwicklung zum Schulorden 34. Entwicklung zum Kampforden 36. Die Ordensverfassung als Niederschlag dieser Entwicklung 37. Charakteristik der Verfassung: Die Rekrutierung der Truppe 38, die Ausbildung 39, die Gliederung 39, die Organisation der Truppe 40. Maßregeln zur Aufrechterhaltung der inneren Einheit, das Berichtwesen und die Disziplin: Die Subordination und der Kadavergehorsam 41. Die Unabhängigkeit nach außen als Voraussetzung der Schlagfertigkeit 42. Die weltgeschichtliche Perspektive 42.

3. Der Siegeszug der Kompagnie Jesu durch Europa 45—91

Wittenberg, Genf, Rom um 1545 45. Das Papsttum und seine Verbündeten 46. I. Die Jesuiten und das allgemeine Konzil 47. II. Die Jesuiten in Südeuropa, in Italien 49. Portugal und Spanien 50. III. Mitteleurpa als Schauplatz des weltgeschichtlichen Ringens zwischen Katholizismus und Protestantismus: Die Kämpfe des Ordens in Frankreich 52, in Deutschland 63. Bayern und Österreich-Ungarn als Paradigmen der jesuitischen Gegenreformation 68. Tätigkeit des Ordens nach dem 30 jährigen Kriege 79. Die Jesuiten in Polen 80. Vorstoß gegen Rußland 85. IV. Kämpfe des Ordens in Nordeuropa, in Schweden 86, in England 87. Summarium 90.

4. Die Eroberungszüge der Kompagnie Jesu in den heidnischen Ländern . . . . . 91—116

Umblick 91. Die Persönlichkeit Javiers 92. Javier als Missionar 94. Die jesuitische Mission in Süd-Indien, Robert de Nobili 97, in Nord-Indien, am Hofe des Großmoguls 98, in Tonkin, Cochinchina, Japan 99,

Seite

in China 100. Kämpfe gegen den Islam, der Flottenplan des Ignatius 102. Missionen in Afrika 103. Die Arbeit des Ordens in der neuen Welt 104. Neufrankreich und die Huronen 105. Der Jesuitenstaat in Paraguay 107. Summarium 115.

5. Machtsphäre und Machtmittel der Kompagnie Jesu auf der Höhe ihrer Wirksamkeit . . . . . 116—138

Das Gemälde des ersten Jahrhunderts 116. Statistik 118. Machtsphäre des Ordens 118. Machtmittel: Das Ordensvermögen 119, Entstehung und Verwaltung des Ordensvermögens 121. Das Katheder 122. Charakteristik der Jesuitenschule 124, literarische, künstlerische, wissenschaftliche Arbeiten des Ordens 127, die sogenannte Jesuitenmoral 129. Der Beichtstuhl 132, Der Beichtstuhl und die Politik 134. Die Kanzel 135, Das jesuitische Vereinswesen 136, Pflege der volkstümlichen Frömmigkeit, Marienkult, Heiligenkult, Herz-Jesukult, Reliquienkult 136, Stellung des Ordens zum Hexenwahn 137. Summarium 137.

6. Verfall, Aufhebung, Neugründung . . . . . 138—164

Zwei Jesuitengeneräle at home 138. Innere und äußere Kämpfe unter Aquaviva 140. I. Verfall des Ordens: Desorganisation der Verfassung 141. Auflösung der Disziplin: Umgehung des Armutsgelübdes 142. Handelsgeist und Erwerbsucht 143. Insubordination gegen den General 144, gegen die Kurie 145. Herrschsucht 146. II. Die Aufhebung. Der Jesuitenorden im Spiegel der öffentlichen Meinung seit dem 16. Jahrhundert 147. Der Traktatkrieg 149. Unterdrückung des Ordens in Portugal 151, in Frankreich 152, in Spanien, Neapel, Sizilien, Malta 153. Dominus ac redemptor noster 153. III. Neugründung. Fortdauer des Ordens in Preußen und Rußland 156. Ansätze zur Erneuerung 157. Sollicitudo omnium 157. Die Entwicklung des Ordens im 19. Jahrhundert 157. Machtmittel 159. Der Kampf um die Schule 160. Summarium 162. Beschluß 163.

1.

Der Stifter.

Der große Aufstand der kastilianischen Städte wider die Willkürherrschaft Kaiser Karls V. war schon im Erlöschen, Padilla auf dem Felde von Villalar geschlagen, Valladolid bereits gefallen, als Franz I. von Frankreich endlich den Entschluß faßte, den Empörern die Hand zu reichen und dem jugendlichen Rivalen noch in letzter Stunde den Sieg zu entreißen. Schon Anfang Mai 1521 rückte unter dem Kommando Gastons von Foix, Herrn von Lesparre in aller Stille ein kleines französisches Heer über die Pyrenäen um sich zunächst Navarras zu bemächtigen. Überall wurden die Franzosen als Befreier begrüßt, selbst in der Hauptstadt Pampluna. Nur die Zitadelle Pamplunas konnte die spanische Garnison behaupten. Aber der Anmarsch der Franzosen hatte sie so überrascht und die Zitadelle war in so wenig verteidigungsfähigem Zustande, daß im Kriegsrate sämtliche Offiziere für sofortige Kapitulation stimmten. Ein einziger nur widersprach, der jüngste, aber auch der tapferste: Don Inigo Lopez de Recalde de Onaz y de Loyola. Nicht Kapitulation, sondern Kampf war die Losung, die er mit feuriger Beredsamkeit empfahl. Vor diesem Apell an die Ehre verstummten alle nüchternen Erwägungen der Klugheit. Der Kriegsrat beschloß einmütig auszuharren. Aber nun zögerte auch Lesparre nicht, einen ernsteren Ton anzuschlagen. In der Frühe des 21. Mai eröffnete er den Sturm auf die Zitadelle, auf deren Mauer Inigo, geistlich durch Beichte und Gebet wohl vorbereitet, den Feind bereits erwartete. Indes es kam garnicht zu einem längeren Gefechte. Schon eine der ersten Kugeln riß in die Mauer eine große Bresche, eine zweite zerschmetterte Don Inigo, der sich tapfer dem eindringenden Feinde entgegenwarf, wie es schien, das rechte Bein, während gleichzeitig ein losgerissenes Mauerstück das linke schwer verletzte.

Er fiel und mit ihm fiel die Zitadelle, das letzte Bollwerk Karls V. in Navarra.

Mit diesem kriegerischen Schauspiele beginnt die Geschichte des größten Kriegsordens der streitenden Kirche. Die französische Kanonenkugel riß das Leben des tapfern Verteidigers von Pampluna gewaltsam in eine neue Bahn, die den unbedeutenden Kapitän des weltlichen Kaisers ihm selber zunächst unbewußt ganz allmählich zu der gebietenden Stellung eines Konquistadore des geistlichen Caesars zu Rom emporführte: eine weltgeschichtlich bedeutsame Wandlung — und doch letztlich die Wirkung eines unvernünftigen Rates und einer unvernünftigen Kanonenkugel!

Der edelmütige Sieger ließ den Schwerverwundeten sorgfältig verbinden und verpflegen und dann, sobald sein Zustand es erlaubte, ca. Anfang Juni nach der Burg seiner Väter bringen: Loyola bei Azpeytia in der baskischen Provinz Guipozcoa, heute ein gewaltiger Klosterpalast, damals eine kleine unscheinbare Burg, finster, aber wehrhaft bis zu dem mächtigen Wappenrelief über dem gotischen Portale: 2 Wölfe, die hoch auf den Pranken sich aufrichtend mit gierigem Auge in einen herabhängenden Kessel blicken. Hier hatte Don Inigo 1491 oder 1495 als der jüngste von 8 Söhnen und der Bruder von 5 Schwestern das Licht der Welt erblickt. Hier sollte er auch, schien es, sein junges Leben beschließen. Denn sein Befinden war zunächst sehr schlecht. Und eine furchtbare Operation, bei der das rechte Bein auf sein eigenes Geheiß noch einmal gebrochen wurde, trug nicht dazu bei, es zu bessern. Vielmehr wurde der Kranke von Tag zu Tage schwächer, bis man endlich am 28. Juni sich entschloß, ihm die Sterbesakramente zu reichen. Aber gerade um Mitternacht, also zu Beginn des Tages des hl. Petrus, dem Inigo von jeher besonders zugetan gewesen war und sogar schon einmal eine Hymne gewidmet hatte, trat eine günstige Wendung ein. Der Verwundete erholte sich langsam wieder. Aber als man ihn wieder einmal untersuchte, ward man mit Schrecken gewahr, daß das rechte Bein kürzer war als das linke und unter dem Knie sich ein überaus häßlicher Auswuchs gebildet hatte. Denn die ungeschickten Chirurgen hatten einen Knochen einzurichten vergessen. Untröstlich über dies Mißgeschick entschloß sich Inigo alsbald zu einer zweiten noch furchtbareren Operation: der Knochen wurde weggesägt und das Bein Monate lang mit Streckmaschinen und

Salben behandelt. Aber obgleich Inigo alle diese Martern mit der Standhaftigkeit eines Indianers ertrug, trat doch der erwünschte Erfolg nicht ein: das Bein blieb nicht nur kürzer, sondern auch noch Monate lang völlig gebrauchsunfähig. Statt wieder hinausziehen zu können zu Krieg und Abenteuer, mußte der ungeduldige Ritter noch lange Zeit das Bett hüten und zugleich mehr und mehr mit dem trüben Entschlusse sich befreunden, die ritterliche Laufbahn aufzugeben. In diesem peinlichen Zustande begehrte er zu seiner Erheiterung und Unterhaltung den gewöhnlichen Krankentrost: Bücher, aber selbstverständlich Unterhaltungslektüre leichteren Genres, wie sie seiner bisherigen Lebensführung entsprach, d. i. Ritterromane. Denn ein Ritter war er bisher gewesen von der Fußsohle bis zum Scheitel und jene Dichtungen, die den Amadis und andere romantische Helden verherrlichten, hatte er daher förmlich verschlungen. Aber in Schloß Loyola war solch seichte literarische Ware nicht zu haben. Man konnte ihm nur 2 Andachtsbücher in romanischer Sprache geben, an denen sich bisher wohl in der Regel nur die Frauen des Hauses erbaut hatten: eine Heiligenlegende und „Das Leben Christi" des Karthäusers Ludolf von Sachsen.

Habent sua fata libelli! Aufgewachsen an dem lockern Hofe Ferdinands von Aragon hatte Don Inigo bisher nicht Andachtsübungen, sondern Liebesabenteuer, Ehrenhändel, den Krieg und das Spiel als Würze des Daseins betrachtet und nicht durch Glaubenseifer, sondern durch feurigen Tatendrang und überlegene Sicherheit und Ruhe in der Behandlung der Menschen unter seinen Standesgenossen sich hervorgetan. Er war bei alledem gewiß fromm, wie nur je ein Spanier. Aber es war die Frömmigkeit des Rittertums, die auch ihn erfüllte, der ritterlich-religiöse Enthusiasmus der Kreuzfahrer, den die Maurenkriege in Spanien bis auf diese Zeit lebendig erhalten hatten, also jene kriegerische Frömmigkeit, welcher der Kampf gegen die Ungläubigen als religiöse Pflicht und jeder Krieg gegen die Feinde der Kirche als heiliger Krieg erschien. Diese Stimmung, die Inigo nie verließ, war von dem Geist jener Andachtsbücher doch erheblich verschieden. Kein Wunder daher, daß die Gestalten Christi und der Heiligen, so wie sie hier ihm vor Augen traten, seine Phantasie zunächst nicht dauernd fesseln konnten. Statt von den Heiligen träumte er lieber oft 3, 4 Stunden nach einander mit wachen Augen von der hohen Dame

seines Herzens. Aber je häufiger er sich in den langen Tagen seines Siechtums in die beiden Bücher vertiefte, um so mehr ergriffen jene neuen Gestalten Besitz von seiner mächtigen Einbildungskraft. Und da alles, was diese nachhaltig beschäftigte, auf sein Gemüt sofort als ein Apell zur Tat wirkte, so verbanden sich mit ihnen alsbald Gedanken, die seinen Ehrgeiz in eine ganz neue Bahn wiesen: „wie wenn du ein Heiliger würdest wie Franziskus und Dominikus, ja Franziskus und Dominikus noch an Heiligkeit überträfest?“ Indes vorerst spielte er nur mit diesen Phantasieen ebenso wie mit jenen süßen Minneträumen, bis er eines Tages mit Verwunderung feststellte, wie verschieden beide auf seine Seele wirkten: den weltlichen Wahnbildern folgte alsbald Abspannung und Trübsinn, den geistlichen Zukunftsträumen eine nachhaltige Erquickung und Erhebung des Gemütes. Diese Erkenntnis machte auf ihn den tiefsten Eindruck. Schon jetzt ahnte er dunkel die geheime Ursache jenes Unterschiedes: Gott und der Satan warben in geheimnisvoller Weise um seine Seele, und aus dieser vorerst noch unbestimmten Ahnung ergab sich ihm alsbald eine wichtige Regel der Lebensführung: nur solchen Plänen, Gedanken und Gefühlen sich hinzugeben, die sein Gemüt in derartig nachhaltig freudige Spannung versetzten.

So verblaßten allmählich jene trügerischen Bilder von weltlichem Ruhme und weltlicher Minne. Als er nun gar einmal in schlafloser Nacht die Madonna mit dem Jesusknaben auf dem Arme vor sich zu sehen glaubte, da war der Kampf entschieden. Die Madonna war fortan die Dame seines Herzens, das Heldentum der Kirche fortan sein Ideal. Mit dem Entschlusse, ein Heiliger zu werden wie Franziskus und Dominikus verließ er im Frühling 1522 für immer die Burg seiner Väter. Jerusalem war sein nächstes Ziel. Nach der Rückkehr gedachte er in die Karthause von Sevilla einzutreten oder auch als wandernder Büßer von Ort zu Ort zu ziehen. Denn büßen wollte er für seine schuldbefleckte Vergangenheit, aber zugleich die Helden der Askese als Büßer übertreffen. Darum geißelte er sich schon jetzt Nacht für Nacht und träumte auf seinem einsamen Ritte von nichts anderem als von geistlichen Heldentaten.

Aber das Blut seiner Ahnen war doch noch so mächtig in ihm, daß er unterwegs beinahe einen maurischen Ritter wegen unziemlicher Rede über die hl. Jungfrau zum Zweikampfe herausgefordert hätte, hätte nicht das Orakel, das er befragte, sein

Maultier, ihn davon abgebracht. Dies unvernünftige Tier, dem er die Entscheidung überließ, zog an dem Orte vorbei, in den der Maure sich gewandt hatte, und trug seinen Ritter langsam nach dem größten Heiligtume Kataloniens, dem Monserrat. Dort setzte Inigo zunächst eine Generalbeichte über seine bisherigen Sünden auf, was 3 volle Tage in Anspruch nahm. Dann entledigte er sich am Abend des 24. März in aller Heimlichkeit seines ritterlichen Gewandes, zog den Pilgerrock an, ließ sein Maultier abführen, sein Schwert und seinen Dolch am Altare der Gottesmutter aufhängen und begab sich in die Kirche. Denn wie die romantischen Helden des Amadis von Gallien, so wollte auch er in geistlicher Weise der neuen Dame seines Herzens die Waffenwacht halten. Bald knieend, bald stehend brachte er im Gebete die lange Nacht vor dem wundertätigen Bilde zu und weihte sich dergestalt zu dem Ritter der Madonna. In der Frühe nahm er das Abendmahl und machte sich in aller Stille auf den Weg nach Barcelona. Aber er kam vorerst nur bis Manresa. Dort beschloß er einige Tage im Hospitale der hl. Lucia zu rasten. Aber aus einigen Tagen wurde fast ein ganzes Jahr. Denn in Barcelona herrschte die Pest, der Hafen war geschlossen, der Verkehr mit den großen italienischen Seestädten, welche die Schiffahrt nach dem Morgenlande noch immer ausschließlich besorgten, unterbrochen. Wiederum ein Zufall von weltgeschichtlicher Bedeutung! Zum Stilliegen gezwungen, ergab sich der ungeduldige Pilger in Manresa unverweilt einem andächtigen Büßerleben, um sich als ein werdender Heiliger gleich gründlich in geistlichen Heldentaten zu erproben. Er ging nicht nur täglich 3 Mal zur Kirche und las täglich während der Messe die Leidensgeschichte, sondern betete auch täglich 7 Stunden, geißelte sich 3 Mal jeden Tag, erhob sich regelmäßig um Mitternacht zur Andacht, genoß in der Woche weder Fleisch noch Wein, ließ Haar und Nägel wild wachsen und zog Tag für Tag in dem Städtchen umher, um Almosen zu sammeln. Diese plötzliche und gewaltsame Änderung seiner Lebensweise versetzte ihn zunächst in einen Zustand nervöser Erregung, der ihn am hellen lichten Tage Gesichte sehen ließ, aber zugleich auch den peinigenden Zweifel wachrief, ob er dies Heldentum der Askese ein ganzes Leben aushalten könne. Kaum hatte er diese Versuchung überwunden, so geriet sein Seelenleben gleichsam in einen Zustand labilen Gleichgewichts. Freudige Gehobenheit schlug plötzlich

um in tiefste Niedergeschlagenheit und Verzweiflung. Dieser Stimmungswechsel beunruhigte ihn so sehr, daß er darüber einige fromme Leute befragte, mit denen ihn das gleiche Streben verband. Aber keiner konnte ihm helfen, selbst nicht die hochbetagte weise Frau von Manresa. Denn ihre Antwort, sie bete, daß Christus ihm einmal erscheine, befreite ihn, so sehr sie ihn erschütterte und ihm als ein Beweis höchster Vertrautheit mit den Geheimnissen der übersinnlichen Welt erschien, doch nicht von jenen quälenden Gefühlsschwankungen. Mehr und mehr aber ging das Schwanken über in einen Zustand dauernder Beängstigung. Er glaubte durch seine Generalbeichte auf dem Monserrat endgültig mit seiner schuldbefleckten Vergangenheit abgeschlossen zu haben. Aber schon, als er an den ersten Sonntagen danach zur Beichte ging, fiel ihm ein, daß er einige seiner Sünden damals vergessen habe, also noch mit ihrer Schuld belastet sei. Sofort holte er das Versäumte nach. Allein er fand nicht den ersehnten Frieden. Auf den Rat eines Predigers setzte er nun noch einmal eine Generalbeichte auf. Aber statt zu schwinden, wurden die Skrupel immer ärger und ärger. Und dabei fühlte er doch, daß sie unnütz seien, ja ihm schadeten. Denn an der Macht des Beichtvaters, die Sünde zu vergeben, zweifelte er nie ernstlich. Eben darum wünschte er auch aufs innigste, daß ihm sein Beichtvater kurzweg verböte, immer wieder mit jenen alten längst absolvierten Sünden zu kommen. In der Tat entschloß sich dieser eines Tages unaufgefordert hierzu. Aber er wußte doch den Seelenzustand Inigos entschieden nicht ganz recht zu beurteilen. Sonst hätte er ihm nicht befohlen, nur das zu beichten, worauf er sich ganz klar besinnen könne. Denn Inigo erschien alles klar und deutlich. So stürzte ihn dieser Rat nur in neue Seelenkämpfe. Er fand gegen die furchtbaren Gewissensängste, wie er sagt, Hilfe bei keiner Kreatur, und auch Gott erhörte nicht sein lautes Schreien. Vielmehr steigerte sich seine Not von Tag zu Tag. Schließlich war er soweit, daß er eines Sonntags nach der Kommunion sich versucht fühlte, durch einen Sprung aus dem Fenster seinem Elende gewaltsam ein Ende zu machen. Allein er kam noch rechtzeitig zur Besinnung: er hatte für gewöhnlich in der Nähe des Fensters gebetet. Dessen entsann er sich jetzt im Moment der höchsten Erregung und sogleich löste sich die tiefe Erschütterung seiner Seele in dem heißen Gebete: „Herr, ich will nicht tun, was

dich beleidigt." Während er aber so betete, erinnerte er sich plötzlich einer seltsamen Geschichte aus dem Leben der Heiligen. Ein Heiliger hatte Gott dadurch bezwungen, daß er so lange nichts aß, bis er erhört wurde. Dieses Mittel beschloß auch er jetzt zu versuchen. Eine volle Woche aß er keinen Bissen. Aber so tief wurzelte in ihm der Gehorsam gegen die Kirche, daß er am folgenden Sonntage auf Befehl seines Beichtvaters wieder Speise zu sich nahm, obwohl er sich noch durchaus nicht dem Hungertode nahe fühlte. Und es schien wirklich, als sei der sonderbare Versuch geglückt: 2 Tage lang fühlte er sich völlig frei von Skrupeln. Aber als er am Dienstag wieder im Gebete vor Gott trat, packte ihn plötzlich die Gewissensangst von neuem mit ungeheurer Macht. Die Erinnerung an eine Untat weckte die Erinnerung an andere. „Von einer Sünde zur andern wurde sein Geist geschleppt." Nichts schien ihm gesühnt. Alles glaubte er noch einmal beichten zu müssen. Dieser ungeheuren Erregung folgte naturgemäß alsbald eine tiefe Abspannung: „ein Ekel vor diesem qualvollen Büßerleben und zugleich der Drang es aufzugeben." Er war also so gebrochen, daß er nahe daran war, dem selbsterwählten Heldentum der Askese zu entsagen. Da war ihm plötzlich, als ob er aus dem Schlafe erwache. Er erinnerte sich der merkwürdigen Erfahrung, die er einst auf Schloß Loyola bei jenem träumerischen Spiele mit weltlichen und geistlichen Zukunftsplänen gewonnen hatte. Wie damals zog er jetzt den Schluß: die Gedanken, welche das Gemüt ängstigen und verstimmen, stammen vom Teufel, diesem Schlusse folgte aber sogleich der Entschluß, nie mehr in der Beichte etwas von jenen längst vergebenen Sünden zu sagen. Und von Stund an fühlte er sich frei und froh. Der Kampf war aus, der neue Mensch unter Schmerzen endlich geboren.

Die späteren Jünger Inigos lieben es, seiner Entwicklung die Entwicklung Luthers gegenüberzustellen. Inigos Seelenkampf in der Zelle des Dominikanerklosters zu Manresa und der Seelenkampf Luthers in der Klosterzelle zu Erfurt — das ist in der Tat ein sehr lehrreicher Gegensatz. Was beide Männer in so gewaltige Verstörung versetzt, ist im Grunde dasselbe: die Sehnsucht nach persönlicher Gewißheit in betreff der Sündenvergebung. Bei beiden versagen in diesem Zustande durchaus die Tröstungen und Gnadenmittel der Kirche. Aber Inigo wird

dadurch doch nicht so in der Tiefe seines Wesens gepackt wie Luther. Er zweifelt nie an der Fähigkeit des Priesters, Sünde zu vergeben. Ja, er ist sich in ruhigeren Augenblicken klar bewußt, daß er sich unnütz quäle. Er empfindet dann jene Beängstigungen nicht als die naturgemäße Folge seiner Verschuldung, sondern als einen unnatürlichen, krankhaften Zustand, als Eingriff einer fremden Macht, die wider seinen Willen von ihm Besitz ergreift. Daher gelangt er auch nicht wie Luther durch ein Wort der Heiligen Schrift zum Frieden, sondern durch den merkwürdigen Schluß: diese Skrupel sind vom Teufel. Dieser Schluß erscheint auf den ersten Blick als etwas völlig Willkürliches, als eine Annahme, die man ergreift, weil man will, nicht als eine Überzeugung, der man sich unterwirft, weil man muß. Aber er hat sich doch Inigo mit der Gewalt einer Überzeugung aufgedrängt. Denn er war einfach die Konsequenz seiner phantastischen Weltanschauung, der alles Auffällige in der Außenwelt wie in der Innenwelt des Gemüts als Werk oder Eingebung himmlischer oder höllischer Geister erschien.

Danach erscheint es nicht eben wunderbar, daß Inigo in seinen Entschlüssen und Überzeugungen fortan nicht wie Luther durch die Schrift, sondern durch Gesichte und Erleuchtungen geleitet und bestimmt wird. Durch ein Gesicht wird er zunächst bewogen, wieder Fleisch zu essen, durch eine ganze Fülle von Gesichten dann in die Geheimnisse des katholischen Dogmas eingeführt, so daß er das Dogma förmlich erlebt. So schaut er in Gestalt dreier Tasten eines Clavichords die Dreieinigkeit, in Gestalt eines unbestimmten lichten Etwas, aus dem leuchtende Strahlen hervorbrechen, das Geheimnis der Weltschöpfung, in Gestalt von Lichtstrahlen, welche in die Hostie gerade in dem Momente herabsteigen, wo der Priester sie zur Anbetung emporhebt, das geheimnisvolle Herabkommen Christi im Abendmahle, in Gestalt eines weißen Körpers die Menschheit Christi und die Jungfrau Maria, in Gestalt eines schlangenartig schillernden Etwas — „gleichsam viel geheimnisvolle funkelnde Augen“ — den Satan. Diese Visionen wiederholen sich zum teil. Besonders häufig schaut er bis in seine letzten Jahre Christus in Gestalt „eines großen, runden, goldig leuchtenden Etwas“, in Gestalt „einer Sonne“, nicht selten auch die Dreieinigkeit in Gestalt einer leuchtenden Kugel, oder auch den heiligen Geist in der Gestalt einer „feurigen Flamme“, Gott

Vater, die Jungfrau Maria. Weit seltener hört er, wie es scheint, Stimmen. Sehr häufig dagegen erlebt er „Erleuchtungen", Zustände besonderer Gehobenheit des Gefühls und besonderer Helligkeit des Intellekts ohne begleitende Erregung der Sinnesnerven. Eine solche wird ihm z. B. einst in Manresa an einem Kreuze am Ufer des Llobregat zuteil, während er in frommes Sinnen verloren das Auge auf den in der Tiefe dahinrauschenden Fluß heftet. Viele Geheimnisse des Glaubens und der Wissenschaft werden ihm da auf einmal licht und klar, so daß er später meinte, durch alles Studium habe er nicht so viel Erkenntnis gewonnen, wie durch diese wenigen Augenblicke der Verzückung. Und doch wußte er garnicht anzugeben, um *welche* Geheimnisse es sich handelte! Nur eine *dunkle* Erinnerung daran war ihm geblieben, nur ein wunderbares Nachgefühl, als sei er in diesem Momente „ein anderer Mensch mit einem anderen Intellekte" gewesen.

In Manresa haben, wie man hieraus sieht, diese Erleuchtungen und Gesichte einen *belehrenden* Inhalt. *Ein Katechismusunterricht erteilt von Gott*, so charakterisiert sie Inigo selber. In späterer Zeit erlebt sie Inigo immer, wenn er Trost bedarf oder vor einer schweren Entscheidung steht. An ihrer Realität hat er nie gezweifelt. Er jagt den Satan mit einem Stocke fort, wie einen bösen Hund, er spricht mit dem heiligen Geiste, wie mit einer wirklich geschauten Person, er legt Gott Vater, der Dreieinigkeit, der Madonna seine Entschlüsse zur Bestätigung vor, und er zerfließt in dem Momente des Schauens immer in Freudentränen. Denn in diesen Augenblicken erlebt er einen Vorschmack der Seligkeit. Der Himmel tut sich ihm auf. Die Gottheit steigt zu ihm fühlbar, sichtbar, hörbar hernieder. Sie offenbart sich ihm in aller ihrer Fülle und Kraft, Majestät und Gnade. Und eben weil er in solchem Schauen die Religion in der Religion erlebt, fühlt er sich gedrungen, darüber wie ein Prophet wenigstens zeitweilig förmlich *Buch* zu führen.

Der Historiker darf sich nicht mit einer bloßen *Schilderung* dieser Erlebnisse begnügen: er muß sie dem Scheidewasser der *Kritik* aussetzen. Dabei erkennt er sofort, daß zwischen der *sinnfälligen Form* und der *Deutung* dieser Offenbarungen fast nie ein logischer Zusammenhang besteht. Es handelt sich meist um Lichterscheinungen, die alle möglichen

Deutungen erlauben. Zu Offenbarungen werden diese Erscheinungen immer erst durch die ganz in der Welt des katholischen Dogmas lebende und webende Phantasie des Schauenden. Was der Schauende wirklich wahrnimmt, ist dagegen gar nicht besonders auffällig. Bisweilen sind es, wie es scheint, ganz gewöhnliche Sonnenstrahlen, bisweilen ohne äußeren Lichtreiz durch den Sehnerv ausgelöste Lichtbilder, wie sie in Momenten starker innerer Erregung auch ganz gewöhnliche Individuen bei sich beobachten können. Das Wunder fügt jedenfalls immer erst die Phantasie des Visionärs hinzu. — Damit hat sich uns zum Teil das Geheimnis der Persönlichkeit des Ignatius erschlossen. Wir blicken in eine Seele, die noch ganz in der phantastischen Weltanschauung des Mittelalters lebt, jede ungewöhnliche Gemütsbewegung als Geisterwerk, jeden ungewöhnlichen Sinneseindruck als Wunder betrachtet. Ein Mystiker, Visionär und Schwärmer steht vor uns, aber doch ein Schwärmer von ganz besonderer Art, ein Schwärmer, der es versteht, das wilde Walten seiner Phantasie der Disziplin eines eisernen Willens und der Kontrolle eines außerordentlich scharfen Verstandes zu unterwerfen. Denn schon in Manresa gibt sich Inigo keineswegs ohne Kritik seinen Erleuchtungen und Gesichten hin. Er beurteilt ihren Wert nach ganz festen Kriterien: 1. nach der Wirkung, die sie auf sein Gemüt ausüben, 2. nach den äußeren Umständen, unter denen sie eintreten. Folgt ihnen alsbald Beängstigung oder Niedergeschlagenheit oder überkommen sie ihn plötzlich zur Zeit der Nachtruhe oder später in den Schulstunden, stören sie also seine Tagesordnung oder seine Lebenspläne, so erblickt er in ihnen nur Versuchungen oder Kundgebungen böser Geister. Auf Grund dieser Annahme bildet er sich dann eine förmliche Theorie über himmlische und höllische Offenbarungen, gute und verwerfliche Erleuchtungen aus, und danach diszipliniert er dann mit eiserner Energie sein Innenleben, bis er endlich, wie er sagt, „Gott findet, wann es ihm beliebt", d. i. bis er himmlische Offenbarungen erlebt, wann immer er danach Verlangen trägt. Als pünktlicher Militär diszipliniert er aber schließlich sogar dies Verlangen. Er gibt ihm später in der Regel nur statt während der täglichen Meßfeier. Und sogar diese hat später bei ihm ihr Gesetz: sie muß pünktlich in einer halben Stunde erledigt sein!

Weit mächtiger als die Phantasie sind somit in diesem

Schwärmer der Wille und der Verstand. Der Verstand: denn Inigo kontrolliert und beobachtet kritisch alle Regungen seines Affekt- und Seelenlebens, so daß er schließlich das geheimnisvolle Walten seines Ichs durchschaut bis in dessen verborgenste Tiefen; der Wille: denn wie er seinen Leib, seine Gebärden, seine Zunge so völlig beherrscht, daß er die furchtbarsten Operationen, die heftigsten Gallenstein- und Zahnschmerzen lautlos erträgt, daß ihm nie ein unbedachtes Wort entschlüpft und sogar jedes Zucken seines Auges seinen Jüngern beabsichtigt erscheint, so kommandiert er auch förmlich seine Affekte und schließlich selbst seine visionäre Kraft. Er *wird* also geradezu, was er *will*. Er formt und bildet sein Selbst mit bewußter Energie nach einem bestimmten Ideal. Er *schafft* es aus dem Rohstoff von ererbten und erworbenen Eigenschaften mit der gleichen souveränen Freiheit wie der Künstler aus weichem Tone die Statue, deren Bild ihm in idealem Umrisse vor Augen schwebt.

So erscheint als mächtigste Kraft dieser Seele doch letztlich der *Wille* — ein Wille von wahrhaft übermenschlicher Stärke, der uns das Recht gibt, Inigo den *dämonischen* Naturen der Weltgeschichte beizuzählen, ja ihm unter diesen dämonischen Naturen den ersten Platz anzuweisen: denn unter den großen Gestalten der Vergangenheit begegnet uns keine, bei der auch das ganze Spiel der Affekte in *diesem* Maße durch den Willen gebändigt erschiene. Aber der Wille bestimmt doch nicht allein das Gepräge dieses Geistes: mit ihm paart sich eine fast ebenso dämonisch anmutende praktische Intelligenz, welche allen seinen Regungen Ziel und Richtung weist, und eine ungeheuer lebendige Phantasie, die alles zum Bild und zum Erlebnis macht, was den Geist beschäftigt. Nicht bloß in der exzeptionellen Steigerung, sondern auch in der geheimnisvollen Verbindung dieser Seelenkräfte liegt also die Größe dieser Persönlichkeit und zugleich die Erklärung für ihre welthistorische Wirkung.

In alter Zeit versuchte man den Charakter wie das Schicksal eines Menschen aus der Konstellation der Gestirne in der Stunde seiner Geburt zu erklären, in neuerer Zeit hat man den Charakter oft nur als ein Produkt des Milieus aufgefaßt. In allerneuester Zeit hält man die Rasse oder die Rassenmischung für den wesentlichsten Bildungsfaktor. So ist für Houston Stuart Chamberlain das Urteil über die Person wie das Lebenswerk Inigos damit gegeben, daß Inigo kein

„Germane", sondern Baske von Herkunft war und sich nicht entblödete, bei Semiten, nämlich bei muhammedanischen Derwischen in die Schule zu gehen. Denn dieser Rhapsode der Rasse hat sich von dem Franzosen Müller den ungeheuren Bären aufbinden lassen, daß der Jesuitenorden ein Produkt islamitischen Einflusses auf dem Boden des Christentums sei. Aber seine Rassentheorie wird dadurch doch in diesem Falle nur zum Teil ad absurdum geführt. Hat er nicht vielleicht in der Hauptsache in der Betonung der baskischen Herkunft Inigos Recht? Inigo stammte in der Tat aus einer baskischen Provinz. Aber damit ist nicht gesagt, daß er reiner Baske war, ja nicht einmal, daß baskisches Blut in seinen Adern rollte. Denn die Loyolas gehörten zu den vornehmsten Geschlechtern von Guipuzcoa. Sie können daher sehr wohl, wie der ganze nordspanische Adel, westgotischer also germanischer Herkunft sein. Eine ganz sichere Auskunft werden wir jedenfalls über diese Frage nie erhalten. Also ist der Rekurs auf die Rasse auch in diesem Falle ein recursus ad indefinitum, ein Versuch x durch y zu erklären, ein verhülltes Geständnis der Unwissenheit, das nur Dilettanten über seinen wahren Wert täuschen kann. Eher könnte man sich versucht fühlen, Inigos Person und Werk mit Hilfe jener beiden älteren Theorien zu deuten. Zwar nicht die Konstellation der Gestirne, aber die Konstellation der großen historischen Mächte, welche das Leben der Individuen wie der Völker beherrschen, ist für seine Entwicklung von entscheidender Bedeutung gewesen. Er wäre z. B. nicht der Antiluther geworden, wenn er nicht im Zeitalter Luthers groß geworden wäre. Und eben so wichtig war für das Werden seines Charakters wie seines Werkes das Milieu, in dem er sich bildete: die religiös-kriegerische Begeisterung der spanischen Ritterschaft, die streng katholische Religiosität seiner Heimat, die in Spanien noch kräftig fortlebende mittelalterliche Mystik — dies alles hat ihn stark beeinflußt. Aber haben wir damit die Persönlichkeit selbst erklärt? Keineswegs! Wir haben nur die Atmosphäre bestimmt, in der sie sich bildete, aber nicht das geheimnisvolle Etwas, welches die Auswahl, die Aufnahme, die Verarbeitung gerade dieser Bildungselemente bewirkte. Denn wie die Pflanze, so nimmt der Mensch aus seiner Umgebung nur das an, was seiner Natur zusagt, und darum ist er immer ebenso sehr Produkt der Verhältnisse, wie seine eigene Tat. Dies geheimnisvolle Etwas aber, diese letztlich entscheidende Bildkraft des Charakters, der gegenüber alles andere nur als Hülle, Form, Stoff erscheint, den die Persönlichkeit bei ihrer Bildung kraft einer unerklärlichen Wahlverwandschaft sich assimiliert, läßt sich nur nach ihren Wirkungen beschreiben, nicht auf ihre letzten Ursachen zurückführen. Auch von ihr gilt das Dichterwort: „ins Innere der Natur dringt kein erschaffener Geist". Je stärker eine Persönlichkeit, um so geheimnisvoller, einzigartiger, unergründlicher erscheint sie darum dem Betrachter, um so mehr wird er sich bei seinem Forschen der Grenzen des menschlichen Erkennens bewußt, aber um so größere Ehrfurcht erfaßt ihn auch vor dem Walten der ewigen Kräfte, die in der Geschichte der Menschheit wirken.

Eine Seele, in der der Wille so mächtig ist, kann sich auf die Dauer nicht in das Labyrinth mystischer Phantasieen ver-

lieren. Es drängt sie immer wieder hinaus ans Licht, denn nicht der Genuß, sondern die Tat ist das Element, in dem sie frei sich regt und atmet.

So erwachte naturgemäß schon in Manresa in Ignatius der Drang, auf die Menschen zu wirken. Einige vornehme Damen aus Barcelona, die vor der Pest sich ins Innere geflüchtet hatten, wurden seine ersten Jüngerinnen. Aber so wichtig dieser Damenkreis für seine Zukunft ward, für den Tatendrang, den er jetzt empfand, war er zu eng. Es genügte ihm sogar jetzt nicht mehr, als schlichter Wallfahrer nach Jerusalem zu ziehen. Die Wallfahrt sollte vielmehr jetzt sogleich der Beginn seiner Lebensarbeit sein: denn der Mission unter den Muhammedanern des heiligen Landes wollte er fortan seine ganze Kraft widmen. Etwa Ende März 1523 schiffte er sich zu dem Zwecke in Barcelona ein. Aber erst am 1. September in der Mittagsstunde erreichte er nach sehr abenteuerlicher Fahrt endlich Jerusalem. Sein Herz war voller Seligkeit. Heimat und Beruf — beides glaubte er nunmehr gefunden zu haben. Aber er täuschte sich. Der Franziskanerprovinzial, die höchste Behörde für die katholischen Christen im heiligen Lande, befahl ihm aus Furcht vor den Türken, unverzüglich mit den anderen Pilgern Jerusalem wieder zu verlassen. Ignatius fügte sich wohl oder übel. Im Januar 1524 landete er wiederum nach äußerst gefährlicher Fahrt zu Venedig. Von da gelangte er auf abenteuerlicher Wanderung mitten durch die spanischen und französischen Truppen, die ihn zweimal als Spion festnahmen, nach Genua, von dort zu Schiffe im Frühjahr nach Barcelona. Aber was nun? Seit dem plötzlichen Abschiede von Jerusalem hatte ihn unabläßig dieser Gedanke bewegt, aber zu einem bestimmten Ergebnis war er noch nicht gelangt. Fest stand ihm nur die Richtung, in der sich sein Leben fortan bewegen sollte. Zum Wohle seiner Mitmenschen wollte er wirken und zwar als Seelsorger. Ob er zu dem Zwecke in einen Orden eintreten, oder ob er das Leben eines wandernden Büßers ergreifen solle, darüber war er sich noch nicht klar. Unter allen Umständen, das sah er ein, bedurfte er zu seinem Berufe der üblichen geistlichen Standesbildung. So verwandelte sich denn der Pilger zunächst in einen armen Schüler. Aus dem armen Schüler wurde dann 1526 für 9 Jahre ein alter Student. Aber dieser Student betrachtete das Studium nicht eigentlich

als eine Gelegenheit, etwas zu lernen, sondern als ein Mittel, um etwas zu werden und als eine Gelegenheit, seelsorgerlich zu wirken. Schon in Barcelona spielte er im Kreise jener alten Bekannten aus der Manresaer Zeit eine große Rolle als Seelenführer. Auch verstand er schon hier unter seinen Mitschülern eine kleine Schar Erweckter zu sammeln. Diese Freunde bildeten dann unter seiner Leitung auf der Universität Alcalà geradezu eine fromme Studentenverbindung, die sich zweierlei zum Ziele setzte: 1. Heiligung der eigenen Persönlichkeit. 2. Seelsorgerliche Arbeit an den Mitmenschen. Das erste Ziel wurde angestrebt durch eine streng asketische Lebensführung, allsonntägliche Beichte, allsonntägliche Kommunion. Der Erfüllung der letzteren Aufgabe dienten Konventikel in Privathäusern, bei denen Ignatius vornehmlich durch Ansprachen über die 10 Gebote auf die sittliche Haltung der Zuhörer einzuwirken suchte. Es gelang ihm in der Tat, manche Seele zu gewinnen, vornehmlich unter den vornehmen Damen. Aber dies geschäftige Konventikelwesen erregte bald den Verdacht der Ketzerrichter. Schon Ende 1526 mußte sich die kleine Verbindung ein scharfes Verhör gefallen lassen und ihre Büßertracht ablegen. Im Mai 1527 wurde dann Ignaz sogar verhaftet und, als man ihn endlich nach 6 Wochen freiließ, geschah das unter so harten Bedingungen, daß die Verbindung sich geradezu als suspendiert betrachten konnte. In Salamanca, wohin sie Herbst 1527 übersiedelte, traf sie alsbald dasselbe Schicksal: Verhaftung, Freisprechung, aber völlige Unterbindung ihrer gewohnten Tätigkeit. So trieb die Inquisition Ignatius förmlich hinaus aus Spanien, aber sie förderte damit nur unbewußt seine Entwicklung zum Ordensstifter. Denn indem sie durch ihre Verfolgungen ihn veranlaßte, in Paris seine Studien fortzusetzen, öffnete sie seinem Tatendrange eine neue weit aussichtsvollere Bahn und, wenn sie auch glücklich erreichte, daß jene erste fromme Verbindung sich auflöste, so konnte sie doch nicht verhindern, daß Ignaz in der Weltstadt an der größten katholischen Universität alsbald von neuem einen Kreis von Jüngern um sich sammelte.

Der erste Versuch endete freilich wieder mit einem Mißerfolge. Der eine der 3 spanischen Studenten, die er noch 1528 für sich gewann, wurde tiefsinnig, die beiden anderen ergaben sich einem exaltierten Büßerleben. Die Ursache war bei allen 3 der nervenerschütternde Eindruck der religiösen Übungen, zu

denen Ignatius sie angeleitet hatte. Die gesamte spanische Studentenschaft von Paris geriet darüber in stürmische Erregung. Als ein Verführer der Jugend sollte Ignaz im Kolleg der Barbara, zu dem er gehörte, öffentlich ausgepeitscht werden. Gleichzeitig wurde er von neuem bei der Inquisition als Ketzer denunziert. Kurz: seine Sache schien verloren. Aber auch diesmal entwaffnete er durch seine Kaltblütigkeit die Gegner. Seine Gefährten mußte er zwar fortan sich selber überlassen, aber ihm selbst wurde kein Haar gekrümmt. Auch diese schwere Krisis endete noch mit einem glimpflichen Frieden.

Indes war er klug genug, fürs erste seine frommen Werbungen um die Seelen der Studenten einzustellen. Er wandte sich mit ganzer Energie jetzt einmal dem bisher arg vernachlässigten Studium zu. Der Erfolg war nicht groß: er ist nie ein Gelehrter geworden. Aber er empfing doch wenigstens einen mächtigen Eindruck von der neuen humanistischen Bildung, wie sie im Kolleg der Barbara von den Professoren vertreten wurde: von jenem Humanismus, der nur in der Form und Methode humanistisch war, aber in der Anschauung und Gesinnung durchaus auf dem Boden der alten Kirche verharrte. Für diesen Humanismus konnte auch er sich erwärmen. Diesem Humanismus hat er später als Organisator des gelehrten Unterrichts zu weltgeschichtlicher Wirkung verholfen.

Inzwischen hatten seine Zukunftspläne endlich eine bestimmtere Gestalt gewonnen. Der alte Plan der Muhammedanermission hatte seine tatendurstige Seele wieder mit aller Macht gepackt. Für dies romantische Unternehmen beschloß er jetzt von neuem seine ganze Kraft einzusetzen und vor allem unter der Pariser Studentenschaft die nötigen Hilfskräfte zu werben. Aber er griff jetzt nicht mehr so rasch zu wie früher. Er suchte und wählte lange, bearbeitete dann aber auch die Jünglinge, die er gewinnen wollte, mit zähester Energie, bis er sie schließlich sich ganz zu eigen machte.

Der erste, den er für immer an sich fesselte, war der Stuben- und Studiengenosse, mit dem er repetierte, Peter Faber, ein armer Bauernsohn aus Villarette in Savoyen, eine schwerlebige, zähe, aber treue Natur, die mit allen Fasern ihres Wesens festhielt, was sie einmal langsam sich angeeignet hatte, den massiven Aberglauben der Jugend, wie den Glauben an die Mission des Ignatius, die Geheimnisse der aristotelischen Philo-

sophie, wie die Geheimnisse der religiösen Übungen, durch die Ignaz Schritt für Schritt von seiner Seele Besitz ergriffen hatte. Faber folgte der andere Stubengenosse, Franz Javier aus Pampluna, ebenfalls eine Natur, die nicht leicht sich ergab, aber sonst völlig verschieden von dem Zeit seines Lebens etwas unbeholfenen Savoyarden: ein junger, schöner, gewandter Edelmann von höchst sanguinischem Temperament, aber wahrhaft rührender Herzensgüte, später der berühmteste Missionar des Jesuitenordens. Diesen beiden Erstlingen schlossen sich 1532 an 2 junge Kastilianer, Jakob Lainez und Alonso Salmeron, der letztere eine jener Naturen, die Zeit ihres Lebens etwas von der Frische und dem Feuer, aber auch leicht von der Unfertigkeit des Jünglings an sich behalten, der erstere ein Jüngling mit dem Kopfe eines Greises, ein früh fertiger, in der Theologie wie in der Diplomatie gleich rasch sich zurechtfindender Verstandesmensch, dessen schlagfertiger Logik kaum jemand gewachsen war, später der würdige Nachfolger des Ignaz im Generalat des Ordens. Weit weniger hervorragend waren die beiden nächsten Jünger: der Kastilianer Nikolaus Bobadilla und der Portugiese Simon Rodriguez: ein übereifriger, vielgeschäftiger und etwas strudelköpfiger Sanguiniker der eine, ein mehr zu lässigem Phlegma neigender, leicht mit sich zufriedener eitler Mann der andere, beide daher nicht eben leicht zu leiten.

Junge Leute lassen sich in der Regel leicht begeistern. Aber 6 so ganz von einander verschiedene Jünglinge, darunter so scharfe Verstandesnaturen wie Lainez, nicht bloß für ein phantastisches Unternehmen begeistern, sondern auf Tod und Leben sich zu eigen machen — beweist eine wahrhaft dämonische Anziehungskraft. Ignaz besaß in der Tat eine solche. Aber worin lag sie? nicht in seinem Äußern und in seinem Auftreten: er war ein kleiner Mann — kaum 158 cm hoch, er hinkte etwas, über seiner mächtigen Stirn lichtete sich bereits das Haar, sein Antlitz war mehr charakteristisch als schön. Dazu war er sehr wortkarg, sehr feierlich, ernst und gemessen in seiner Rede wie in seinen Gesten und endlich auch noch ein sehr alter Student, der in 7 langen Studienjahren noch sehr wenig vor sich gebracht hatte: im Ganzen also eine Persönlichkeit, die wie dazu geschaffen schien jungen, frischen, lebhaften, begabten Studenten als Zielscheibe des Spottes zu dienen, nimmermehr aber ihr Vorbild, ihr Meister, ihre Begeisterung zu werden. Aber

verbarg sich dann nicht vielleicht auch hier hinter gemessen feierlicher Ruhe ein für Freundschaft warm erglühendes Herz, das die jungen Seelen zu gleicher Zuneigung entflammte? Wir hören nichts davon. Ignaz hat in älteren Jahren nie einen wirklichen Vertrauten, geschweige denn einen Freund besessen. Er bedurfte dessen nicht. Erhaben über Sympathieen und Antipathieen beurteilte er die Menschen nur nach ihren Fähigkeiten und Leistungen und lebte daher einsam in einer Atmosphäre scheuer Ehrfurcht, in die kaum je der warme Hauch kindlich inniger Zuneigung sich mischte. Aber was war es dann, was die jungen Seelen so mächtig zu dem alten Studenten hinzog? Es war sein Ideal und der Zauber, den er bei sich trug: ein kleines, unscheinbares Büchlein, das trotz seines geringen Umfanges doch zu den Schicksalsbüchern der Menschheit gehört, unzählige Male gedruckt und über 400 Mal kommentiert worden ist, das Grundbuch des Jesuitismus und zugleich der Ertrag der langen inneren Entwicklung seines Meisters: Die geistlichen Exerzitien. —

Ein Schicksalsbuch der Menschheit — wer griffe danach nicht sogleich mit Interesse? Aber welche Enttäuschung! Dies Buch ist überhaupt kein Buch, nicht einmal ein Andachtsbuch: es will offenbar nicht gelesen, es will erlebt sein. Es bietet, meist im denkbar nüchternsten Ton, Anweisungen zum Exerzieren. Es ist ein Exerzierreglement, nur nicht ein Exerzierreglement zur Ausbildung des Leibes, sondern ein Exerzierreglement zur Schulung der Seele.*)

Als ein Exerziermeister der Seele stellt sich also Ignatius uns hier vor. Was verspricht er uns als solcher? Er verspricht die Seele so zu schulen, daß der Mensch seiner selbst mächtig werden, sich besiegen, seine Lebensführung nach einem unabhängig von schädlichen Affekten gefaßten Entschlusse regeln lerne. Ein hohes Ziel, von allen ersehnt, von wenigen erreicht! Voll Eifer vertrauen wir uns daher diesem Exerziermeister an und folgen ihm mit gespannter Neugier in die einsame Zelle, die er uns als Exerzierplatz anweist. Dort sollen wir für etwa 4 Wochen in stiller Abgeschiedenheit hausen — allein im Verkehre mit ihm, mit unseren Erinnerungen, unseren Gedanken — unseren Phantasien.

*) Vgl. zum Folgenden Manresa, bearbeitet von Anton Schmid, Regensburg 1903.

Vor Beginn des eigentlichen Exerzitiums stellt der Exerzitienmeister den Betrachtenden vor eine Frage, die ihn sofort zu ernstem tiefem Nachdenken zwingt: was ist die Bestimmung des Menschen und seine Stellung in der Schöpfung? Die Antwort lautet groß und erhaben: der Mensch ist dazu da, daß er Gott lobe, Gott Ehrfurcht erweise und ihm diene und also seine Seele errette. Dieser hohen Bestimmung entspricht seine Stellung in der Schöpfung: alles, was da lebt und webt, ist da um seinetwillen und soll ihm als Mittel zur Erfüllung seiner Bestimmung dienen. Aus dieser doppelten Erkenntnis ergibt sich dann aber auch sogleich die Stellung des Menschen zu der Schöpfung und zu den Geschöpfen. Er darf sie nur dann und nur insoweit gebrauchen, als sie ihm zur Erfüllung seiner Bestimmung dienlich sind. Er muß ihnen dann und insoweit entsagen, als sie ihm die freie Hingabe an diese seine Aufgabe erschweren oder unmöglich machen. Damit ist sogleich eine Grundregel für unser Verhalten in und zu der Welt gegeben. Sie lautet: sei gleichmütig und gelassen! Kein irdisches Gut sei dir Selbstzweck, sondern immerdar nur Mittel zum Zwecke und als solches nie ein Gegenstand leidenschaftlichen Verlangens, sondern stets nur ein Objekt kühler Erwägung, wonach du nur dann strebst, wenn die Vernunft es in Anbetracht des höchsten Zweckes als zweckvoll anerkennt und seinen Erwerb gebietet.

Nach dieser das Gemüt zugleich befreienden und erhebenden Betrachtung stürzt der Exerzitienmeister gleichsam die zu stolzem Fluge schon bereite Seele plötzlich hinab in die gähnenden Abgründe der Hölle. Im Dunkel der Mitternachtsstunde schaut sie die Hölle in ihrer ganzen Furchtbarkeit und mitten darin greifbar lebendig die Scharen der gefallenen Engel. Sie erinnert sich dabei sogleich der einstigen Herrlichkeit dieser gefallenen Geister, sie gedenkt bebend ihrer Sünde, sie ermißt schaudernd die Furchtbarkeit ihrer Strafe und blickt dabei immer entsetzt auf sich selbst, auf die Last ihrer eigenen Verschuldung. Diesem ersten furchtbaren Bilde folgt sogleich ein zweites: Adam und Eva, wie sie von dem Cherub mit dem feurigen Schwerte aus dem Paradiese vertrieben werden. Die ganze Geschichte der ersten Menschen tritt damit sogleich dem Betrachtenden wieder vor Augen: ihr Glück, ihre Sünde, ihr Elend nach dem Fall und Scham, Schmerz und Furcht erfaßt ihn dabei wiederum im Hinblicke auf seinen eigenen sittlichen Zustand: darnach wieder ein neues Bild: der Betrachtende sieht sich vor Gottes Throne: von Todsünden und allen möglichen anderen Sünden wird da verhandelt. Er gedenkt, daß viele wegen einer solchen Sünde in die Hölle hinabgestoßen worden sind, er ermißt schaudernd, daß Unzählige ewige Pein wegen geringerer Sünden leiden müssen, als ihm selber anhaften. Die ganze Schwere der Sünde, die Bosheit, die ihr eignet als einer Beleidigung des ewig gütigen Gottes, die vollkommene Gerechtigkeit der furchtbaren Höllenstrafen — das alles wird ihm auf einmal klar und offenbar. Aber der innere Aufruhr wird etwas besänftigt durch ein neues Bild: Christus am Stamme des Kreuzes! Wie ein Freund mit dem Freunde so redet die Seele mit ihm, sich selbst anklagend, sinnend und sich zermarternd, was sie bisher für ihn gethan, Rat und Hilfe flehend für die Zukunft, bis sie endlich ausbricht in die Worte des Gebets, das er selber sie gelehrt: „Vater Unser!“

Nach dieser ersten Übung in der Mitternachtsstunde gewährt der Exerzitienmeister dem Betrachtenden bis zum Morgen Ruhe. Aber sobald der Tag graut, ruft er ihn wieder zu seiner Pflicht. — Wieder sieht er sich vor Gottes Richterstuhl, das große Schuldbuch ist aufgeschlagen. Er soll Rechenschaft ablegen über seine Vergangenheit und sogleich zieht sein ganzes Leben an ihm vorüber: Kindheit, Jugend, Mannesalter. Alle Fehltritte werden wieder lebendig, ein nicht endenwollender Zug von scheußlichen Spukgestalten. Das Häßliche, was verborgen, die gemeine Bosheit, die vergessen schien, jetzt tritt sie schreckbar deutlich vor ihn hin und weckt zugleich die Erkenntnis der erbärmlichen Nichtigkeit des eigenen Selbst: „was bin ich Wurm unter den Millionen anderer Sterblicher, was bin ich Elender gegenüber den Engeln und den seligen Geistern!" Ein Gefühl des Ekels erfaßt ihn darob, daß er sich schließlich vorkommt wie ein einziges großes Geschwür, aus dem beständig scheußlicher Eiter quillt. Und nun noch die Erwägung, daß es der ewige Gott ist, den er beleidigt hat, der Allmächtige, dem gegenüber alle eigene Kraft als Schwachheit, der Allweise, dem gegenüber alles eigene Wissen als Unwissenheit, der Allgütige und Gerechte, dem gegenüber das ganze eigene Selbst als eitel Bosheit und Niedertracht erscheint! Schon tief erschüttert durch jene furchtbare Rückschau versetzt diese Erwägung die Seele des Betrachtenden in solche innere Qual, daß er in schmerzliches Stöhnen ausbricht, daß er es nicht fassen kann, daß die Erde ihn noch trägt, ihn noch nicht verschlungen hat, um ihn in 1000 Höllen hinabzustoßen. Aber wieder erscheint ihm darnach das Bild des Gekreuzigten und sogleich bricht er aus in heiße Dankesworte, daß Gottes Barmherzigkeit ihn noch verschont hat, und gelobt inbrünstig Besserung.

Kurz vor oder kurz nach der Messe, der der Betrachtende immer beizuwohnen hat, wird er dann zum 3. und um die Zeit der Vesper zum 4. Male von dem Exerzitienmeister zum Exerzieren befohlen. Aber er hat beide Male nur jene beiden ersten Übungen zu wiederholen, nur empfiehlt er sich im Gebete noch besonders der Fürbitte der Madonna, der Fürbitte Christi, der Barmherzigkeit Gottes. Anders das 5. Exerzitium am Abend: es beginnt gleich mit einem grauenhaften Bilde: die Hölle tut sich vor dem Auge des Betrachtenden auf in ihrer ganzen Weite, Breite und Tiefe: ein ungeheures Flammenmeer aus welchem die Seelen der Verdammten sich ganz deutlich abheben. Ihre Klagen, ihr Wutgeheul, ihre gräßlichen Flüche wider Christus und seine Heiligen gellen ihm ins Ohr. Der Rauch, der Schwefel, der scheußliche Gestank, der aus der Tiefe aufbrodelt, benimmt ihm fast den Atem, seine Zunge zieht sich zusammen unter dem schwefelich bitteren Geschmacke dieser Atmosphäre und sein Finger fühlt schaudernd die Gluten, in denen die unseligen Geister brennen. Er sieht, hört, riecht, schmeckt und fühlt mithin die Hölle, er erlebt sie mit allen Sinnen in all ihrer sinnfälligen Wirklichkeit. Aber er ist nicht allein bei dieser grausigen Höllenfahrt: Christus ist immer bei ihm. Mit Christus unterredet er sich immer, Christi Kreuz umfaßt er immer voll glühenden Dankes, daß er bis jetzt vor dem Schicksal der Verdammten unverdienter Maßen bewahrt geblieben ist. — Namentlich durch diese letztere Übung, welche alle Kräfte der Seele in die furchtbarste Spannung versetzt, wird der Betrachtende

so in den Grundfesten seines Wesens erschüttert, daß er am Ende der ersten Woche mit heißester Sehnsucht darnach verlangt, durch eine Generalbeichte sich von dem qualvollen Drucke des Schuldgefühls zu entlasten. Durch die Absolution innerlich befreit, durch die Kommunion wunderbar erquickt und gestärkt erhebt er sich dann wie aus einem stählenden Reinigungsbade zu den Übungen der 2. Woche. Und sogleich am ersten Tage zaubert ihm da der Exerzitienmeister ein anmutendes Bild vor: das heilige Land mit seinen Städten, Flecken und Weilern, Synagogen und Märkten, Bergen und Gefilden. Aber er läßt ihn nicht lange hierbei verweilen. Ein neues Gesicht zeigt sich: ein Monarch vom Himmel entsendet, dem alle Fürsten und Völker Gehorsam schulden. Er ruft seine Untertanen auf zum heiligen Kriege gegen die Ungläubigen. „Wer mir folgen will, der ordne seine Lebensführung nach meinem Beispiele! Er teile meine Mühen, aber auch dann meinen Sieg und mein Glück!" Lauter Jubelruf begrüßt diese Worte. Alle folgen ihm begeistert, denn der wäre ein schlechter Ritter, der in solcher Stunde sich zurückhielte. — Der König ist Christus. Er ist es, der die Herrschaft über die Welt begehrt und zum heiligen Kriege aufruft. Wer kann diesem Rufe widerstehen? Wer fühlt nicht sogleich den Drang, als Vasall seinem Dienste sich zu weihen? Aber auch bei diesem Gesichte verweilt der Betrachtende nicht lange. Er wird gleichsam plötzlich emporgehoben in den Äther. Von dort, gleichsam zwischen Himmel und Erde schwebend, betrachtet er die Menschheit in der ganzen Fülle und Verschiedenheit ihrer Rassen, Sitten und Lebensverhältnisse: hier Frieden, dort Krieg, hier Weinen, dort Lachen, hier Geburt dort Tod, Dieser Unruhe gegenüber zeigt sich aber ein Bild erhabener Ruhe: die Dreieinigkeit auf ihrem Throne und ein Bild voll süßen Trostes: die heilige Jungfrau in ihrem Hause zu Nazareth mit dem Engel Gabriel. Und all diese Bilder *leben*. Der Betrachtende hört ganz deutlich das tobende und gehässige Schreien und Fluchen der Menschen, aber ebenso deutlich auch, wie die Dreieinigkeit den Ratschluß der Erlösung faßt, wie und worüber die heilige Jungfrau mit dem Engel sich unterredet.

In derselben sinnlich lebendigen Weise erlebt er dann die Geburt des Herrn, die Anbetung der Magier, die Darstellung Christi im Tempel, die Flucht nach Ägypten, die Reise des 12jährigen nach Jerusalem. Aber dann wird ihm plötzlich, wieder in mitternächtiger Stunde, ein Gesicht von ganz anderer Art zu teil: zwei „Fahnen" Satan und Christus zeigen sich ihm: Satans Heer auf dem Gefilde von Babylon, in der Mitte Satan selber auf feurigem, rauchendem Throne, furchtbar und scheußlich anzuschauen, um ihn in unzähligen Scharen die Teufel. Satan hält eine Rede an dies sein Volk. Er sendet es aus, die Menschheit zu verderben. Aber gegenüber welch ein trostvoller Anblick: das liebliche Blachfeld von Jerusalem, darauf Christus, aber nicht auf einem Throne, sondern mitten unter seinen Jüngern, auch nicht schrecklich anzuschauen, sondern wunderbar schön und anziehend. Und auch er spricht, auch er ermahnt die Seinen. Aber wie so ganz anders lautet seine Rede! „Tut Hilfe an jedermann! Erfüllt die Menschen 1. mit Zuneigung zur Armut. Bewegt sie 2. sich ganz und gar der Armut zu ergeben! Entzündet 3. in ihnen Sehnsucht nach Schmach und Verehrung! denn das sind die 3 Reihen der Vollkommenheit."

Dies Gesicht kehrt mehrere Male wieder. Denn seine Betrachtung ist von größter Wichtigkeit: es ist die unmittelbare Vorbereitung für den Hauptakt der Exerzitien: die Wahl des neuen Lebenswegs. Alles kommt darauf an, daß diese Wahl in rechter Weise zustande kommt, ohne alle irdischen Nebenrücksichten im alleinigen Hinblicke auf die erhabene Bestimmung des Menschen, Gott zu dienen. Ist das endlich geschehen, ist diese schwerste Entscheidung, sowie die Vernunft im Angesicht Gottes es erheischt, gefallen, dann ist der Zweck der Exerzitien eigentlich erreicht: die Seele ist ihrer selbst mächtig geworden: der Mensch hat sein Leben einem neuen großen ewigen Zwecke dienstbar gemacht.

Allein zur Befestigung des gefaßten Entschlusses läßt der Exerzitienmeister in der 3. Woche den Betrachtenden noch die Leidensgeschichte, in der 4. die Auferstehung Christi und seine Erhebung zu himmlischer Herrlichkeit mit- und nacherleben. Zugleich sucht er durch Mitteilung einiger Regeln ihn zu strenger Kirchlichkeit anzuleiten. Der Betrachtende entschließt sich, der Kirche als Braut Christi mit Preisgabe alles eigenen Urteils unbedingt zu gehorchen, die Beichte, den häufigen Genuß des Abendmahles, den fleißigen Besuch der Messe, die Beobachtung der kanonischen Stunden eifrig zu empfehlen, alle Einrichtungen der Kirche, als Mönchtum, Zölibat, Reliquien, Fasten, Abläße, Wallfahrten zu loben, für die Dekrete der Päpste, die kirchliche Tradition, die scholastische Theologie energisch einzutreten. Ja mehr noch, er erklärt sich bereit: wenn die Kirche etwas was weiß ist für schwarz erklärt, ihr zuzustimmen, obwohl seine Sinne ihn Lüge strafen. — Nicht nur als ein neuer Mensch, der genau weiß, was er soll, was er kann und will, sondern auch als ein streng kirchlich gesinnter Katholik wird er somit endlich von dem Exerzitienmeister entlassen.

Überlegt er sich dann noch einmal, was er eigentlich in jenen vier Wochen erlebt hat, so erkennt er alsbald, daß der Exerzitienmeister höchst kunstvoll in seiner Anweisung dreierlei aufs innigste verbunden hat: er hat ihn 1. das ganze Drama der Welterlösung vom Falle der Engel bis zur Himmelfahrt Christi, so wie es das katholische Dogma darstellt, noch einmal nacherleben lassen, so daß er nunmehr in diesen Bilder- und Gedankenkreis sich ganz eingefühlt, eingedacht, eingelebt hat; er hat ihn 2. sein ganzes eigenes Leben noch einmal nacherleben lassen und ihn dadurch zur Selbsterkenntnis, Reue und zu tiefster Verzweiflung über seine bisher ganz verfehlte Existenz gebracht; und er hat endlich 3. durch beides ihn vermocht, mit seiner Vergangenheit zu brechen und ein neues Leben zu beginnen. Dies letztere, die Wahl des neuen Lebenswegs, ist der eigentliche Zweck, das eigentliche Ziel der Exerzitien. Alles andere ist Vorbereitung, Mittel, Exerzitium. Denn nicht auf Erzeugung und den Genuß frommer Gefühle kommt es Ignaz an,

er will eine Tat: die Wahl eines neuen Lebensziels auf Grund vollkommener Herrschaft über das eigene Selbst.

Diese praktische Abzweckung und die damit unauflöslich verbundene Anleitung zu völligem inneren Einleben in das katholische Dogma, dazu die Anordnung des Übungsstoffes in stetem Hinblicke auf das praktische Endziel, endlich die raffinierte Anspannung aller Seelenkräfte, Empfindung, Verstand, Phantasie in bewußter Abzielung auf die geforderte Willenstat — das ist Ignazs eigenstes Werk. Im einzelnen hat er viel von Vorgängern*) gelernt und entlehnt. Allein das fremde Gut ist nicht toter Stoff geblieben, sondern innerlich völlig angeeignet und umgeschmolzen, so daß die Exerzitien doch als ein Werk aus einem Gusse und einem Geiste sich darstellen.

Freilich dieser Geist ist von ganz besonderer Art. Die Erbauung ist hier nicht Selbstzweck, sondern nur Mittel zum Zwecke. Alle jene raffinierten Künste, durch welche die Phantasie, das Gefühl und das Denken wie mit Skorpionen aufgepeitscht und bis zu fieberhafter Erregung gereizt werden, werden nicht aufgeboten um der religiösen Sehnsucht Befriedigung zu verschaffen, sondern nur um das Gemüt zu drillen. Darin liegt zweifellos eine Entwürdigung der Religion. Aber nicht minder liegt eine solche in jenem Raffinement an sich. Denn es bedeutet eine Vergewaltigung und damit zugleich eine Vergiftung des Gefühls, welche notwendig wieder und wieder zu Selbstbetrug führt: die Empfindung der Gottesnähe, die das Gebet, sofern es frei aus der Seele quillt, die Andacht, sofern sie ungesucht von der Seele Besitz ergreift, immer begleitet, wird hier künstlich erzeugt, das Gefühl der Begnadigung, das nur dann die Kraft der Gewißheit hat, wenn es die Seele wie eine Offenbarung überkommt, durch trügerische Reizmittel künstlich hervorgerufen. Selbsttäuschung ist dann immer das traurige Ende.

Allein ist dann nicht wenigstens das Ziel, das Ignaz durch all dies anstrebt, unbedingt zu billigen? Stellt er nicht, ohne es geradezu zu formulieren, in den Exerzitien, und nicht nur in

*) Vor allem von Ludolf von Sachsen, aus dem Exerzitatorium des Garcia de Cisneros, aus den mystischen Schriften der Niederländer Gerhard Zerbolt von Zütphen und Johannes Mauburnus, aber auch von Thomas a Kempis und Savonarola. Das berühmte Gesicht von den zwei Fahnen ist Nachbildung einer Pseudo-Bernhardinischen Predigt.

den Exerzitien, ein neues Lebens- und Persönlichkeitsideal auf, dem jedermann beipflichten kann, ein Ideal, das dem Ideale Martin Luthers würdig zur Seite tritt und das Ideal der Renaissance noch überbietet? Man hat dies in der Tat behauptet. Man hat sein Ideal wohl kurz in dem Imperative zusammengefaßt: Bilde dein Selbst aus, aber nicht zum Genusse, sondern zur Tat. Allein entspricht dieser Imperativ in seiner ganzen Tiefe gefaßt wirklich Ignaz' Anschauung? Er hat zweifellos auf die Ausbildung seiner Jünger sehr großes Gewicht gelegt. Aber schon sein Lieblingsspruch 1. Kor. 9, 22, daß der Jesuit wie der Apostel allen alles sein müsse, um alle zu gewinnen, zeigt, daß bei ihm die Ausbildung nicht die Tat als solche zum Ziele hat, sondern die Mission, und zwar die Mission im weitesten Sinne des Wortes: innere und äußere Mission zusammengenommen. Sodann ist auch bei der Bestimmung seines Lebensideals unter keinen Umständen der Ideenkreis außer acht zu lassen, der all sein Denken und Tun zugleich beherrscht und begrenzt: der Ideenkreis des katholischen Dogmas. Somit bedarf jener Imperativ einer doppelten Korrektur: sowohl die Richtung „der Tat", wie die Sphäre, in der sie sich nach Ignaz bewegen soll, muß darin zum Ausdrucke gebracht werden. Sagen wir statt „Bilde dein Selbst aus zur Tat" „bilde dein Selbst aus, soweit es nötig ist, um unausgesetzt im Dienste der Kirche für das Seelenheil deiner Mitmenschen wirken zu können", so werden wir der Überzeugung des Ignaz zweifellos besser gerecht werden.

Dies Lebensideal klingt nichts weniger als mönchisch. Gleichwohl schließt es das mönchische Ideal nicht aus, sondern ein: denn das vornehmste Ziel der Ausbildung ist für Ignaz nicht wie für die Renaissance allseitige Entwicklung der Geisteskräfte, sondern die Stählung des Charakters. Selbstbeherrschung ist ihm die höchste, ja die Mutter aller Tugenden, aber nicht Selbstbeherrschung im landläufigen Sinne, sondern im Sinne der mönchischen Mortifikation: Selbstverleugnung bis zum Opfer der eigenen Einsicht und des eigenen Willens. Diese Selbstbeherrschung, deren Schwester jene so ernstlich geforderte Gelassenheit der Seele ist, gilt ihm als die unentbehrliche Voraussetzung für das Wirken zum Seelenheil der Mitmenschen. Die Ausbildung des Geistes kommt darnach erst an zweiter Stelle in Betracht. Auch ist weder ihr Maß

noch ihr Inhalt dem Gutdünken des Individuums überlassen. Der Einzelne lernt vielmehr, was der Orden für gut hält, um aus ihm ein brauchbares Mitglied zu machen. Und da auf diesen Zweck auch die Schulung des Charakters abzielt, so darf man vielleicht sagen: im Lebensideale des Ignaz ist das mönchische Ideal der Mortifikation mit dem Renaissanceideal verknüpft, doch so, daß sie nur als Voraussetzung betrachtet werden für die Erfüllung der eigentlichen sittlichen Aufgabe, und diese lautet: diene der Kirche! Damit war immerhin ein neues Ideal aufgestellt, ein Ideal, welches das mönchische Ideal überbot und das Renaissanceideal in verkürzter Gestalt in sich aufnahm, eben darum ein Ideal von zeugender Kraft. Denn es wirkte notwendig anziehend sowohl auf die kirchlichen Kreise wie auf die Kreise der Renaissancebildung: Jene lockte es durch seine kraftvolle asketische Stimmung, diese, die im Genuß des Selbst bisher das Glück wie die Tugend gesehen hatten, dadurch, daß es dem Selbst ein weit befriedigerendes Feld zu seiner Betätigung eröffnete, die Tat. Der ungeheure Erfolg des Jesuitenordens gerade in den gebildeten Kreisen der romanischen Länder findet darin zum Teil seine Erklärung. Er ist sicher nicht zuletzt eine Frucht seines Ideals, des Ideals des Ignatius.

2.

Die Entstehung des Jesuitenordens.

Paris feiert das Fest der Himmelfahrt Mariä. In einer Kapelle der Marienkirche auf dem Montmartre, wo niemand sie stört — denn der Montmartre lag damals noch weit außerhalb der Stadtmauer — finden wir Ignatius und seine Gefährten versammelt. Sie beichten. Dann liest Faber eine Messe. Beim Empfange der Kommunion leisteten sie alle ein Gelübde: sie verpflichten sich an einem bestimmten Tage nach Abschluß ihrer Studien auf all ihr Hab und Gut mit Ausnahme eines Zehrgeldes zu verzichten und darnach nach dem heiligen Lande zu ziehen, um dort als Missionare unter den Mohammedanern zu wirken. Sollte ihnen die Ausführung dieses Planes innerhalb eines Jahres nicht möglich sein oder der Aufenthalt an den heiligen Stätten verwehrt werden, so seien sie gehalten, sich

dem Papste zu beliebiger Verwendung im Dienste für das Seelenheil ihrer Mitmenschen zur Verfügung zu stellen.

Es ist die Stiftung einer Studentenverbindung für Mohammedanermission, die diese Szene uns vor Augen führt, nichts weiter.

Halten wir das fest und versetzen wir uns für einen Augenblick in die weiten Hallen der Peterskirche zu Rom! Da erhebt sich unter dem Walde von Statuen, an dem wir vorüberwandeln, auch ein kolossales Standbild des Ignatius. Aber der Künstler hat Ignatius nicht allein dargestellt. Unter den Füßen des Heiligen krümmt sich sterbend ein scheußliches Ungeheuer. Die gespaltene Zunge hängt weit aus dem klaffenden Rachen heraus und indem wir näher treten, lesen wir nicht ohne Erstaunen darauf die Worte: Luther und Calvin. Damit wird uns die Absicht des Künstlers sofort klar. Als den Überwinder des Dämons „Ketzerei" will er Ignatius feiern, als den Anti-Luther und Anti-Calvin ihm für ewige Zeiten einen Platz im Gedächtnis der Menschheit sichern.

Wir haben Ignatius bis zum Beginn seines 44. (40.) Lebensjahres begleitet. Aber nichts von einem Anti-Luther und Anti-Calvin an ihm gefunden. Wir haben der Stiftung des Jesuitenordens am 15. August 1534 beigewohnt. Aber wir fanden nur eine harmlose Studentenverbindung, die sich für Mission unter den Mohammedanern begeisterte. Wie paßt dazu jene Statue in St. Peter?

Der Tag, den die Genossen zur Einlösung ihres Gelübdes festgesetzt hatten, rückte heran. Schon vorher, am 8. Januar 1537, trafen sie, zehn an der Zahl — denn drei andere Pariser Studenten hatten sich ihnen inzwischen angeschlossen — in Venedig zusammen. Anfang März wanderten sie alle, Ignaz ausgenommen, nach Rom, um sich den Segen des Papstes zu ihrem Unternehmen zu holen. Der Papst empfing sie sehr gnädig. Aber ihren Missionsplan erklärte er für so gut wie unausführbar. Er hatte Recht. Denn eben jetzt war ein neues Kriegsbündnis zwischen ihm, dem Kaiser und der Republik Venedig gegen die Türken im Werden. Eine böse Kunde für die neun glaubenseifrigen Magister! Aber Ignatius wurde dadurch schwerlich in seiner Ruhe gestört. Er hatte inzwischen viel gesehen, viel gelernt, für eine ganz neue Art seelsorgerlicher Tätigkeit sich vorbereitet.

Nachdem er schon 1535 mehrere Monate in Azpeitia bei Loyola, wo er auf Rat der Pariser Ärzte von schwerem Magenleiden sich erholen sollte, mit großem Erfolge als volkstümlicher Prediger, Katechet und Sittenreformator sich versucht hatte, war er 1536 in Venedig in nahe Beziehungen zu Männern getreten, die ernstlich eine Reform des kirchlichen Lebens anstrebten, ohne doch mit dem katholischen Dogma zu brechen. Vor allem hatte er den neuen Orden der Theatiner kennen gelernt, eine Priestergesellschaft, die sich mit großem Ernste wieder den priesterlichen Funktionen widmete und durch ihre schlichten eindringlichen Predigten, ihren Eifer im Beichtstuhle, ihre aufopfernde Tätigkeit in den Spitälern eben damals in Venedig das größte Aufsehen erregte. Der Eindruck, den er hiervon gewann, stimmte ganz zu den Erfahrungen, die er in Azpeitia gesammelt hatte: er erkannte, daß die innere Mission ebenso nötig und nützlich sei, wie die äußere Mission unter den Mohammedanern. Und diese Erkenntnis wurde ihm sofort ein Appell zur Tat. Sogleich nach der Ankunft seiner Gefährten verwandelte sich der bisherige studentische Missionsverein zunächst provisorisch gleichsam in eine Genossenschaft für innere Mission. Sowohl in den Spitälern wie im Beichtstuhle wetteiferten die jungen Pariser Magister mit den Theatinern. Im Sommer, nach Empfang der Priesterweihe, verteilten sie sich dann auf fünf Städte des venetianischen Festlandes, um vornehmlich als Straßenprediger auf das Volk zu wirken. Der Erfolg war so groß, daß Ignatius über die nächste Aufgabe seines Vereins nicht mehr in Zweifel sein konnte. Als er jetzt seinem Gelübde gemäß sich entschloß, die Dienste seiner Genossenschaft dem Papste anzubieten, bildete er sie zugleich fürs erste um in eine Priestergesellschaft für innere Mission oder in eine Art katholischer Heilsarmee unter dem Oberbefehle des Papstes. Denn als einen Kriegsdienst betrachtete er ihre Mission und legte ihr darum eben jetzt auf dem Wege nach Rom Anfang 1538 den Namen bei, unter dem sie noch heute streitet: „Kompagnie Jesu".

In Rom wartete seiner zunächst eine große Enttäuschung. Schon in Venedig hatte das Gespenst der Inquisition wieder einmal seine Pfade gekreuzt. Jetzt, im Augenblicke der letzten Entscheidung, erhob es sich von neuem drohend wider ihn: er wurde öffentlich der Ketzerei bezichtigt. Zwar gelang es ihm

leicht, seine Ankläger als bloße Verleumder zu erweisen. Aber nur dem persönlichen Eingreifen des Papstes verdankte er es, daß der Richter nicht die Sache vertuschte und ihn mit einer bloßen Ehrenerklärung abspeiste, sondern durch einen förmlichen Prozeß seine Unschuld öffentlich feststellen ließ.

Damit schien er endlich am Ziele. Aber als er nun im Sommer 1539 der Kurie den Statutenentwurf der Kompagnie Jesu zur Bestätigung vorlegte, zeigte sich ein neues Hindernis. Der Vorsitzende der Kardinalskommission, welche das Statut zu prüfen hatte, weigerte sich, den neuen Orden zuzulassen. Fast ein Jahr verging, ehe er seinen Widerstand aufgab. Und auch dann erteilte er seine Zustimmung nur unter der Bedingung, daß die Zahl der Mitglieder nicht mehr als 60 betrage. Mit dieser Beschränkung, die jedoch schon 1543 aufgehoben wurde, bestätigte Papst Paul III. endlich am 28. September 1540 in der berühmten Bulle, die „wie prophetisch" anhebt mit einem Hinweis auf „das Regiment der streitenden Kirche", den neuen Orden.

Nun handelte es sich nur noch darum, dem neuen Orden ein Oberhaupt zu geben. Alle Stimmen vereinigten sich selbstverständlich auf Ignatius. Nach langem Widerstreben, zu welchem er sich — echt mittelalterlich — verpflichtet fühlte, um seine Demut zu erweisen, nahm er endlich auf Befehl seines Beichtvaters die Wahl an. Am 22. April 1541 — also fast 20 Jahre nach jener entscheidenden Stunde zu Pampluna — ergriff er offiziell als General die Regierung seines Ordens. —

„Kompagnie Jesu" nannte sich der neue Orden. Er hätte sich ebensogut „Kompagnie des Papstes" nennen können. Denn dem Papste verpflichtete er sich durch ein spezielles Treugelübde zu unbedingtem militärischem Gehorsam. Dem Papste gelobte er Kriegsdienste zu leisten auf allen Gebieten der inneren und äußeren Mission. Aber der Papst begann erst im Jahre 1540 die neue Hilfstruppe in seinem Dienste zu verwenden. Bis dahin ist die Kompagnie ausschließlich und mehrere Jahre hindurch vorwiegend eine Priestergesellschaft für innere Mission gewesen. Zur Kompagnie des Papstes hat sie sich erst ganz allmählich entwickelt.

Bekehrung der entkirchlichten Massen — das ist gleichsam die Losung, unter der sie demgemäß fürs erste streitet. Aber wie ist dies Ziel zu erreichen? Seit dem improvisierten

Evangelisationsversuch in Azpeitia war Ignaz darüber nicht mehr in Zweifel. Vor allem galt es der heranwachsenden Generation sich zu versichern. Darum soll der Jesuit in erster Linie Katechet sein. Er soll mit den Kindern des Volkes Christenlehre halten, ihnen die 10 Gebote und die Elemente des Glaubens einprägen und sie dadurch zu kirchlicher Gesinnung und Lebensführung erziehen. Den Erwachsenen wird man am ehesten im Beichtstuhle beikommen können. Darum soll der Jesuit nächst der Christenlehre sich das Beichthören besonders angelegen sein lassen. Aber das Volk hat sich vielfach der Beichte ganz entwöhnt, es geht vielfach gar nicht mehr zum Abendmahle. Folglich muß er ihm wieder Lust zum Beichten machen, indem er die wenigen, die kommen, nie ganz ohne Trost entläßt. Auf die übrigen kann er als Prediger in diesem Sinne wirken. Denn die Predigt ist immer der nächste und bequemste Weg zu den Herzen der Massen. Darum soll der Jesuit überall fleißig predigen und als Prediger immer auf Volkstümlichkeit bedacht sein, indem er die dogmatische Kontroverse nicht auf die Kanzel bringt, sich begnügt, „Tugenden zu empfehlen und vor Lastern zu warnen", und stets sich vor Augen hält, „daß Glut des Geistes und der Augen auf die Masse mehr Eindruck macht, als gefeilte Rede und gewählte Worte". Hie und da kann er dann noch den erzielten Erfolg durch Erteilung der geistlichen Exerzitien vertiefen. Aber die Exerzitien sind nicht für jedermann. Auf die weitesten Kreise wirkt dagegen die kirchliche Liebestätigkeit. Darum soll sich der Jesuit auch durch Eifer in den Werken der Nächstenliebe hervortun.

Mit genialem praktischem Blicke hat so Ignaz schon in dem Statut von 1539 ein Programm der inneren Mission aufgestellt, welches sich wirklich ausführen ließ, nichts Unnützes verlangte, die wirksamsten Mittel zur Bekehrung der Massen klar bezeichnete. Und dies Programm blieb nicht ein bloßes Papier, es wurde Punkt für Punkt durchgeführt.

Überall, wo sie auftraten, machten sich die Jesuiten zunächst als volkstümliche Katecheten, als volkstümliche Prediger, als Beichtväter, Exerzitienmeister und Organisatoren der kirchlichen Liebestätigkeit bekannt. Ignaz ging in Rom mit gutem Beispiele voran. Er katechesierte, er predigte, er hörte Beichte, er erteilte die Exerzitien, insbesondere aber trieb er in großem

Stile kirchliche Liebestätigkeit: schon während der Hungersnot des Jahres 1538 zeigte er, was er auf diesem Gebiete zu leisten vermochte. Er verpflegte damals in seinem Hause nicht weniger als 300 Arme und verteilte an Tausende Brot. Später, 1543, errichtete er zwei große Waisenhäuser. Zur selben Zeit betrieb er eifrig, aber leider ohne Erfolg, die Gründung eines Arbeitshauses für die zahlreichen Bettler der ewigen Stadt. Mehr Erfolg hatte er mit seinem Kampfe gegen die Prostitution. Bereits 1544 konnte er ein Marthahaus, d. i. ein Asyl für verheiratete Prostituierte eröffnen. Zwei Jahre später glückte ihm auch die Errichtung einer Bewahranstalt für sittlich gefährdete Mädchen. Kurz, er war mit Eifer und Erfolg auf allen Gebieten der inneren Mission tätig und wurde dadurch binnen kurzem in Rom eine stadtbekannte Persönlichkeit.

In ähnlicher Weise wirkten neben ihm in Rom und außerhalb Roms seine Jünger. Besonders beliebt machten sie sich unter anderem durch ihre eifrigen Bemühungen Privatfeindschaften beizulegen und durch ihr Streben, das kirchliche Bruderschaftswesen wieder zu beleben. Hie und da erwarben sie sich jetzt schon solches Vertrauen, daß man ihnen die Reform der zuchtlosen Nonnenklöster, ja die Visitation ganzer Diözesen übertrug. Und dabei weilten sie doch nur ausnahmsweise längere Zeit an einem Orte. Eine zigeunerhafte Beweglichkeit schien ihnen eigen. Denn Ignaz hielt sie gleichsam immer in Atem und erlaubte ihnen in der Regel nicht, sich irgendwo fest einzuleben.

Indes die innere Mission war schon damals nicht das einzige Arbeitsfeld des Ordens. Bereits am 7. April 1541 schiffte sich Franz Javier mit zwei Gefährten in Lissabon ein, um in den portugiesischen Kolonien des fernen Ostens das Christentum zu verkündigen. Damit begann der große Eroberungszug des Ordens in den heidnischen Ländern. In Italien widmete er sich in jenen Jahren u. a. auch der Judenmission, wobei Ignaz wiederum sein großes organisatorisches und agitatorisches Talent bewies. Denn er bewirkte nicht nur, daß der Papst den Juden den Übertritt zum Christentum gesetzlich erleichterte, sondern errichtete auch 1543 in Rom ein Heim für jüdische Konvertiten und wußte durch pomphafte Inszenesetzung der Judentaufen die weitesten Kreise für dies fromme Werk zu interessieren.

Eine fast unheimliche Rastlosigkeit und Vielseitigkeit zeichnete mithin den jungen Orden aus, so daß man unwillkürlich die Zahl seiner Streitkräfte überschätzte. Und doch verfügte er 1543 noch nicht über 60 Mitglieder. Aber die kleine Schar stellte eine Elitetruppe dar, Mann für Mann erlesen, Mann für Mann bemüht, dem Lieblingsspruche des Ignatius zu entsprechen: „allen alles zu sein, um alle zu gewinnen". Immerhin wäre sie nicht imstande gewesen, so viele Aufgaben in Angriff zu nehmen, hätte Ignatius nicht klug es vermieden, an einem Punkte seine Streitkräfte festzulegen. Er verpflichtete sich nie und nirgends zu einer dauernden Tätigkeit. Selbst die Verwaltung der frommen Anstalten, die er gegründet hatte, legte er, sobald ihr Bestand gesichert schien, nieder und sogar mit der Leitung jener neuen Bruderschaften, die seine Genossen gestiftet hatten, wollte er sich nicht befassen. So gelang es ihm in der Tat, seine Kompagnie immer marschbereit zu halten und, sobald der Papst nur winkte, die nötigen Streitkräfte mobil zu machen.

Papst Paul III. hat die Dienste der Kompagnie jedoch zunächst nur in ziemlich bescheidenem Umfange in Anspruch genommen. 1538 beauftragte er Faber, Lainez, dann auch Salmeron, Vorlesungen an der römischen Universität zu halten, 1540 sandte er Lejay zur Bekämpfung protestantischer Ketzer nach Brescia, 1541 gingen Salmeron und Broet auf seinen Befehl in geheimer Mission nach Irland, 1542 wählte er Faber, Lejay und Bobadilla zu Begleitern des deutschen Legaten Morone, 1546 ernannte er Lainez und Salmeron zu päpstlichen Theologen auf dem allgemeinen Konzil — das waren, wenn nicht die einzigen, so doch die wichtigsten Aufträge, die er aus eigener Initiative dem Orden erteilte. Als „Kompagnie des Papstes" war mithin der Orden zunächst nur zeitweilig tätig. Aber er entledigte sich seiner Aufgaben immer so prompt und geschickt, daß er schon unter Paul völlig in diesen seinen selbstgewählten Beruf hineinwuchs. Schon unter Paul hat er das Vertrauen der Kurie für immer gewonnen. —

Eine kleine Studentenverbindung für Mohammedanermission — das war der Jesuitenorden an seinem Geburtstage, 15. August 1534. Eine Priestergesellschaft für innere Mission — das war er vorwiegend bei der Feier seines ersten Dezenniums, 15. August 1544. Ein Schul- und ein antiprotestantischer

Kampforden — das ist sein Charakter schon bei der Feier seines zweiten Dezenniums, 15. August 1554.

In den Jahren 1544—1554 ist mithin zum zweiten Male eine Verschiebung seines Programms erfolgt. Zum zweiten Male hat er die Front geändert, zum zweiten Male neuen Aufgaben sich zugewandt, zum zweiten Male die neuen Aufgaben gleich zu seinen Hauptaufgaben gemacht. Eine Tatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung! Denn erst durch diese zweite Frontänderung hat er endgültig die Form und die Gebiete seines weltgeschichtlichen Wirkens gewonnen, ist er endgültig zur Kompagnie des Papstes geworden.

Vergegenwärtigen wir uns, um das recht zu begreifen, die Lage und die Tätigkeit des Ordens im Jahre 1554!

Ende 1544 zählte man erst neun jesuitische Niederlassungen in Europa: je zwei in Italien, Spanien, Portugal, je eine in Frankreich, Deutschland und in den Niederlanden. Ende 1554 unterschied man dagegen schon acht Ordensprovinzen. Die erste, Indien, zählte allein zwölf Niederlassungen, davon zwei in Japan. Die zweite, Brasilien, fünf; die dritte, Portugal, fünf; die vierte, Kastilien, neun; die fünfte, Südspanien, fünf; die sechste, Aragon, vier; die siebente, Italien ohne Rom, elf; die achte, Sizilien, drei. Direkt unter dem Kommando des Generals standen noch drei Ordenshäuser zu Rom, die Kollegien zu Tivoli und Wien, die Niederlassung in Tournai, die jesuitischen Studentenverbindungen in Löwen, Köln und Paris.

Das Ordensgebiet reichte also damals bereits von den japanischen Inseln bis zur brasilianischen Küste. Es umfaßte bereits nicht weniger als 61 Orte und 63 Häuser, ungerechnet die noch nicht gesicherten Stationen in Tetuan, in der portugiesischen Kongokolonie u. s. w. und doch war noch nicht einmal der Aufmarsch der Kompagnie vollendet. Das lehrt nicht allein die Tatsache, daß schon in den nächsten $1^1/_2$ Jahren bis zum Tode des Ignaz — 31. Juli 1556 — die Zahl der Provinzen auf 12 sich vermehrte, die Zahl der besetzten Orte auf 72, die Zahl der Häuser und Kollegien auf 79, die Zahl der Ordensangehörigen auf etwa 1000 — das ergibt sich auch aus der ganzen Art ihrer Aufstellung. In Mitteleuropa und in den portugiesischen Kolonien gleichen die einzelnen Stationen noch vorgeschobenen Posten im Feindesland, aber auch in Süd-

europa weist die Postenkette noch starke Lücken auf. Und doch wird diese schon ungeheuer weit auseinandergezogene Gefechtslinie letztlich von einem Willen gelenkt und kommandiert. Denn alle Fäden der Ordensregierung laufen zusammen an einem Orte — im Kabinette des Ordensgenerals zu Rom.

Dies Kabinett gleicht schon damals dem Kabinette eines Fürsten und der General selber erscheint schon damals so mächtig wie ein Fürst. Er steht in Verkehr mit fast allen katholischen Höfen und empfängt Briefe, Anfragen, vertrauliche Mitteilungen aus allen Teilen der katholischen Welt. Dazu erhält er regelmäßig wenigstens aller Vierteljahre ausführliche Berichte von allen europäischen Ordensstationen und noch häufiger vertrauliche Berichte seiner einzelnen Jünger. Sein Kabinett ist somit eine kirchlich-politische Kanzlei und zugleich ein Nachrichtenbüreau großen Stiles. Wenn irgendwo, so können wir uns hier sowohl über die Ziele wie die Erfolge der Ordenstätigkeit informieren.

Mustern wir zunächst einmal die von den europäischen Stationen einlaufenden Berichte! Sie gewähren uns in mancher Hinsicht von der Tätigkeit des Ordens kein wesentlich neues Bild. Die Jesuiten sind auch jetzt noch als Katecheten, Beichtväter, Exerzitienmeister und Prediger tätig. Aber sie legen doch sichtlich auf die Katechese nicht mehr so großen Wert wie einst. Um so eifriger und gesuchter sind sie als Beichtväter. Insbesondere besitzen sie als solche jetzt schon in den Kreisen der Macht und Bildung großes Ansehen. Niemand ist sich über die Bedeutung dieser Tatsache so klar wie Ignatius. Wenn er eben damals an sämtliche Ordenspriester eine Instruktion für das Beichthören versendet, so ist er dabei sichtlich von dem Bestreben geleitet, die Macht des Ordens im Beichtstuhle zu erhöhen. Aber ebenso eifrig und gesucht sind die Jesuiten nach wie vor als Prediger. Sie predigen, wo sich nur die Gelegenheit dazu bietet: in Kirchen, Klöstern, aber auch in den Marthahäusern, in den Gefängnissen, auf den Galeeren, auf den Straßen und Plätzen. Und sie verstehen überall den Geschmack ihres Publikums zu treffen, mögen sie nun vor Fürsten und Vornehmen, vor Priestern und Kardinälen, vor Bauern und Hirten, vor Dirnen und Verbrechern reden. Ein glänzendes Probestück dieser in allen Sätteln gerechten Beredsamkeit liefert eben damals in Genua der gewandte Lainez mit seinem Predigtzyklus über Wechsel- und Handelsrecht, durch den er die große Handelsstadt ganz für den Orden erobert. Neben der Predigt und der Tätigkeit im Beichtstuhle spielt auch jetzt noch die Erteilung der geistlichen Exerzitien eine große Rolle. Aber auch die Werke der Nächstenliebe werden noch keineswegs vernachlässigt. In Palermo gründen die Patres eben damals ein Marthahaus und ein Waisenhaus, in der Diözöse Girgenti sogar ein Kreditunternehmen zur Entlastung der tief verschuldeten sizilianischen Bauern, in Neapel und

anderwärts Sakramentsbruderschaften, die sich zur Unterstützung der Kranken und zur Beilegung von Privatfeindschaften verpflichten. Die letztere Aufgabe läßt sich aber auch der Orden überall besonders angelegen sein. Kurz, seine Tätigkeit auf dem Gebiete der inneren Mission ist noch immer sehr lebhaft und umfassend.

Aber man braucht die Berichte nur oberflächlich zu durchblättern, um sofort zu erkennen, daß eine andere Aufgabe ihn jetzt schon mehr in Anspruch nimmt. In Italien zählt man Ende 1554, Anfang 1555 bereits 15 Jesuitengymnasien, in Sizilien 3, darunter 1 mit Universitätskursen, in Portugal und Spanien je 2, darunter 1 mit Universitätskursen, in Deutschland 1, insgesamt also 23 höhere Lehranstalten mit etwa 2500 Schülern. In den nächsten $1^1/_2$ Jahren steigt die Zahl der Anstalten auf 36, die Zahl der Schüler auf etwa 5700 Köpfe. Dazu kommen noch 12 Konvikte jesuitischer Scholaren an katholischen Universitäten, in denen zum Teil bereits jesuitische Professoren Vorlesungen halten (in Spanien). Der Jesuit ist also schon damals nicht mehr bloß Katechet, Prediger, Beichtvater, Missionar, sondern vor allem Gymnasial- und Universitätslehrer, der Jesuitenorden ist nicht mehr vorwiegend eine Gesellschaft für innere Mission sondern vorwiegend ein Schulorden, und der Jesuitengeneral nicht mehr bloß der Leiter einer Priestergesellschaft für innere und äußere Mission, sondern zugleich gleichsam der Dezernent für das höhere Unterrichtswesen im katholischen Europa.

Damit hat sich aber auch die Angriffsfront des Ordens nicht unwesentlich verschoben. Hatte er ursprünglich sich vorwiegend an die Massen gewandt, so wendet er sich jetzt in erster Linie an die höheren Stände. Sie sucht er jetzt vor allem zu gewinnen, zu bekehren, für sich anzuwerben. Er ist darum schon jetzt ein vornehmer Orden. Er ergänzt sich damals schon fast ausschließlich aus der Aristokratie der Macht, des Geldes und der Bildung, und er findet infolgedessen ganz naturgemäß auch in diesen Kreisen die meiste Förderung. Ihrer Gunst und nicht der Gunst des Volkes verdankt er all die großen Erfolge, die er schon damals errungen hat. Das Volk begehrt seiner nirgends, wenn es auch, sobald er da ist, leicht von ihm sich gängeln und leiten läßt.

Aber der gelehrte Unterricht ist nur eine, nicht die einzige neue Aufgabe, der sich der Orden 1554 mit Energie widmet. Schon in den Berichten aus Italien, Spanien und Frankreich hören wir vielfach von Begegnungen und Kämpfen der Patres mit Ketzern. In der Auvergne hat Pater Broet viel mit den Calvinisten zu tun. Im Veltlin ist Pater Galvanella der einzige, der den übermächtigen Protestanten die Spitze bietet. In Neapel predigt Salmeron gegen das Gift der Häresie. In Ferrara führt Pater Pelletier eben damals die calvinistische Herzogin Renata mit sanfter Gewalt in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche zurück. Aber weit mehr noch ist von derartigen Dingen in den Berichten aus Deutschland die Rede. In Deutschland betrachten die Patres den Kampf gegen die Ketzerei offenbar als ihre wichtigste Aufgabe. Hier wirkt der Orden, sofern er überhaupt wirkt, ausschließlich als Kampforden.

Der Sitz der Kriegsleitung ist aber auch für Deutschland nicht etwa Wien, sondern Rom. In Rom schult Ignaz schon seit 1552 im

deutschen Kolleg die Streiter, die als Offiziere den Kampf leiten sollen. In Rom entwirft er fast genau 20 Jahre nach jener Weihestunde auf dem Montmartre — 18. August 1554 — den berühmten Angriffsplan auf das ketzerische Deutschland, den dann die katholischen Fürsten im Bunde mit den Jesuiten fast Punkt für Punkt durchgeführt haben. So hat schon er im großen Stile den heiligen Krieg gegen das protestantische Deutschland organisiert und damit alle späteren Siege des Ordens auf diesem Boden vorbereitet.

So mannigfache Aufgaben das Statut von 1539 dem Orden stellt — der gelehrte Unterricht wird darin gar nicht erwähnt, der Kampf gegen den Protestantismus nur als eine mögliche, keineswegs aber als nächste und dringendste Aufgabe ins Auge gefaßt! Es erhebt sich daher die Frage: wie ist Ignaz zu dieser weltgeschichtlich bedeutsamen Erweiterung und Verschiebung seines Programms gekommen?

Sollte der Jesuit „allen alles sein können, um alle zu gewinnen", so mußte er nicht nur an Energie und Glaubenseifer, sondern auch an Bildung allen Kreisen, auf die er wirken wollte, überlegen sein. Niemand hat das klarer erkannt als Ignatius. Die wissenschaftliche Ausbildung spielt daher von Anfang an in der Erziehung der Ordensjünger eine fast ebenso große Rolle, wie die militärische Schulung des Charakters und des Gemüts. Aber nur die letztere betrachtete Ignaz als Aufgabe des Ordens. Die erstere überließ er den katholischen Universitäten, die seiner Ansicht nach mehr dazu geeignet waren, als der vielbeschäftigte Orden. So begegnen uns denn schon zu Beginn der 40er Jahre in Paris, in Padua, Coimbra, Alcala, Valencia Vereine jesuitischer Scholaren. Meist wohnen sie in einem Hause für sich unter der Leitung eines oder mehrerer Ordenspriester, die ihren häuslichen Fleiß überwachen und ab und zu mit ihnen Disputationen und Repetitionen veranstalten. Aber die Vorlesungen hören sie mit den anderen Studenten bei den Dozenten der betreffenden Universität. Dieses System hatte mancherlei Unzuträglichkeiten zur Folge. Gleichwohl beharrte Ignatius dabei, einerseits weil er die Seinen nicht noch mit Unterrichtsgeschäften belasten wollte, andererseits weil es keine bessere Propaganda für den Orden gab, als jene jesuitischen Studentenverbindungen. Noch ferner lag es ihm selbstverständlich, sich mit der Erziehung und dem Unterrichte *Fremder* zu befassen. Aber die Gelehrsamkeit und Disputierfertigkeit seiner Jünger machte einen so großen Eindruck, daß er dem doch nicht ganz sich entziehen konnte. Schon 1538 mußten Faber, Lainez und Salmeron auf Befehl Pauls III. an der römischen Universität einige Vorlesungen übernehmen. 1546 setzte dann Franz Borgia Herzog von Gandia, der mächtigste Gönner der Kompagnie in Spanien, es durch, daß der französische Pater Onfroi an seiner Universität Gandia eine Vorlesung über philosophische Propädeutik hielt, und 1547 bewirkte er, daß Ignaz sich bereit erklärte, sämtliche Professuren an der kleinen Universität mit Jesuiten zu besetzen. Aber Ignaz fügte sich, mehr der Not gehorchend, als dem eigenen Triebe. Da erbot sich Ende desselben Jahres der Stadtrat von Messina, dem Orden an der geplanten städtischen

Universität ein Kolleg zu errichten, falls der General sich verpflichte, stets 4 Professoren zu stellen. Einem so verlockenden Antrage konnte auch Ignaz nicht widerstehen. Schon nach Ostern 1548 ward die neue Schule mit 7 jesuitischen Lehrern eröffnet. Der Erfolg war so groß, daß Ignaz jetzt von allen Seiten um Überlassung jesuitischer Professoren bestürmt wurde und allen Widerstand gegen die Umwandlung des Ordens in einen Schulorden aufgab. Bereits im Jahre 1549 trat in Palermo ein zweites Jesuitengymnasium ins Leben. Gleichzeitig begannen die Jesuiten erstmalig an einer deutschen Universität, in Ingolstadt, zu lehren. 1550 folgte die Gründung des Gymnasiums von Tivoli, 1551 am 18. Februar die Eröffnung der Muster- und Zentralschule des Ordens, des römischen Kollegs zu Rom, nach Ostern die Eröffnung des Gymnasiums in Venedig, im Juni die Eröffnung der Schule in Wien, im Juli die des Gymnasiums zu Ferrara, im Oktober die des Gymnasiums zu Bologna. Im Laufe des Jahres 1552 traten dann hinzu die Kollegien zu Florenz, Neapel, Padua, Gubbio, Perugia, Modena und das deutsche Kolleg zu Rom, 1553 die Kollegien zu Lissabon, Evora, Monreale, 1554 die zu Cordova, Coimbra u. s. w. Im Verlauf von 6 Jahren hatte also der Orden schon überall im romanischen Südeuropa und auch in Deutschland mit Erfolg des Katheders sich bemächtigt. Die Jesuitenschule war 1554 schon fertig, sie war fertig, ehe der Orden noch zu dem Grundsatze gelangt war, seine Scholaren selber auszubilden!

Man sagt wohl: der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz gesiegt und die Vorherrschaft Preußens in Deutschland entschieden. Mit viel mehr Recht könnte man sagen: der jesuitische Schulmeister hat überall da, wo der Protestantismus erlag, gesiegt und in vielen schon ganz oder halb evangelischen Gebieten die Vorherrschaft der alten Kirche gesichert. Denn erst dadurch, daß der Orden in den romanischen Ländern, in Polen, aber auch in vielen deutschen Gebieten eine Art Bildungsmonopol erlangte, hat er die Kreise der Macht und Bildung, deren Wille über den Glauben der Völker entschied, wieder für den Katholizismus gewonnen. Die heutige Konfessionskarte Europas ist mithin zum guten Teile ein Ergebnis der Korrekturen, die der jesuitische Schulmeister an der Konfessionskarte von 1550 bis 1560 vorgenommen hat, und die geistige Kultur der katholischen Völker noch heute bis zu einem gewissen Grade ein Denkmal der Jesuitenschule, die einst sie völlig beherrschte.

Je bedeutungsvoller diese Tatsache ist, um so nachdrücklicher muß man betonen, daß Ignaz nicht von Anfang an auf die Eroberung des Katheders ausgegangen ist, sondern erst auf das Drängen fremder Gönner sich hierzu entschlossen hat. Dennoch ist die Jesuitenschule durchaus sein Werk. Nicht nur weil er

ihr das Gepräge seines Geistes aufgedrückt hat, sondern auch weil er mit höchster Umsicht und Energie die Umwandlung des Ordens in einen Schulorden vollzog, sobald er einmal von der Fruchtbarkeit dieses Arbeitsfeldes sich überzeugt hatte.

Wie ist er nun zum Organisator des heiligen Kriegs gegen die Ketzerei und damit zum Anti-Luther geworden?

Zur Beantwortung dieser Frage zunächst ein paar trockene historische Daten! Schon vor der Bestätigung des Ordens, im Sommer 1540, predigt Claude Lejay in Brescia gegen die Ketzer, aber Ignaz hat ihn nicht aus eigener Initiative dazu beordert, sondern im Auftrage des Papstes. Seit 1542 wirken dann Faber, Bobadilla und Lejay gegen die Ketzer in Deutschland, aber nicht Ignaz hat ihre Entsendung veranlaßt, sondern der päpstliche Legat Bischof Berard von Aquila. Im folgenden Jahre geht Salmeron zu demselben Zwecke nach Modena, aber der Kardinal-Bischof von Modena ist der eigentliche Auftraggeber. Zur selben Zeit kämpft Araoz in Lucca gegen die Ketzer, 1544 befehdet sie Lainez in Brescia, 1535 Broet in Faenza, Lainez in Bassano, aber sie tun das nicht auf einen ausdrücklichen Befehl des Generals, sondern aus persönlichem Eifer. Seit 1546 arbeiten dann Lainez und Salmeron mit großem Eifer gegen die Ketzer auf dem Konzil von Trient, aber nicht Ignaz, sondern wiederum der Papst ist ihr Auftraggeber. Im nächsten Jahre kämpft Salmeron in Bologna gegen das Lesen ketzerischer Bücher. Lejay wird vornehmlich mit Rücksicht auf die ketzerische Herzogin Renata nach Ferrara berufen. Aber in beiden Fällen hat wiederum nicht Ignaz den Anstoß dazu gegeben, sondern im letzteren der Herzog Herkules von Ferrara, im ersteren Salmerons persönlicher Eifer. 1548 bekehrt Broet in Bologna „viele Lutheraner", Silvester Landini wirkt hauptsächlich „als Vorkämpfer gegen die Ketzerei" in Luna und Sarzana, in beiden Fällen geht die Initiative wiederum nicht von Ignaz aus. 1549 arbeitet Landini in derselben Absicht in Camporeale, Salmeron in Verona, in der Stadt und Diözese Belluno, wiederum jedoch nicht im Auftrage des Ignaz, sondern der betreffenden Bischöfe. In demselben Jahre beginnen die Patres in Ingolstadt zu lehren, aber nicht Ignaz, sondern Herzog Wilhelm IV. von Bayern hat sie dahin berufen. 1550 übernehmen die Jesuiten in Messina zum Teil die Inquisition, aber der Inquisitor selber hat ihnen diese Aufgabe aufgezwungen. Sie sträuben sich jedoch sehr energisch dagegen und setzen wenigstens durch, daß sie Kriminalprozessen fern bleiben dürfen. 1551 eröffnen sie ihre Tätigkeit in Wien, aber nicht Ignaz, sondern König Ferdinand hat ihr Kommen veranlaßt. 1552 tritt in Rom das deutsche Kolleg ins Leben, aber nicht Ignaz, sondern der Kardinal Morone ist der Stifter. Allein Ignaz geht sogleich mit wahrem Feuereifer auf Morones Plan ein. Er sucht das Kolleg gleich im größten Stile zu organisieren. Er betrachtet jetzt den Kampf gegen die Ketzerei als eine wichtige Aufgabe seines Ordens, er übernimmt jetzt auch auf diesem Gebiete, wie der große Angriffsplan von 1554 zeigt, die Initiative.

Diese trockenen Daten sind ungemein lehrreich. Wie der Jesuitenorden erst ganz allmählich zum Schulorden geworden

ist, so ist er darnach auch erst ganz allmählich zum Kampforden geworden, und wie jene Umwandlung, so ist darnach auch diese in erster Linie ein Ergebnis fremder Einflüsse: die Kurie, etliche Bischöfe, Herzog Wilhelm IV. von Bayern, Ferdinand I. von Österreich haben seine Entwicklung in diese Bahn geleitet. Ignaz selbst hat sich zu dieser Aufgabe zunächst ebenso wenig gedrängt wie zu der Übernahme des gelehrten Unterrichtes. Aber wenn er zu der letzteren sich nur unter schweren Bedenken entschloß, so stellte er von Anfang an seine Truppe zu dem heiligen Kriege unbedenklich, ja gern zur Verfügung und wie er dann schließlich doch mit Energie dem gelehrten Unterrichte sich zuwandte, so hat er auch schließlich in dem heiligen Kriege noch die Initiative ergriffen und ihn mit größter Umsicht organisiert. Wenn er also auch nicht als der Anti-Luther, sondern mehr als ein katholischer August Hermann Francke seine weltgeschichtliche Laufbahn begonnen hat, so ist er doch im Laufe der Jahre der Anti-Luther *geworden*, und auch diese Entwicklung war nicht zufällig, auch nicht bloß ein Werk der äußeren Umstände, die sein Werden beeinflußten, sondern ebenso sehr *seine eigene Tat*. Denn er hat auch diese Aufgabe sich nicht durch die Umstände aufzwingen lassen, er hat sie mit vollem Bewußtsein ergriffen, sobald sie erst klar sich ihm darbot. Er ist mit vollem Bewußtsein der Anti-Luther geworden.

So bestätigt auch die Geschichte des Jesuitenordens die alte Wahrheit, daß die großen Gemeinschaften wie der einzelne Mensch erst allmählich im Verlaufe ihrer Entwicklung die Aufgaben erkennen, die Ziel und Richtung ihres weltgeschichtlichen Wirkens bestimmen. Erst im Jahre 1552 ist das Programm der Kompagnie in seinem ganzen Umfange klar festgestellt. Bis dahin ist es immer noch im Werden. Aber auch nach endgültiger Feststellung des Programms war doch der Orden selbst noch nicht fertig. Es fehlte ihm immer noch eine öffentlich anerkannte, sein Wirken und sein inneres Leben gesetzlich regelnde *Verfassung*.

Die Studentenverbindung von 1534 hatte eine solche Verfassung noch nicht nötig gehabt, denn sie war nur ein kleiner Verein zur Pflege gleicher Gesinnungen und Ideale gewesen, der sich wie alle solche Verbindungen ganz zu den Prinzipien der Gleichheit und Brüderlichkeit oder Bruderliebe bekannte. Die Priestergesellschaft für innere und äußere Mission hatte sich dann allerdings sogleich eine Verfassung gegeben und an Stelle

des Prinzips der Gleichheit das Prinzip der militärischen Subordination, an Stelle des Prinzips der Brüderlichkeit das Prinzip des militärischen Gehorsams gesetzt. Aber diese Verfassung war durchaus unfertig und blieb es auch noch lange Zeit. Erst als die Entwicklung des Ordens fast abgeschlossen war, machte sich Ignaz an die Ausarbeitung einer förmlichen Konstitution. 1550 war er im wesentlichen fertig, aber er besserte noch Jahre lang an dem Entwurfe herum, ehe er ihn endlich 1555 an die Genossen in Deutschland und Spanien sandte. Auf diese Weise ist es ihm nicht nur gelungen, den Ertrag der inneren Entwicklung der Kompagnie bei seiner Arbeit allseitig zu berücksichtigen, so daß die Konstitutionen zugleich als Produkt wie als ein Spiegel dieser Entwicklung erscheinen, sondern auch die Organisation des Ordens bis ins Einzelnste dem Zweck anzupassen, für den er geschaffen ist, d. i. ihn auch faktisch zu dem zu machen, was er der Idee nach sein soll: eine allzeit schlagfertige Elitetruppe im Dienst der streitenden Kirche.

Die Gewinnung einer solchen Elitetruppe hat er vornehmlich im Auge in den ersten Teilen der Konstitutionen über die Rekrutierung (1), die Entlassung (2), die Ausbildung (3, 4) der Mitglieder, die Erzielung der nötigen Schlagfertigkeit vornehmlich in den Bestimmungen über die Organisation in Teil 5—10.

Was zunächst die Rekrutierung anlangt, so ist kaum eine Körperschaft bei der Aufnahme neuer Mitglieder so vorsichtig und wählerisch, wie die Kompagnie Jesu. Nur gesunde, in kräftigem Alter stehende Personen von gewinnendem Äußeren, gutem Verstande, ruhigem, energischem Charakter erklärt Ignaz für unbedingt tauglich. Vornehme Herkunft und Reichtum sind nicht unbedingt erforderlich, aber immer eine Empfehlung. Nur bedingt tauglich sind Leute, die zu schwer besiegbaren Leidenschaften, zu Charakterschwäche, zur Schwärmerei, zu bornierter Versteifung auf ihre Ansichten neigen, geringen Verstand, geringes Sprachtalent, schwaches Gedächtnis verraten, an auffallenden körperlichen Gebrechen oder an auffallender Häßlichkeit leiden oder tief in Schulden stecken. Unbedingt untauglich sind dagegen alle Leute, die einmal einer ketzerischen oder schismatischen Gemeinschaft angehört haben, oder wegen Irrlehre öffentlich zensuriert worden sind, weiter Mönche und Eremiten, geistesschwache oder zu Geistesschwäche neigende Individuen, endlich Personen, die aus irgend welchem Grunde die Priesterweihe nicht erlangen können. Zu dieser letzteren Gruppe gehören auch die Frauen. Den Versuch, eine weibliche Abteilung des Ordens zu gründen, hat schon Ignaz in letzter Stunde verhindert, allerdings nicht aus kirchenrechtlichen Bedenken, sondern weil er der Meinung war, daß bei dem Verkehre mit Frauen nichts herauskomme als Feuer oder Qualm.

Denn obwohl er Frauen seine ersten Erfolge verdankte, dachte er in seinen alten Tagen doch sehr gering von dem schönen Geschlechte und gab, selber durch und durch harte, verschlossene Männlichkeit, bewußt auch seiner Gemeinschaft einen ausgesprochen männlichen, ja männischen Charakter.

Allein auch wenn der Neuling völlig tauglich erscheint, darf er nicht mit Sicherheit auf ein ungestörtes Verbleiben in dem Orden rechnen, denn in dem Orden herrscht das militärische System des blauen Briefes. Wer nicht gut tut, oder auch nur für die Arbeit des Ordens sich nicht geeignet erweist, wird ohne Weiteres entlassen. Solche „Aderlässe" kamen in älterer Zeit ziemlich häufig vor und sie schadeten in der Regel der Gesellschaft nicht. Sie erhielten sie gesund, jung und frisch und ersetzten vollkommen alle anderen scharfen Zuchtmittel.

Aber in der Regel bewahrte doch die Sorgfalt, welche die Gesellschaft auf die Ausbildung ihrer Jünger verwendete, sie vor solchen Enttäuschungen. — Der Rekrut tritt nach den Konstitutionen zunächst zu 2jähriger Dienstzeit in ein Probations- oder Erprobungshaus ein. Hier erhält er die für den Ritter Christi nötige militärische Schulung des Charakters und Gemütes. Er lernt entsagen und gehorchen, dazu auch beten und meditieren, in rechter Weise beichten und dem Gottesdienst beiwohnen. Daneben wird er unter Umständen schon im Predigen geübt. Aber mit Strenge wird darauf gesehen, daß er sich nicht in Andachtsübungen übernimmt und durch Kasteiungen seine Gesundheit schädigt. Verrät er keinerlei wissenschaftliche Begabung, so wird er nach Ablauf des 1. Dienstjahres weltlicher Koadjutor, d. i. er tritt dem Orden gewissermaßen als Laienbruder bei, als welcher er in den Ordenshäusern niedere Dienstleistungen aller Art zu verrichten hat. Zeigt er dagegen Talent, so wird er nach Ablauf des 2. Dienstjahres Scholastikus, d. i. er wird einer der vielen Ordensschulen überwiesen, um sich für eine lange Reihe von Jahren ausschließlich dem Studium zu widmen. Zunächst absolviert er das Gymnasium, dann studiert er 3 Jahre Philosophie. Hierauf wird er in der Regel eine Zeit lang als Lehrer verwandt. Hat er sich als solcher gut bewährt, so wird er zum Studium der Theologie zugelassen, welches wiederum wenigstens 4 Jahre in Anspruch nimmt. Den Abschluß und zugleich die Krönung dieser zweiten Studienzeit bildet die Priesterweihe. Aber dieselbe berechtigt den Empfänger noch nicht zur sofortigen Ausübung der priesterlichen Funktionen. Dazu erhält er erst nach Jahresfrist die Erlaubnis, nachdem er durch Ablegung der 3 Mönchsgelübde der Armut, Keuschheit und des Gehorsams eingetreten ist in die Klasse der geistlichen Koadjutoren. Aber auch als geistlicher Koadjutor gehört er im strengen Sinne noch nicht zu der Gesellschaft Jesu. In diese wird er erst aufgenommen, wenn er nach Ablauf eines 3. Probejahres und Absolvierung eines wissenschaftlichen Examens zum Profeß zugelassen wird, d. i. zu feierlicher Ablegung nicht nur der 3 Mönchsgelübde, sondern auch des speziellen Treuegelübdes, welches die Gesellschaft Jesu an den Papst bindet.

Aus diesem ungemein genau geregelten System der Ausbildung ergibt sich ganz von selbst die Gliederung der Truppe. Sie zerfällt danach in 4 Hauptklassen: 1. approbierte Scholastiker, d. i. die Schüler,

denn die Novizen die noch im Probationshause gedrillt werden, werden nicht zur Gesellschaft gerechnet; 2. die weltlichen Koadjutoren, 3. die geistlichen Koadjutoren, 4. die Professen. Zu diesen 4 Klassen kann unter Umständen noch eine 5. treten: die Klasse der Indifferenten, d. i. der geheimen Jesuiten oder Jesuiten von der kurzen Robe. Solche geheime Jesuiten begegnen uns schon zur Zeit des Ignatius. Wir finden darunter gewöhnliche Pfarrer, aber auch Domherrn und sogar einen hohen weltlichen Beamten, einen spanischen Vizekönig, samt und sonders Personen, deren öffentlicher Beitritt nicht rätlich erschien, weil ihr Amt sie in den Stand setzte, im Geheimen zum Besten der Gesellschaft zu wirken. Ob es heute noch solche geheime Jesuiten gibt, läßt sich natürlich nicht feststellen. Zulässig ist jedenfalls der geheime Beitritt noch ebenso wie einst, denn der betreffende Paragraph der Konstitutionen ist keineswegs aufgehoben.

Dies viergliedrige Heer bedarf selbstverständlich sowohl einer festen lokalen wie zentralen Organisation. Die unterste Stufe der ersteren bilden die gewöhnlichen Niederlassungen, Residenzen und Missionen, und die größeren Ordenshäuser, Kollegien, Probations- und Profeßhäuser. Diese Niederlassungen und Häuser sind wieder zusammengefaßt in Provinzen, an deren Spitze Provinziale stehen. Die Provinzen endlich sind zusammengelegt in sogenannten Assistenzen, deren es heute 5 gibt. Italien, Deutschland, Frankreich, Spanien, England mit Amerika. Die Vorsteher dieser Assistenzen, die Assistenten, sind aber nicht Lokal-, sondern Zentralbeamte, d. i. sie residieren in Rom. Ihre Funktionen kann man wohl mit den Funktionen der ehemaligen preußischen Provinzialminister vergleichen. Damit ist schon ein wichtiges Glied des Generalstabes des Ordens genannt. Außer ihnen gehören aber diesem Stabe noch an der Admonitor, d. i. der von dem Orden bestellte Kontrolleur des Generals, sodann die Gehilfen des Generals, unter denen den ersten Rang der Generalsekretär und der Generalprokurator, d. i. der Finanzminister des Ordens, einnehmen. Aber die Seele der ganzen Organisation ist doch der auf Lebenszeit gewählte General. Als alleiniger Inhaber des Kommandos leitet er unbeschränkt alle Bewegungen des Ordensheers und ernennt demzufolge mit Ausnahme der Assistenten und seines Admonitors auch sämtliche Ordensbeamte. Weiter verfügt er als solcher auch unbeschränkt über das Ordensvermögen und regelt durch Verordnungen mit Gesetzeskraft alle Angelegenheiten, die nicht eine Änderung der Ordensverfassung involvieren. Als alleiniger Vertreter des Ordens nach außen führt er sodann auch alle Verhandlungen mit dem obersten Kriegsherrn, dem Papste, und mit den dem Orden nahestehenden oder mit ihm verbündeten weltlichen Regierungen. Im Hinblick darauf könnte man wohl geneigt sein, mit dem spanischen Jesuiten Mariana die Verfassung des Ordens als absolute Monarchie zu bezeichnen. Allein 1. der General ist im Prinzipe nicht unabsetzbar, er ist darum 2. im Prinzipe auch dem Orden verantwortlich und steht 3. bis zu einem gewissen Grade unter der Aufsicht der Gesellschaft, welche ihm meist in der Person seines Beichtvaters einen Admonitor, Aufseher oder Ermahner zur Seite stellt. Damit war für eine Beschränkung der Gewalt des Generals Raum gegeben. Aber in Ignaz Sinne war eine solche sicherlich nicht. Sonst hätte er nicht durch die Bestimmung, daß es

allein im Ermessen des Generals stehe bei seinen Lebzeiten eine Generalkongregation zu berufen, jene Zugeständnisse faktisch geradezu illusorisch gemacht. Faktisch regiert also der General nach den Konstitutionen den Orden ebenso autokratisch, wie der Feldherr sein Heer. Immerhin besitzt doch auch diese Autokratie eine Art Parlament — die Generalkongregation —, bestehend aus den Provinzialen und einer Anzahl Deputierter der einzelnen Provinzen, welche meist ausnahmslos der höchsten Ordensklasse, den Professen, angehören. Dies Parlament hat nun zwar das Recht, im Falle der Erledigung des Generalats die Ordensregierung neu zu bilden, also einen neuen General, neue Assistenten und einen neuen Admonitor zu ernennen. Sie ist 2. die höchste gesetzgebende Körperschaft des Ordens und ist 3. allein befugt, Ordensniederlassungen aufzulösen. Aber da ihr Zusammentritt nur erforderlich ist, wenn ein General mit Tod abgeht, so stellt sie nicht wie in den anderen Orden ein Gegengewicht gegen die Macht des Generals dar und ist auch faktisch in der ersten Zeit ziemlich bedeutungslos gewesen. Noch weniger hat der General von der seit 1581 aller 3 Jahre zusammentretenden Versammlung der Provinzialprokuratoren zu fürchten, denn dieselbe dient lediglich zu seiner eigenen Information. Im Hinblick auf die Verhältnisse der ersten Zeit hatte also Mariana doch nicht Unrecht. So wie Ignatius ihn geschaffen hatte, war der Orden tatsächlich eine absolute Monarchie oder Autokratie.

Aber dieser strenge Absolutismus war selbstverständlich nur die Konsequenz der Ordensidee. Sollte der Orden jederzeit schlagfertig dem Papste zur Verfügung stehen, dann mußte er streng einheitlich regiert werden und vom ersten bis zum letzten Manne, von Ostasien bis an die brasilianische Küste *einem* souveränen Willen untertan sein. Diese *Einheit* des Oberbefehls war leicht gesetzlich zu statuieren, aber schwer praktisch durchzuführen. Allein Ignaz hat auch dafür Sorge getragen, 1. durch sorgfältige Ausbildung des schriftlichen Verkehrs, 2. durch Einführung einer eisernen militärischen Disziplin. Schon zu seiner Zeit spielt der schriftliche Verkehr in dem Orden eine Rolle wie in keinem Staate des damaligen Europa. Schon er führt eine förmliche Kabinettsregierung, schon er läßt kein Mittel unversucht, um sich zu informieren, selbst nicht das sittlich verwerfliche Mittel der Denunziation. Aber noch wichtiger war in seinen Augen die Disziplin. Die Grundsätze dieser Disziplin sind weltbekannt: die unbedingte *Subordination* und der *Kadavergehorsam*. Jene verpflichtet den Untergebenen in dem Oberen Christus selbst zu erblicken, dieser dem Oberen zu gehorchen „wie ein Leichnam, der sich auf jede Seite wenden läßt, wie ein Stab, der jeder Bewegung folgt, wie ein Wachskügelchen, das sich in jede Form drücken und ziehen, wie ein kleines Kruzifix, das sich nach Belieben drehen und richten läßt". Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß dies einfach die Grundsätze der militärischen Disziplin sind, wohl aber, daß Spuren davon uns schon lange vor Ignaz in der Geschichte des Mönchtums begegnen: schon der alte Benedikt von Nursia schärft ein, den Abt als Vizechristus zu betrachten, und schon Franz von Assisi empfiehlt geradezu den Kadavergehorsam. Allein auf die Neuheit des Gedankens kommt es nicht an, sondern auf den Ton, in dem er geltend gemacht wird. Beachtet man das, dann kann man doch

nicht leugnen, daß niemand von der Subordination und dem Gehorsam so hoch gedacht hat, wie Ignatius. Er hat geradezu eine Theorie des Gehorsams entwickelt, indem er drei Stufen unterscheidet, Gehorsam der Tat, des Willens, der Einsicht. Die letztgenannte ist die höchste. Denn der Verzicht auf die eigene Überzeugung ist das schwerste, was einem Menschen zugemutet werden kann. Aber eben darum ist er auch das eigentliche Merkmal des vollkommenen Jesuiten, das Ziel und zugleich die Krone der langen Erziehung, die der Orden seinen Jüngern angedeihen läßt.

Allein sollte die Truppe jederzeit schlagfertig dem General zur Verfügung stehen, so mußte zu der inneren Einheit noch die volle Unabhängigkeit der einzelnen von allen ihre Bewegungsfreiheit hemmenden Verpflichtungen hinzutreten. Ignaz hat auch dies bedacht und darum 1. den Seinen durch eine Fülle von päpstlichen Privilegien die Unabhängigkeit von allen geistlichen und weltlichen Behörden gesichert, ihnen 2. die Befreiung von allen störenden Mönchspflichten und geistlichen Standespflichten erwirkt und doch 3. ihnen alle, selbst die höchsten Vorrechte des Weltklerus, sowie den Ordensanstalten, soweit sie sich mit Universitätsunterricht befaßten, alle, selbst die höchsten Vorrechte der Universitäten verschafft. Der Jesuit ist demzufolge nicht verpflichtet eine bestimmte Tracht zu tragen, wie die Mönche, er ist nicht verpflichtet aus der Askese ein Geschäft zu machen, wie die Mönche, er ist nicht verpflichtet, beim Gottesdienst im Chore zu singen, wie die Angehörigen der Stifter und der sogenannten regulierten Chorherrenorden. Er ist also weder Mönch noch Weltgeistlicher im üblichen Sinne des Wortes, er ist etwas Besonderes für sich: der nach außen völlig unabhängige Diener einer Körperschaft, welche souverän durch das Machtwort eines nur dem Papste verantwortlichen Vorstehers geleitet wird. Das Gleiche gilt aber auch von allen Niederlassungen und Anstalten des Ordens. Sie sind, wo sie sich auch befinden, in dem betreffenden Staate Enklaven einer fremden Macht, die souverän über sie gebietet, mag auch aus Klugheit dies Verhältnis zuweilen verschleiert werden. Der Orden als solcher bildet sonach förmlich eine Politie für sich, einen Staat mit eigenem Rechte, eigener Verfassung, eigenem Vermögen, freilich einen Staat nach Art der alten germanischen Staaten: ein stets kriegsbereites Heer, dessen Devise lautet: alles zur größeren Ehre Gottes, d. i. zur größeren Ehre der von dem unfehlbaren Papste regierten Kirche.

Diese Organisation ist in ihrer Art zweifellos ein Meisterwerk und ihr Meister zweifellos eines der größten organisatorischen Genies aller Zeiten. Aber damit ist nicht gesagt, daß sie in der Entwicklung des Mönchtums ein absolutes Novum, eine völlige Neuschöpfung bezeichne. Sie erscheint vielmehr, unter der weltgeschichtlichen Perspektive betrachtet, ebenso wie das jesuitische Lebensideal, als die letzte Konsequenz gewisser in dieser Entwicklung längst vorhandener und wirksamer Tendenzen. Obwohl der Mönch ursprünglich nur auf Heiligung seiner eigenen Person bedacht ist und nicht bloß die Welt, sondern auch die Weltkirche und sogar seine Mitmönche flieht, macht sich doch sehr bald in dem Mönchtum eine zunehmende Tendenz zur Vergesellschaftung, zur Verkirchlichung, zur Verweltlichung geltend, womit sich dann auch das Bestreben verbindet, die Mönchsgemeinden behufs Erhöhung ihrer

praktischen Wirksamkeit immer straffer zu organisieren. Neben das Eremitenideal tritt schon im 4. Jahrhundert das koinobitische Lebensideal, neben die Eremitagen und Eremitenkolonieen, in denen der einzelne lediglich der Heiligung seines Selbst lebt, das Kloster, in dem die Übung der Bruderliebe als eine ebenso heilige Pflicht anerkannt ist. Auch erwacht schon damals, besonders im Abendlande, das Bestreben, die Mönche in den Dienst der Kirche zu ziehen, wie die Kirche, d. i. den Klerus, zu monachisieren. Dies Bestreben ist dann auf dem Boden der lateinischen Kirche immer wieder und immer mit größerer Energie hervorgetreten: der Zölibat des Klerus, die großen mönchischen Priestervereine des Mittelalters, wie z. B. die regulierten Augustiner, der Anteil der Mönche an der Kirchenreform sind weltbekannte Ergebnisse dieser immer mehr sich verstärkenden Wechselwirkung. Aber wichtiger war, daß das Mönchtum selbst die Askese hinter praktischen Werken der Bruderliebe in der Welt und hinter spezifisch kirchlichen Aufgaben zurückzustellen begann, also es als ideale Pflicht betrachten lernte, der Kirche und der Welt zu dienen. Krankenpflege, Loskauf christlicher Sklaven, ja sogar Brückenbauten und Kampf gegen die Ungläubigen werden seit dem 12. Jahrhundert von mönchischen Genossenschaften als spezielle Aufgaben anerkannt. Aber noch wichtiger wird wegen ihres ungeheuren Eindrucks die apostolische Predigt des Franz von Assisi. Obwohl sie gar nicht darauf abzweckt, führt doch auch sie zur Entstehung einer ganzen Gruppe neuer Mönchsvereine, die sogleich nicht nur der Predigt, sondern auch aller anderen priesterlichen Funktionen sich bemächtigen und mit dem Klerus auf seinem eigensten Gebiet in Konkurrenz treten, weil sie Predigt und Seelsorge als eine Pflicht des wahren Mönches ansehen. An diese durch die Bettelorden repräsentierte Entwicklungsstufe knüpft der Jesuitenorden unmittelbar an. Aber er überbietet die Bettelorden. Indem er die Askese und Beschaulichkeit nur noch als Vorübung zur Tat gelten läßt, das Wirken für andere, das Wirken in der Welt, das Wirken im Dienste der Kirche für die eigentliche Ordensaufgabe erklärt und die mönchische Lebensweise nur insoweit seinen Jüngern auferlegt, als sie jenes praktische Wirken nicht hemmt und hindert, führt er das Mönchtum völlig in die Kirche und in die Welt zurück, um es völlig der Kirche und der Welt dienstbar zu machen. Er bezeichnet somit den Höhepunkt und den Abschluß in jenem Prozesse der Verkirchlichung und Verweltlichung, und damit zugleich nach einer Seite hin den Höhepunkt und Abschluß der Entwicklung des Mönchtums im Abendlande. Aber wie sein Ideal, so erscheint auch seine Organisation in gewisser Beziehung als Höhepunkt und Abschluß dieser 1000jährigen Entwicklung. Die alten Klöster des Abendlandes sind ursprünglich völlig verwachsen mit den kirchlichen und politischen Verbänden ihrer Umgebung. Sie sind keine kirchlich und politisch selbständigen Gebilde. Aber je mehr das Mönchtum Anteil an der kirchlichen Verwaltung nimmt, um so stärker wird sein Selbstgefühl, um so lebhafter fühlt es den Drang, die Klöster kirchlich und politisch zu verselbständigen. Da dies Bestreben kräftig von der Kurie unterstützt wird, so führt es zugleich zu einem immer inniger werdenden Bündnisse des Mönchtums mit dem Papsttum, und da das einzelne Kloster oft nicht im stande ist, seine Selbständigkeit zu wahren,

so wird bald auch der Versuch gemacht, Klöster gleichen Rechtes zu festeren Verbänden zu vereinigen. So entstehen die ersten Klosterkongregationen oder Orden. In diesen Orden bilden die einzelnen Klöster zunächst noch ziemlich selbständige Organismen. Aber im Laufe der Zeit werden die Orden nicht nur immer internationaler und päpstlicher, sondern auch immer stärker zentralisiert. War die Verfassung der Zisterzer noch ganz aristokratisch, so daß den einzelnen Klosterfamilien eine gewisse Selbständigkeit verblieb, so haben die Bettelorden bereits eine ganz gleichmäßig ausgebaute Organisation mit ständiger durch ein Ordensparlament gewählter Zentralverwaltung, an deren Spitze ein allerdings nur auf Zeit fungierender General steht. Noch strenger ist die Gleichmäßigkeit und die Zentralisation durchgeführt in der Verfassung der in Spanien besonders hochangesehenen geistlichen Ritterorden: sie haben z. B. bereits auf Lebenszeit erwählte Vorsteher. Aber diese Gleichmäßigkeit und Zentralisation erscheint nur als schüchterner Versuch im Vergleich zu der Verfassung der Gesellschaft Jesu: hier ist durch die, wenn nicht rechtlich, so doch faktisch bestehende Autokratie des Generals eine Gleichmäßigkeit und Zentralisation erreicht, die nicht mehr überboten werden kann. Zugleich ist der internationale Charakter der Gemeinschaft, sowie ihre Autonomie gegenüber allen Gewalten außer der des Papstes durch die denkbar stärksten Garantieen geschützt. Somit bezeichnet die Kompanie Jesu auch nach seiten ihrer Verfassung den Gipfelpunkt der ganzen bisherigen Entwicklung des abendländischen Mönchtums. Nicht eine Überbietung, sondern nur Rückbildungen oder eine Auflösung der bisherigen Entwicklungsformen waren darnach noch möglich. Beides ist in der Tat eingetreten. Aber die Rückbildungen haben in der neueren Zeit lange nicht eine solche Bedeutung erlangt wie die mönchischen und mönchsartigen Vereine, die eine Auflösung des Mönchtums alter Art bedeuten, die religiösen und weltlichen Kongregationen.

Somit stellt die Gesellschaft Jesu im vollsten Sinne des Wortes nicht nur den Gipfelpunkt, sondern auch den Abschluß der Entwicklung des abendländischen Mönchtums alter Art dar. Sie ist der letzte große Orden, den die katholische Kirche hervorgebracht hat; sie ist aber zugleich derjenige Orden, der sich am weitesten von dem ursprünglichen Ideale des Mönchtums entfernt und doch die Tendenzen, die in dessen Entwicklung mächtig geworden sind, in seinem Ideale wie in seiner Verfassung am allerklarsten zum Ausdrucke bringt. Eben darum ist auch ihre Geschichte reicher und bewegter als die aller anderer Orden, aber nur ihre äußere, nicht ihre innere Geschichte. Denn das Wirken nach außen war die ihr gesetzte Aufgabe. Und diese Aufgabe hat sie treulich erfüllt. Sie hat sich nicht bloß willig in den Dienst der Kirche und der Welt gestellt, sondern zum Teil die Kirche und die Welt sich dienstbar zu machen verstanden. Sie ist selbst, wie wir sehen werden, eine Weltmacht geworden.

3.

Der Siegeszug der Kompagnie Jesu durch Europa.

Suchen wir gleichsam aus der Vogelschau einen Überblick über die kirchlichen Zustände Europas im Jahre 1545 zu gewinnen, so zeigt sich uns ein überaus merkwürdiges Bild. Die alte kirchliche Hauptstadt des Abendlandes, Rom, erscheint nur mehr wie ein Schatten ihrer einstigen Herrlichkeit. Zwei kleine Städte, deren Name vor einem Menschenalter nur im allernächsten Umkreise bekannt war, haben, wie es scheint, Roms Weltstellung an sich gerissen, so daß sie mehr noch als Rom die Blicke auf sich lenken: Wittenberg und Genf. Von Wittenberg aus hat das Luthertum 1545 bereits viele deutsche Gebiete, Preußen, Kurland, Livland, Estland, Finnland, Schweden, Norwegen und Dänemark für sich erobert. Die Ostsee erscheint damals fast schon als ein lutherischer See. Aber auch in Siebenbürgen ist die neue Lehre damals schon eine Macht, in Ungarn hält die evangelische Partei eben im Jahre 1545 zum ersten Male auf einer Synode über ihre Streitkräfte Heerschau und in Polen dringt sie schon seit mehreren Jahren so kräftig und stetig vor, daß der Abfall auch dieses Reiches nur noch eine Frage der Zeit zu sein scheint. Aber neben Wittenberg macht sich 1545 schon Genf geltend. Es erhebt sich unter der Führung des gewaltigen Calvin jetzt schon allmählich zum Vororte nicht nur der evangelischen Gebiete der Schweiz, sondern auch der evangelischen Bewegung in ganz Westeuropa, denn in Frankreich, Belgien und Holland bestehen 1545 bereits starke evangelische Parteien. In Schottland beginnt eben damals der Zusammenbruch des alten Kirchentums. England ist schon längst von Rom abgefallen und zeigt zum Teile Neigung, auch in der Lehre sich der Reformation anzuschließen. Kurz in fast ganz Mittel- und Nordeuropa ist es schon zur Bildung romfreier Kirchen oder starker evangelischer Parteien gekommen. Nur auf der Pyrenäen- und Appeninnenhalbinsel zeigen sich, obgleich evangelische Regungen nicht fehlen, keinerlei Anzeichen eines allgemeinen nationalen Abfalls vom Papsttum.

Aber ebenso erschreckend wie der allgemeine Abfall mußte den katholischen Beobachter der Anblick des tiefen Verfalls berühren, an dem das kirchliche Leben in den wenigen dem Papste

treu gebliebenen Territorien krankte. Nur drei Gebiete gab es, in denen in den alten Formen sich bereits ein neuer Geist kräftig regte: Rom, die Republik Venedig und Spanien. In Spanien blühte seit den Reformen des ausgehenden 15. Jahrhunderts die alte Kirche mehr als je. In der Republik Venedig war durch die Theatiner, die Somasker, die Tätigkeit des edlen Bischofs Giberti von Verona ein ernsterer religiöser Geist in der Seelsorge und im Gottesdienste wieder zur Herrschaft gelangt. Und in Rom hatte der letzte der Renaissancepäpste Paul III., der bis an seinen Tod selber noch ein echter Renaissancemensch blieb, mit dem Instinkte des klugen Mannes schon kurz nach seiner Erhebung eine Anzahl eifriger Reformfreunde in das Kardinalskolleg berufen und dadurch offen bekundet, daß auch das Papsttum an sich einer Reform nicht abgeneigt sei. Aber alles kam nun darauf an, daß der Wille zur Tat ward und zugleich überall dem Protestantismus Halt geboten wurde. Das Papsttum, so wie es war, war dieser doppelten Aufgabe nicht gewachsen. Aber es stand auch noch längst nicht allein. Es durfte auf zum Teil sehr mächtige Bundesgenossen rechnen, vorab auf das Haus Habsburg, den portugiesischen Hof und eine Reihe kleinerer Dynastieen, unter denen die bairischen Wittelsbacher an erster Stelle zu nennen sind, sodann auf die italienische Reformbewegung, weiter auf die spanische Kirche, endlich auf den Jesuitenorden. Allein unbedingt verläßliche Helfer waren nur die Jesuiten. Die katholischen Fürsten, die italienischen Reformer, die spanische Kirche wünschten zwar auch Ausrottung der Protestanten und Wiederherstellung des katholisch-kirchlichen Lebens, aber zugleich Reform des Papsttums, Beschränkung der päpstlichen Macht und der päpstlichen Einkünfte. Einzig und allein die Kompagnie Jesu stellte sich rückhaltlos der Kurie zur Verfügung. Kein Wunder daher, daß sie alsbald in dem großen Machtkampfe zwischen Katholizismus und Protestantismus von dem Papsttum an die Front beordert wurde. — Auf dreierlei kam es in diesem Machtkampfe an: Zunächst galt es in Verfassung und Dogma die katholischen Anschauungen gegen die Neuerer festzustellen und die Reform der kirchlichen Verwaltung, soweit sie auf Grund dieser Anschauungen notwendig erschien, gesetzlich vorzubereiten. Diese doppelte Aufgabe konnte nur das so oft geforderte allgemeine Konzil lösen. Sodann handelte es sich darum, die Reform in den einzelnen katholischen

Gebieten durchzuführen und endlich galt es, den Protestanten die von ihnen eroberten Provinzen wieder zu entreißen. Noch niemals zuvor war das Papsttum zu einer solchen Anspannung seiner Kräfte genötigt gewesen. Daß es jetzt trotzdem, wenn auch zögernd, sich entschloß, auf dies weit aussehende Unternehmen sich einzulassen, welches schwieriger schien als einst der Kampf Gregors VII. um die Herrschaft über die Kirche und die Welt, ist ein auffälliger Beweis für seine Lebenskraft. Aber freilich es trat besser gerüstet in den großen Kampf ein, als einst Gregor VII: es verfügte nicht bloß über eine starke Partei, sondern auch über eine Elitetruppe, auf deren Treue und Schlagfertigkeit es unbedingt rechnen konnte: es besaß die Jesuiten.

Auf den 15. März 1545 hatte Paul III., endlich dem Drängen des Kaisers nachgebend, ein allgemeines Konzil nach Trient in Südtirol einberufen. Unter den wenigen Teilnehmern, die sich allmählich in der alten Bischofsstadt an der Etsch einstellten, befanden sich nicht weniger als 3 Jesuiten. 2 davon, Lainez und Salmeron hatte der Papst selber entsendet. Wie wohl er daran getan hatte, sollte sich alsbald zeigen. — Um die Protestanten nicht gleich kopfscheu zu machen, sollte das Konzil auf Wunsch des Kaisers erst über die Kirchen*reform*, dann über die Kirchen*lehre* beraten. Aber dem Papste lag alles daran, die Reform zu verzögern und erst die Ketzerei der Protestanten feststellen zu lassen. Das Konzil beschloß, wie er wünschte. Allein als nun die Debatten über die Kirchenlehre begannen, stellte es sich heraus, daß sehr angesehene Mitglieder der Versammlung mit den protestantischen Anschauungen über heilige Schrift, Erbsünde, Rechtfertigung sympathisierten, denn der Schatten Augustins hatte selbst hier noch nicht seine Macht über die Geister verloren. Dieser bedenklichen Stimmung galt es sofort die Spitze zu bieten. Viele versuchten es, niemand mit solchem Geschick und Glück wie der Jesuit Lainez. Wenn das Konzil gleich in der ersten Sitzungsperiode in der Lehre von Rechtfertigung die mittelalterlich-scholastische Anschauung bestätigte und damit endgültig das Tuch zwischen Katholiken und Protestanten zerschnitt, so ist das in erster Linie sein Werk. Noch stärker war dann aber sein Einfluß während der zweiten (Mai 1551 — April 1552) und während der dritten Sitzungsperiode des Konzils (Januar 1562 — Dezember 1563). Vor Beginn jener dritten Sitzungsperiode gab es in Europa noch immer zahlreiche Katholiken, welche eine Versöhnung mit den Protestanten für möglich hielten. Auf dem Konzil traten vor allem 2 Mächte für diesen Standpunkt ein: der deutsche und der französische Hof. Kaiser Ferdinand I. verlangte daher von dem Konzil sehr große Zugeständnisse: Gestattung der Priesterehe, des Laienkelches, deutschen Kirchengesang, Gebrauch der Muttersprache im Gottesdienste, Reform der Klöster und vor allem auch eine Reform des Papsttums. Mit ganz ähnlichen Forderungen kamen die Franzosen. So drohte das Konzil doch noch, wie Papst Pius IV. gefürchtet, sich als eine zu starke Medizin für den geschwächten Leib der Kirche zu erweisen. Die Teilnehmer gerieten so hart aneinander, daß

in 10 Monaten keine einzige Gesamtsitzung zu stande kam, ja im Februar 1563 schien die Lage so verzweifelt, daß ein etwas schwarzseherischer Kardinal den Untergang der Kirche und des Papsttums für bevorstehend erklärte. Aber welcher Kluge fände nicht in Rom seinen Meister? Wir kennen schon aus der Geschichte des Ignatius den Kardinal Morone. Diesem ergebenen Jesuitenfreunde, dem Stifter des deutschen Kollegs in Rom, gelang es in dem Augenblicke, wo die Dinge für das Papsttum am schlimmsten standen, hinter dem Rücken des Konzils erst den Kaiser umzustimmen und dann durch wohlberechnete Liebenswürdigkeiten einen der oppositionellen Prälaten nach dem anderen zu gewinnen. „Wenn irgend einem Menschen, so verdankt mithin ihm die katholische Kirche den glücklichen Ausgang des Konzils". Aber neben Morone hat niemand in dieser Versammlung so große Verdienste um das Papsttum sich erworben, wie Lainez. Mußten die päpstlichen Legaten als Präsiden immer Rücksicht auf die Opposition nehmen, so konnte er frank und frei bis aufs letzte Titelchen die Ansprüche seines Kiegsherrn verteidigen. Und er tat es. Er entwickelte in Reden und Denkschriften mit furchtloser Konsequenz das Dogma von der päpstlichen Unfehlbarkeit, von der unbeschränkten Oberhoheit des Papstes über die Bischöfe, von dem Vorrange des Papstes vor allen weltlichen Gewalten. Dadurch überzeugte er zwar die Opposition nicht, aber er verhinderte doch, daß ihre Meinung zum Dogma erhoben, also die bischöfliche Gewalt als der päpstlichen Gewalt im letzten Grunde ebenbürtig anerkannt wurde, und zugleich stellte er in unübertrefflicher Schärfe das kirchenpolitische Programm fest, an das sich sein Orden mit einer Unterbrechung bis zur Proklamation der päpstlichen Unfehlbarkeit unentwegt gehalten hat. Aber seine Tätigkeit war nicht nur eine Weissagung auf die Zukunft und nicht nur auf das Dogma beschränkt. Auch die Reformbeschlüsse des Konzils offenbaren seinen und seiner Gefährten Einfluß. Er hat z. B. den Antrag gestellt, die Priester fortan in Seminarien heranzubilden, wo kein Luftzug freierer Meinungen ihre Entwicklung stört, und sein alter Freund Salmeron hat das berühmte Dekret über die Ehe durchgesetzt, wonach zur Schließung der Ehe fortan die Anwesenheit des zuständigen Pfarrers erforderlich ist.

So hat der junge Orden bis zu einem gewissen Grade den Beratungen und Beschlüssen dieses großen kirchlichen Parlamentes die Signatur aufgedrückt. Nur einmal noch hat er so entscheidend auf die Geschicke der Gesamtkirche eingewirkt: auf dem vatikanischen Konzile von 1869—1870. Da hat der Geist des Lainez endgültig über die Epigonen der Trienter Opposition den Sieg errungen. —

Die trübe Ahnung Papst Pius' IV. erfüllte sich nicht. Die starke Medizin des Konzils bekam dem geschwächten Leibe der Kirche ganz über Erwarten gut. Mächtig in ihrer Einheit gestärkt begann sie jetzt nicht nur Ordnung im eigenen Hause zu schaffen und mit manchem alten Unrate aufzuräumen, sondern trat auch sogleich selbstbewußt, kampflustig, kampfbereit dem zersplitterten Protestantismus gegenüber. Damit wandelte sich die Welt wieder. Rom erhob sich wieder über Wittenberg, ja

selbst über Genf. Der „Antichrist" suchte überall in mächtigem Ringen mit den Protestanten wieder seinen Thron aufzurichten und als seine Kämpfer entsandte er nach allen Winden zu diesem Zwecke die Jesuiten.

Frankreich war die Geburtsstätte der Gesellschaft Jesu, aber zur Wirksamkeit gelangte sie erst in Italien. Italien hat sie daher auch zuerst erobert. Mit welchen Mitteln, ist bereits erzählt. Mit welchem Erfolge, zeigt schon die wachsende Zahl ihrer Unterrichtsanstalten, die 1680 sich auf 128 belief, noch mehr die Geschichte der italienischen Kultur von der Mitte des 16. bis Ende des 17. Jahrhunderts. Wenn das gebildete Italien wieder kirchlich fromm wurde, sich wieder für Askese und Heidenmission begeistern, wieder kirchlich fromm dichten, singen und malen lernte, so war das nicht zuletzt eine Frucht der Erziehung, die ihm die Väter-Jesuiten auf der Kanzel, wie in der Schule und im Beichtstuhle zu teil werden ließen. Diese neuitalienische Frömmigkeit hatte freilich gar nichts von der naiven Einfalt, heiteren Frische, innigen Naturfreude der altitalienischen Frömmigkeit, wie sie in Franz von Assisi und seinen Evangelisten unter den Dichtern und Künstlern sich verkörperte. Sie war stark sentimental und pathetisch, sie schwärmte für das Wunder und die Ekstase, sie berauschte sich förmlich an der Darstellung greulicher Kasteiungen und gräßlicher Märtyrerqualen, sie verlangte eine affektierte Gefühligkeit selbst in Haltung und Gebärde und begehrte und bedurfte eine möglichst pomphafte Ausgestaltung des Gottesdienstes. Ein treues Spiegelbild dieser Stimmung ist die italienische Literatur und Kunst dieser Zeit. Sie weist noch viele berühmte Namen auf. Sie übertrifft an technischem Können weit die alten Sänger und Meister des 14. und 15. Jahrhunderts. Aber ihre Werke rühren und ergreifen doch längst nicht so wie das unbeholfene Stammeln, das uns bei jenen oft begegnet. Man kann an ihre Heiligen nicht recht glauben, ihre Menschen nicht recht lieben, in ihren Kirchen nicht recht beten. Das Zudringliche, Absichtsvolle, Theatralische, das ihren Schöpfungen anhaftet, verletzt das Gemüt und gerade, weil sie oft förmlich darauf ausgeht, Andacht zu erzwingen, erweckt sie nicht ein Gefühl der Hingabe, sondern ein Gefühl der Abwehr gegen die Religiosität, deren Dolmetsch und Verherrlichung sie sein will.

Man hatte schon im 16. Jahrhundert den Eindruck, daß

ein fremder Geist sich der Seele Italiens zu bemächtigen drohe. In der Tat darf man wohl von einer Hispanisierung der italienischen Kultur reden, nicht bloß in Sitte und Lebensgewohnheit, sondern auch im Glauben und Denken. Jene ausschließende Unduldsamkeit, welche der italienischen Wissenschaft als sie eben kühn sich erhob, so brutal die Flügel beschnitt, Bruno auf den Scheiterhaufen, Galilei vor die Schranken des Inquisitionstribunals führte, mutet ganz und gar nicht italienisch sondern spanisch an, und sie war doch sicherlich eine Frucht jener neuen Frömmigkeit, wie sie nicht zuletzt von den Väter-Jesuiten in den Schulen und Kirchen gehegt und gepflegt wurde.

Indes in demselben Maße wie die italienische Kultur sich hispanisierte, schien der Orden sich zu italienisieren. Seit 1581 wurden zu Ordensgenerälen mit wenigen Ausnahmen Italiener gewählt, und Italiener mit Vorliebe zu schwierigen Missionen und Aufträgen verwendet. Ganz besonders stark waren die Italiener unter den Missionaren des Ordens vertreten. Der Begründer der jesuitischen Mission in China, der Organisator der Missionskirche Japans, der Stifter der großen jesuitischen Mission zu Madura in Indien, die Urheber des Jesuitenstaats in Paraguay waren samt und sonders Italiener. Das beweist zur Genüge, wie anziehend der Orden auch hier gerade auf tüchtige und begeisterte junge Leute wirkte. Gleichwohl blieben ihm auch in Italien schwere Niederlagen nicht erspart. Infolge eines Zwistes der Kurie mit der Republik wurden seine Jünger am 14. Mai 1606 als getreueste Schildknappen und Wortführer des Papstes für „ewige Zeiten" aus Venedig verbannt, und so tief war der Widerwille, den man hier gegen sie hegte, daß diese „Ewigkeit" immerhin 50 Jahre währte: erst 1656 durften sie das Gebiet der Republik wieder betreten. Und wenn sie auch alsbald wieder sich häuslich einrichteten, so einflußreich wie einst, als Lainez in San Salvatore predigte, sind sie hier nie wieder geworden.

Nach Italien gewährte zuerst Portugal dem neuen Orden eine Heimat. Der ehemalige Rektor des Kollegs Barbara zu Paris, Govea, bereitete ihm hier den Weg, dann eroberten 1540 die „Apostel" Javier und Rodriquez ganz Lissabon „wie im Sturme". 1542 entstanden bereits 2 große Kollegien — die ersten festen Residenzen des Ordens — und schon 1546 war die Zahl der portugiesischen Scholaren und Patres so groß, daß Ignaz sich entschloß, Portugal zur selbständigen Provinz zu erheben. Aber keine Provinz machte ihm später durch ihre

Unbotmäßigkeit so viel zu schaffen, wie diese erste. Denn nirgends regte sich so früh und so stark in dem Orden der nationale Partikularismus, den er mit Recht als den schlimmsten Feind seines internationalen Unternehmens fürchtete und bekämpfte. Aber eben dieser Partikularismus beweist doch, wie rasch der Orden in Portugal sich einlebte. Schon unter Johann III. (1521—1557) ward er die einflußreichste geistliche Körperschaft des Reiches. Nach Johanns Tode erzog er nicht nur dessen minderjährigen Enkel Sebastian, sondern besaß auch in solchem Grade das Ohr der Machthaber, daß man mit Unrecht schlechthin alle Maßnahmen der Regierung, vor allem auch die unglückseligen Unternehmungen gegen den Scherif von Marokko, deren letzte am 4. August 1578 Sebastian das Leben kostete, auf seinen Einfluß zurückführte. Ob er die Vereinigung Portugals mit Spanien direkt förderte, ist eine noch unentschiedene Streitfrage. Jedenfalls fühlte er sich unter der spanischen Herrschaft sehr wohl, schloß sich dann aber trotzdem 1640 der Revolution an, welche das Haus Braganza auf den Thron führte, und unterstützte nach Kräften das neue Königtum, das ihn dafür reichlich belohnte. Pater Fernandez wurde unter dem ersten Braganza Mitglied des Staatsrates und dann während der Minderjährigkeit Alfons VI. der einflußreichste Vertraute der Königin-Regentin Luise. Pater de Ville arbeitete 1667 erfolgreich mit an dem Sturze Alfons VI. und Pater Emanuel Fernandez wurde von dem neuen König Pedro II. zum Danke für die Dienste, welche der Orden ihm geleistet hatte, 1677 sogar zum Deputierten bei den Cortez ernannt, wogegen der General doch Einspruch erheben mußte. Aber wenn die Patres auch keine öffentliche Stellung in dem Reiche bekleideten, so waren sie doch tatsächlich in keinem Lande mächtiger als in Portugal. Sie waren nicht nur die Gewissensleiter der ganzen königlichen Familie, sie wurden auch bei wichtigen Angelegenheiten von den Königen und Ministern zu Rate gezogen. Keine Stelle, bezeugt einer der ihrigen, wurde in der Verwaltung des Staates und der Kirche ohne ihre Zustimmung besetzt, so daß der Klerus, die Großen und das Volk sich wetteifernd um ihre Gunst und Verwendung bewarben, und auch die auswärtige Politik, dürfen wir hinzufügen, stand ganz unter ihrem Einflusse. Daß dies der Wohlfahrt des Reiches zuträglich gewesen sei, kann kein Einsichtiger behaupten. Aber es wäre doch ungerecht, die Patres für den Ruin Portugals verantwortlich zu machen. Der Verfall hatte bereits begonnen, als sie in Portugal erschienen. Die für die Kräfte des Landes viel zu großartig angelegte Kolonialpolitik, welche die Bevölkerung förmlich dezimierte, ist die letzte Ursache dieses Ruins. Dagegen hätten die Patres, auch wenn sie gewollt hätten, nichts tun können.

Portugal fiel dem Orden sogleich zu, Spanien mußte er erst allmählich erobern. 3 Mächte traten hier seinem Siegeslaufe entgegen, das spanische Königtum, der hohe Klerus, die Dominikanermönche. Der erste habsburgische König, Kaiser Karl V, betrachtete die Jünger Loyolas mit unverhohlenem Mißtrauen. Sein Sohn Philipp II. begünstigte sie zwar schon und bediente sich ihrer für seine Zwecke, aber ihre Abhängigkeit von einem Fremden, dem General in Rom, erschien ihm geradezu als ein Eingriff in seine Majestätsrechte. Er ließ daher kein Mittel unversucht, die Rechte des Generals zu beschränken, die Einheit

des Ordens zu zerreißen, die spanischen Väter der Herrschaft der spanischen Krone zu unterwerfen. Noch gefährlicher war dem Orden zunächst die Feindseligkeit des hohen Klerus, namentlich des Erzbischofs Siliceo von Toledo. Aber sowohl das Königtum wie der Klerus ließen sich allmählich gewinnen. Schier unversöhnlich zeigten sich dagegen die Dominikaner, die in den Jesuiten nicht bloß Konkurrenten, sondern auch ihre theologischen Gegner erblickten. Indes in diesem Kleinkriege erlangte doch schließlich die Kompagnie die Oberhand. Im 17. Jahrhundert beherrschte sie auch in Spanien die höheren Stände und den Hof. Der Pater Neidhart, ein ehemaliger deutscher Reiteroffizier, regierte sogar von 1665—1669 als Staatsrat, Premierminister und Großinquisitor das Reich, freilich, wie es schien, nur um zu beweisen, daß ein geschickter Beichtvater noch lange nicht ein geschickter Staatsmann ist. Sein Sturz, für den ihn die Königin-Regentin Anna d'Austria mit dem Kardinalshut entschädigen ließ, bedeutete aber durchaus nicht den Sturz des Ordens. Das lehrt schon die Tatsache, daß der Orden — im eigentlichen Spanien allein — 10 Jahre später noch 98 wohldotierte Kollegien und Seminare, 3 Profeß-, 5 Probationshäuser und 4 Residenzen besaß. Dabei belief sich die Einwohnerzahl Spaniens damals kaum mehr auf 5 Millionen. Denn wie in Portugal, so fiel auch in Spanien mit dem Aufstieg des Ordens der Niedergang des Reiches zusammen. Man könnte daraus wohl auch hier auf einen ursächlichen Zusammenhang zwischen Jesuitismus und Dekadence schließen. Aber das hieße doch die Macht des Ordens überschätzen. Philipp II. und Richelieu waren die Totengräber Spaniens, nicht Loyola. Nur das ist richtig, daß der Orden im Bunde mit der Kirche und den anderen Orden den Zersetzungsprozeß befördert hat; während er immer reicher wurde, wurde das Land immer ärmer, so arm, daß beim Tode Karls II. der Staat nicht einmal mehr das Geld hatte, um die für das Heil der königlichen Seele nötigen 10000 Messen zu bezahlen.

Auf der Apenninen- und Pyrenäenhalbinsel ist die Herrschaft der katholischen Kirche nie ernstlich erschüttert worden. Die kleinen Kreise evangelisch Gesinnter, die sich hier bildeten, waren verhältnismäßig leicht zu unterdrücken. Allein die Waldenser machten ihren Herren ernstliche Schwierigkeiten. Denn nur in Kalabrien konnte man sie völlig vernichten, in Piemont waren sie trotz heftiger Verfolgungen nicht zu überwältigen. In beiden Fällen haben die Jesuiten nicht direkt an der Blutarbeit sich beteiligt. In Kalabrien, wo im Juni 1561 in 11 Tagen über 2000 Menschen hingerichtet oder massakriert, über 1600 zum Kerker verurteilt wurden, waren sie nur als Bekehrer tätig, in Piemont war letztlich Papst Pius IV. der Urheber der Verfolgung. Der berühmte Pater Andrea Possevino hat, wie es scheint, dem Herzog von Savoyen zunächst nur die Zerstörung der waldensischen Kirchen empfohlen, aber dann freilich, als die Waldenser sich erhoben, als Feldprediger das katholische Heer

begleitet und die Verbannung der ketzerischen Priester als heilsam und notwendig bezeichnet.

Allein nicht der Süden, sondern Mitteleuropa, Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Polen, waren der Hauptschauplatz des welthistorischen Ringens zwischen Katholizismus und Protestantismus. Ebendarum wurden diese Länder auch der Hauptkriegsschauplatz der Kompagnie Jesu. Fast zwei Jahrhunderte hindurch hat sie hier ihrer kriegerischen Bestimmung gemäß unablässig gekämpft und trotz schwerer Niederlagen doch auch ihre größten Siege erfochten.

Frankreich zählt heute 700 000 Protestanten gegen 38 Millionen Katholiken, 1660 rechnete man 1 200 000 Protestanten gegen 10 800 000 Katholiken, 1598 1 000 000 Protestanten gegen 8 000 000 Katholiken. In diesen Zahlen spiegelt sich die Geschichte des Protestantismus in Frankreich und zugleich ein wichtiges Stück der inneren Entwicklung des französischen Volkes. Auch wenn die Reformierten stärker gewesen wären, wäre Frankreich kaum je ein protestantisches Land geworden. Aber es war im Begriffe, ein paritätischer Staat zu werden. Daß dies nicht eintrat, sondern im Gegenteile eine völlige Entrechtung der Reformierten, verdankt Frankreich dem Hause Guise und der bourbonischen Monarchie, mit denen der französische Klerus und die Jesuiten zur Ausrottung der Protestanten aufs innigste sich verbanden.

Schon seit dem Jahre 1540 studierten einige jesuitische Scholaren an der Pariser Universität. Aber dem frühen Anfang folgte kein rascher Fortgang. Der höchste Gerichtshof des Landes, das Pariser Parlament, die mächtigste gelehrte Körperschaft, die Pariser Universität, der mächtige Klerus der Hauptstadt erklärten sich einmütig wider den Orden. Nicht in Paris, sondern in einem fernen Winkel der Auvergne in Billom erhielten die Patres endlich nach 15 Jahren (1555) ein festes Heim. Aber kaum im Besitze dieser ersten Burg schoben sie schon ihre Posten gegen die Kalvinisten des Südens und der Mitte vor. In der Auvergne eröffneten sie jenen energischen Kleinkrieg gegen die Ketzerei, der das Mißtrauen des hohen Klerus gegen ihre Wirksamkeit alsbald in Vertrauen verwandelte. Aber zum Siege über das Vorurteil der Mächtigen und Gebildeten führte sie auch hier erst Jakob Lainez. Seine geschickte Polemik gegen die Reformierten auf dem Religionsgespräche von Poissy öffnete dem

Orden endlich (15. September 1561) Paris und den Weg zu einer gesetzlich geschützten Wirksamkeit in ganz Frankreich. Seitdem eroberte er rasch einen Punkt nach dem andern. Ende 1564 besaß er bereits 10 Niederlassungen, darunter mehrere Kollegien. Eines derselben, das Kolleg von Clermont in Paris, machte sogar schon der Pariser Universität Konkurrenz: ein einziger Lehrer, der berühmte Maldonat, hatte an 1000 Zuhörer.

Diese rasche Ausbreitung war ebenso sehr Folge wie Ursache des unermüdlichen Kampfes der Patres gegen die Reformierten. Edmund Auger predigte schon 1559 in Pamiers Tag für Tag gegen die Ketzerei. Wo immer er erschien, in Lyon, Toulouse, Bordeaux, Bourges, Paris, bekehrte er die Abtrünnigen zu Hunderten. Kein Mensch schien der Beredsamkeit dieses Chrysostomus Frankreichs widerstehen zu können. Neben ihm wirkte mit ähnlichem Erfolge im Süden der Pater Pelletier, im Norden der Pater Possevino. Aber sie waren nur die hervorragendsten dieser fahrenden jesuitischen Agitatoren und sie beschränkten sich auch keineswegs auf die Agitation durch das mündliche Wort. Possevino ließ den Katechismus des Kanis übersetzen, Auger schrieb und verbreitete selber ein solches Büchlein, außerdem verfaßten beide Soldatenkatechismen für die katholischen Heere, die sie als Feldprediger begleiteten, und eröffneten, da sie selber weltliche Waffen nicht führen durften, mit den schweren Waffen der Gelehrsamkeit gegen die Hugenotten einen hitzigen Federkrieg. Noch wirksamer, als diese literarische Propaganda, erwies sich Pelletiers Versuch, den Widerstand der katholischen Laien gegen die Ketzer zu organisieren. Die großen Brüderschaften, die er namentlich im Süden gründete, wurden bald die festeste Stütze der katholischen Partei und stellten zugleich überall der jesuitischen Agitation die nötigen Hilfskräfte.

Allein ihren Höhepunkt erreichte diese kriegerische Tätigkeit der Väter erst unter der Regierung Heinrichs III. und seines Nachfolgers 1575—1594. Der berühmte Bund zum Schutze der katholischen Religion, die Ligue, der in jener Zeit ganz Frankreich in Atem hielt, ist zwar nicht von ihnen gestiftet, aber aufs gewaltigste gefördert worden. Ihre Beichtiger verweigerten allen, die dem Bunde nicht beitraten, die Absolution, ihre Prediger fanatisierten die Menge und reizten sie zu bewaffnetem Widerstande gegen die Ketzer und den ketzerischen Thronfolger, ihre Gelehrten verteidigten rückhaltlos den Satz,

daß man dem ketzerischen Fürsten den Gehorsam aufsagen, ja ihn töten dürfe, und priesen den Mörder Heinrichs III. als Helden und Glorie Frankreichs, ihre Unterhändler bemühten sich unablässig, ein Bündnis der Ligue mit dem Papste und Spanien zu stande zu bringen, ja Truppen gegen die Ketzer aufzubieten, und ihre Scholaren beteiligten sich in Paris sogar mit Rat und Tat an der Verteidigung der belagerten Stadt gegen Heinrich von Navarra. Diese Politik des Kampfes gaben sie selbst dann nicht auf, als Heinrich endlich zu der Erkenntnis gekommen war, daß Paris eine Messe wert sei. So lange der Papst ihn nicht vom Banne losgesprochen hatte, galt er ihnen noch nicht als König, solange verweigerten sie ihm standhaft die Huldigung. An Kühnheit, Konsequenz, Opferwilligkeit und Energie übertrafen sie mithin alle Wortführer der katholischen Partei. Aber eben darum wurden sie auch aufs härteste von dem Umschwunge der Stimmung betroffen, der nach Heinrichs Einzug in Paris eintrat.

Am 27. Dezember 1594 versuchte ein junger Pariser namens Jean Chastel, den König durch einen Dolchstoß zu ermorden. Auf der Folter bekannte der Attentäter, daß er drei Jahre Schüler der Jesuiten gewesen sei und zum letzten Male bei seinem alten Lehrer Guéret gebeichtet habe. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich auf die Kunde davon der ganzen Stadt. Noch um 10 Uhr Abends — 4 Stunden nach dem Attentat — wurden sämtliche Jesuiten verhaftet. Der Prozeß ergab keinerlei Beweis für eine Mitschuld der Väter. Man fand in ihrem Kolleg nur ein älteres Pamphlet aus der Zeit des Krieges, welches Heinrich von Navarra, auch wenn er die Ketzerei abschwöre, der Krone Frankreichs für unwürdig erklärte — ein Schriftstück nicht schlimmer als andere Pamphlete der Ligue. Aber ganz Paris erhob sich trotzdem wie ein Mann gegen die Jesuiten und das Parlament gab gerne dem Ansturm der öffentlichen Meinung nach: am Tage der Hinrichtung Chastels, 29. Dezember 1594, verbannte es den Orden aus Frankreich. Am 7. Januar des folgenden Jahres bestätigte der König dies Dekret und am selben Tage noch endete der unglückselige Unterzeichner jenes Pamphlets, der Pater Guignard, am Galgen. Diese Hinrichtung war zweifellos ein Justizmord und die Verbannung juristisch nicht zu rechtfertigen. Nicht das Recht, sondern blindwütende Leidenschaft hatte beide Urteile diktiert. Allein

eben jene Leidenschaft war nicht zuletzt eine Frucht der jesuitischen Agitation während der Ligue. Selber wie trunken von fanatischer Erregung und daher nicht einmal den eindringlichen Mahnungen des klugen Generals Aquaviva zugänglich, hatten die Patres durch ihre Predigten und Pamphlete das leichte gallische Blut mehr als alle anderen geistlichen Körperschaften in wilden Aufruhr versetzt. Wenn daher die fanatisierte Bestie sich jetzt plötzlich gegen ihre Haupttreiber wandte, so war das weder zu verwundern noch ganz unverdient: denn wer den Wolf auf andere hetzt, muß darauf gefaßt sein, daß das Untier schließlich ihn selber zerreißt.

Das königliche Edikt wurde nur in einem Teile Frankreichs vollstreckt: im Süden behaupteten sich die Väter. Im Norden behielten sie wenigstens viele einflußreiche Freunde, und was das wichtigste war, kein Abfall, keine Desertion lichtete trotz aller Versprechungen, die namentlich den Scholaren gemacht wurden, ihre Reihen. Die Lage des Ordens war mithin noch durchaus nicht hoffnungslos. So urteilte auch der General Aquaviva. Statt sich an dem Könige, wie man ihm riet, zu rächen, ging er daher darauf aus, ihn zu gewinnen. Er wies die Jesuiten im Süden an, unverweilt Heinrich IV. den Treueid zu leisten. Er stellte die jesuitischen Missionen in Stambul unter den Schutz des französischen Gesandten. Er suchte für die jesuitische Mission in den Waldensertälern die Protektion des Königs nach. Ja, er ließ den französischen Gesandten in Rom benachrichtigen, daß von verdächtigen Personen in der Umgebung des Königs ein Anschlag auf seine Majestät geplant sei.

Dies Liebeswerben verfehlte nicht seinen Zweck. Schon im Jahre 1598 riet der französische Gesandte in Rom eindringlich die Väter zu dulden, ja offiziell zurückzurufen: Es gebe kein besseres Mittel, die auswärtigen Feinde des Königs, Spanien und Savoyen, matt zu setzen, die durch das Edikt von Nantes verletzten Katholiken zu gewinnen, das Mißtrauen der Kurie zu beschwichtigen. Da der Orden einmal in Frankreich eine solche Macht über die Gemüter besitze, so müsse eine kluge Regierung darauf sinnen, sich ihn zum Freunde zu machen und seine Geschicklichkeit und seinen Einfluß für ihre Zwecke zu benutzen. Er sei jetzt zudem durch den Schlag, der ihn getroffen, klug geworden. Er werde sich keine Extravaganz mehr zu schulden kommen lassen.

Wenn jemand, so war Heinrich IV. solchen klugen politischen Erwägungen zugänglich. Nach längeren Verhandlungen rief er im September 1603 den Orden zurück, aber freilich unter Bedingungen, die ihn ganz in seine Hand gaben: der Orden darf kein neues Kolleg gründen, kein Eigentum erwerben ohne königliche Genehmigung. Er darf nur Franzosen in Frankreich in seinen Häusern und Kollegien zulassen. Er verpflichtet sich, stets dem Könige ein Mitglied zur Verfügung zu stellen, welches für das Wohlverhalten der Gesellschaft haftet und daher stets den Hof zu begleiten hat. Ja, die französischen Patres sollen eidlich geloben, niemals etwas gegen den König, den öffentlichen Frieden und die Ruhe des Reiches zu unternehmen! Der König ging also sichtlich darauf aus, den Orden, soweit er in Frankreich tätig war, zu nationalisieren und zugleich den Zwecken des Staates dienstbar zu machen. Man begreift, daß der General eine Zurückberufung unter diesen Bedingungen mehr für eine Strafe als für eine Gunst erklärte. Aber er war klug genug, sich mit einer Ermäßigung der Bestimmung über die Ausländer und mit dem Erlasse des angesonnenen Eides zu begnügen. Denn die Hauptsache war erreicht, der Orden gelangte wieder zur öffentlichen Anerkennung und in den Besitz seiner beschlagnahmten Güter.

In der Tat erhob er sich sogleich zu neuer Macht und Blüte. 1610 verfügte er in seinen 4 französischen Provinzen bereits wieder über 36 Kollegien, 5 Probationshäuser, 1 Profeßhaus, eine Mission mit etwa 1400 Mitgliedern. Seine Schulen waren besuchter denn je zuvor: die größte, La Flèche, eine Gründung Heinrichs IV., zählte 1200 Schüler, fast alle von Adel, und was das wichtigste war, er besaß jetzt endlich auch am französischen Hofe eine ganz feste Position, denn die Institution des Hofjesuiten, welche dem Könige einen Einfluß auf die Kompagnie sichern sollte, verschaffte zunächst nur der Kompagnie selber einen großen Einfluß auf den Hof. Schon der erste Hofjesuit, der Pater Coton, gewann durch sein einnehmendes Wesen, seine Klugheit, seine Beredsamkeit und nicht zuletzt auch durch die Sanftmut, mit der er im Beichtstuhle die vielen Fehltritte des allzeit verliebten Monarchen behandelte, eine Macht, wie sie nie zuvor in Frankreich ein Priester ohne öffentliche Stellung besessen hatte. Er wurde Vertrauensmann des Königs und der Königin, der Erzieher des Dauphin. Er erwirkte dem Orden die größten

Vorteile, bewog den König, auch außerhalb Frankreichs, z. B. in Venedig, für ihn einzutreten und diente zugleich dem General in aller Stille als Agent am französischen Hofe, was bei dem intimen Verhältnisse der Ordensregierung zu der großen Politik dem Orden außerordentlich zu Gute kam.

Aber wenn es ihm sonach glückte, den König für den Orden zu gewinnen, gelang es auch auf der andern Seite dem Könige, den Orden in Frankreich zu nationalisieren und seinen Interessen dienstbar zu machen? Seit 1608 rüstete Heinrich zu einem großen Angriffskriege gegen die katholischen Vormächte, Österreich und Spanien. Die Ordensregierung geriet darüber in lebhafte Unruhe. Aber auch die französischen Patres. Der Pater Gontery predigte in Paris öffentlich gegen den ungerechten Krieg. Andere Patres verteilten an die Pfarrer Pamphlete wider das Unternehmen, ja einige drangen in den Marschall La Châtres, sein Kommando niederzulegen. Ein einziger nur erklärte sich unbedingt für den König: Coton. In dem Orden als solchem aber zeigte sich das katholische Bewußtsein noch viel stärker, als die patriotische Ergebenheit gegen den König. Indes er stand mit dieser Stimmung nicht allein. Viele strenge Katholiken teilten sie. Einer dieser Mißvergnügten, Franz Ravaillac, ermordete den König, als er eben im Begriffe war, zur Armee zu gehen, 14. Mai 1610. Der Orden war an dieser Bluttat in keiner Weise beteiligt. Gleichwohl erlitt sein Ansehen dadurch einen schweren Schlag. Ausgehend von der Idee der Volkssouveränität hatte der spanische Jesuit Mariana 1599 in seinem Buche „Der König" behauptet: ein Fürst dürfe wegen Tyrannei abgesetzt, ja getötet werden, namentlich wenn er sich eine Verletzung der Religion zu schulden kommen lasse. Zum Überflusse hatte er auch noch Jakob Clément, den Mörder König Heinrichs III. von Frankreich, als Frankreichs Glorie gepriesen. Beides hätte in der Zeit der Ligue in Paris kaum großes Aufsehen erregt, denn die ganze Bürgerschaft hegte damals ähnliche Anschauungen und selbst die theologische Fakultät der Universität hatte sie darin bestärkt. Aber nachdem dieser Lehre jetzt zum zweiten Male ein französischer König zum Opfer gefallen war, beschloß das Pariser Parlament, überzeugt, daß Ravaillac von Jesuiten angestiftet sei, ein Exempel zu statuieren. Am 8. Juni 1610 verurteilte es das Buch zu öffentlicher Verbrennung durch Henkershand. Dies Urteil machte einen un-

geheuren Eindruck. Obwohl der General Aquaviva sich beeilte, die Lehre vom Tyrannenmord in schärfsten Ausdrücken zu verdammen, obwohl Pater Coton sie für eine bloße Privatmeinung Marianas erklärte und von der Königin-Regentin alsbald eine Erneuerung des Edikts von 1603 zu Gunsten der Jesuiten erwirkte, erblickte das Volk zu nicht geringem Teile darin ein Urteil gegen den ganzen Orden. Eine wahre Flut von Pamphleten ergoß sich daher jetzt über ihn, die Kanzeln hallten wieder von Anklagen wider die königsmörderischen Patres, ja es kam zu öffentlichen Beleidigungen der Väter auf den Straßen von Paris. Um das Unglück voll zu machen, mußte auch noch gerade in diesen kritischen Monaten der berühmte jesuitische Pater Bellarmin ein Buch erscheinen lassen, in dem er zwar nicht den Tyrannenmord, aber die Absetzung des ketzerischen Fürsten durch den Papst für zulässig, ja geboten erklärte, worauf das Parlament auch ihn zensurierte, obwohl er Kardinal der römischen Kirche war. Kurz, alles schien sich verschworen zu haben, um den Kredit des Ordens in Frankreich für immer zu untergraben. Allein diesmal blieb die Gunst des Hofes ihm treu und daher überstand er glücklich den schweren Sturm. Ja es schien bald, als hätte derselbe die letzten Hindernisse hinweg gefegt, die seinem Siege sich entgegenstellten. Denn die Zahl seiner Niederlassungen und Jünger, der Reichtum und die Frequenz seiner Schulen stieg in dem nächsten Menschenalter fast von Jahr zu Jahr. 1640 besaß er schon 65 Kollegien, 2 Akademieen, 2 Seminare, 9 Pensionate, 7 Probations-, 4 Profeßhäuser, 16 Residenzen mit insgesamt 2050 Arbeitern; ein Menschenalter später, 1679; 83 Kollegien, 5 Seminare und Pensionate, 8 Probations-, 5 Profeßhäuser, 21 Residenzen und Missionen mit über 2500 Arbeitern: endlich 1750 noch 84 Kollegien, 64 andere Häuser mit über 4000 Arbeitern.

Diese Ziffern zeigen zur Genüge, wie heimisch er jetzt allmählich in Frankreich wurde. Aber ganz ohne innere Kämpfe ist das doch nicht abgegangen. Getreu seinem Prinzipe förderte er auch in Frankreich nach Kräften die Interessen der großen katholischen Mächte und suchte mit allen Mitteln jede Annäherung an die protestantischen Höfe zu hintertreiben. Als Sprachrohr diente ihm hierbei für gewöhnlich der königliche Beichtvater. Aber auch den Politikern war der Einfluß des Beichtvaters nicht unbekannt. Auch sie suchten ihn daher in ihr Interesse

ziehen oder der Sicherheit halber den wichtigen Posten mit ihnen ergebenen Personen zu besetzen. So wechselten unter Ludwig XIII. die Beichtväter nicht selten mit den jeweilig maßgebenden Politikern oder später einfach nach dem Gutdünken Richelieus. Denn dieser große Staatsmann überwachte mit Argusaugen ihr Tun und Treiben und entfernte sie, sobald sie nicht pünktlich seine Instruktionen befolgten.

Bis zum Eintritte Richelieus in das Ministerium konnte der Orden mit der auswärtigen Politik Frankreichs zufrieden sein. Der von Heinrich IV. geplante Krieg wurde aufgegeben. Der König vermählte sich mit einer spanischen Prinzessin und eine seiner Schwestern mit einem spanischen Prinzen. Von einer Verbindung mit protestantischen Höfen war keine Rede mehr. Aber eben in dem Augenblicke, wo die katholischen Mächte in Deutschland siegreich vordrangen, stellten sich ihnen gerade die beiden Männer hindernd in den Weg, die ihr Amt schon zu einer Unterstützung der katholischen Sache zu verpflichten schien, der Papst Urban VIII. und der Kardinal Richelieu. Diese Wendung bedeutete die Zertrümmerung der größten Hoffnungen des Ordens. Aber nur ein einziger Jesuit fand in Frankreich den Mut, Richelieu entgegen zu treten: der königliche Beichtvater Caussin. Er versuchte alles Ernstes, den König von dem Bündnis mit den Protestanten abzuziehen und den Kardinal zu stürzen. Allein der Versuch mißlang. Nicht Richelieu, sondern der Beichtvater mußte weichen, und nicht nur das, er wurde wie ein Staatsverbrecher auf Befehl des Kardinals in Rennes interniert und überdem von Richelieu selbst in der offiziellen Zeitung „wegen seiner schlechten Aufführung“ öffentlich gebrandmarkt. Das gleiche Schicksal bereitete der Kardinal, der seine Feinde mit der Härte eines Großinquisitors verfolgte, dann auch noch dem jesuitischen Beichtvater der Regentin von Savoyen. Niemand hätte es dem Orden verübeln können, wenn er gegen diese Gewalttaten öffentlich Protest erhoben hätte. Aber er tat nichts dergleichen. Im Gegenteil! der General beeilte sich, dem Kardinal untertänigst die Ergebenheit des Ordens versichern zu lassen, dieser selbst aber ermangelte nicht, in Frankreich die Politik des gefürchteten Mannes zu rechtfertigen und zu loben, er stellte dem Kardinal sogar Spione, ja er fand kein Arg darin, daß ein Jünger Loyolas die beiden politischen Testamente zu Papier brachte, in denen Richelieu das streng

nationale Regierungsprogramm des neuen Frankreich ausführlich entwickelte. Was Heinrich IV. schon erstrebte, das hat mithin sein würdiger Nachfolger erreicht. Er hat auch den von Haus aus ganz spanisch gesinnten Orden gezwungen, sich in den Dienst der französischen Politik zu stellen. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die französische Regierung seit den Tagen Philipps des Schönen bei jedem Konflikte zwischen nationalen und kirchlichen Interessen die Kirche behandelt hat, hat auch in diesem Falle sich als beste Politik erwiesen.

Hatte der Orden unter Richelieu sich nur seufzend gefügt, so wurde ihm unter Ludwig XIV. die Unterstützung der französischen Politik Herzenssache. Es schien schließlich fast, als sei er nicht mehr eine Kompagnie des Papstes, sondern eine Kompagnie des Roi-Soleil — so hingebend vertrat er nicht nur in Deutschland, England, Portugal, sondern selbst in Rom die französischen Interessen. Daß seine Vertreter am Hofe unter diesen Umständen nicht den Mut fanden, die skandalösen ehebrecherischen Verhältnisse des Königs mit der La Vallière und der Montespan zu zerreißen, ist nicht zu verwundern. Ein einziger Pater, der Prediger Bourdaloue, war einmal so kühn, dem hohen Sünder öffentlich ins Gewissen zu reden. Den Beichtvätern des Königs war dieser schöne priesterliche Freimut nicht eigen. Sie blieben im Amte, obwohl sie den Ehebruch nicht billigten, und der Orden nahm keinen Anstoß daran, er ließ sie ruhig in ihrer schiefen Stellung. Er verzichtete nicht auf die zweifelhafte Ehre, einem notorischen Ehebrecher Beichtväter zu stellen. Er war gerade diesem Könige ergeben, wie keinem Monarchen vor und nach ihm. Denn er fand gerade in ihm einen Gönner, wie er ihn noch nie in Frankreich besessen hatte.

Ludwig wählte nämlich aus dem Orden nicht nur die Beichtväter für sich und die gesamte königliche Familie, er übertrug auch seinem jesuitischen Beichtvater seit 1670 das Vorschlagsrecht für die Besetzung sämtlicher höherer geistlicher Stellen des Reiches. Dazu trat er mit all seiner Macht in den schweren Kämpfen, die den Kredit des Ordens für alle Zeiten in Frankreich untergruben und später eine Ursache seines Sturzes wurden, für die Patres ein und endlich befolgte er auch eine streng katholische innere Politik: er entschloß sich den französischen Protestantismus, dessen religiöse Rechte selbst Richelieu respektiert hatte, mit Stumpf und Stil auszurotten.

Seit dem Tode Heinrichs IV. hatten die Jesuiten nicht aufgehört die Entrechtung der Protestanten zu fordern und keine Gelegenheit versäumt, kein Mittel unversucht gelassen, der „angeblich reformierten" Kirche Abbruch zu tun. Daß sie in der literarischen Polemik alles Maß vergaßen, konnte man ihnen noch zu Gute halten, denn die Reformierten bezahlten sie in ihren polemischen Werken in gleicher Münze. Aber daß sie sich in die reformierten Städte eindrängten, durch ihre Missionen und Disputationen die Reformierten nirgends zur Ruhe kommen ließen, reformierten Eltern ihre Kinder abtrünnig machten, insgeheim konvertierte Mütter veranlaßten ihre Kinder in aller Stille zu Katholiken zu erziehen, daß sie öffentlich die Reformierten der Majestätsbeleidigung anklagten, weil sie zu einem anderen Glauben sich bekannten als der König, ist doch selbst in dieser harten Zeit schon aufgefallen. Aber mehr noch als durch diesen erbarmungslosen Kleinkrieg schadeten sie den Reformierten durch ihre Schulen und durch ihren Einfluß auf den Klerus und den Hof. Die Unentgeltlichkeit des Unterrichts verlockte auch manchen reformierten Vater seine Söhne einer Jesuitenschule anzuvertrauen, wo sie dann in der Regel bald dem Glauben ihrer Väter untreu wurden. Die Macht der Patres am Hofe bewog namentlich viele reformierte Edelleute sich von ihnen bekehren zu lassen und der jesuitisch erzogene Klerus erfüllte sich immer mehr mit einem fanatischen Hasse gegen die Glaubensfreiheit und forderte lauter und lauter von dem Träger der Krone die Aufhebung des Edikts von Nantes. Ludwig trug sich lange mit dem Plane einer friedlichen Vereinigung der beiden Konfessionen. Aber seit 1681 beschritt auch er offen den Weg der Gewalt und am 17. Oktober 1685 tat er endlich den Fanatikern ihren Willen. Seitdem gab es für ihn und den Staat in Frankreich nur alte und neue Katholiken. Der französische Protestantismus war offiziell tot, aber wie Vauban richtig bemerkte, auch Frankreich alsbald um 400000 Bewohner und 60 Millionen Frank ärmer, die Flotte der Feinde um 9000 ausgezeichnete Matrosen, das Heer der Feinde um 12000 vorzügliche Soldaten und 600 wohlgeschulte Offiziere reicher.

Wenn die Könige ihr Wort brechen, finden sich immer Zungen und Federn, die den Wortbruch als genaueste Erfüllung der geleisteten Schwüre darstellen, und Arme und Waffen, die ihn zur Tat werden lassen. Sie fanden sich auch diesmal, nicht

zuletzt unter den Jesuiten. Mag der Beichtvater Lachaise sich auch über die Greueltaten der Soldaten entsetzt haben, die des Königs Befehl vollstreckten, den Wortbruch des Königs hat er jedenfalls nicht zu verhindern gesucht, sondern nachweislich gefördert, und mögen seine Ordensgenossen, die den Soldaten folgten, auch in keinem einzigen Falle diese zu ihren Brutalitäten aufgemuntert haben, so haben sie jedenfalls doch sich nie entblödet, mit dem Weihwedel dem Säbel zu assistieren und da zu ernten, wo die Soldaten gesät hatten.

Aber erheblicher noch als die direkte Mitarbeit war auch in diesem Falle die Vorarbeit, die der Orden geleistet hatte: die ununterbrochene Aufstachelung der Regierung und der öffentlichen Meinung gegen die Ketzer, die fortwährenden Nörgeleien über angebliche Übertretungen des Edikts von Nantes durch die reformierten Gemeinden, die unaufhörlich wiederholte Behauptung, daß die Reformierten schlechte Untertanen seien — durch all das hatte er unermüdlich die Stellung der verhaßten Gegenkirche nach und nach untergraben, bis sie endlich wankte und fiel.

Der 17. Oktober des Jahres 1685 war daher für ihn ein Tag des Sieges, der endliche Lohn für mehr als 125 Jahre unverdrossen geleistete heiße Kampfesarbeit. Aber wo er siegte, hatte meist der Staat die Kriegskosten zu zahlen und diese waren niemals gering. Entvölkerung, Verminderung des Nationalwohlstandes das waren fast stets die empfindlichsten äußeren Folgen seines Triumphes, dazu eine geistige Verarmung, welche auch die beste Jesuitenschule nicht wieder gut machen konnte. Das hat Frankreich damals erfahren und später reichlich dem Orden vergolten.

In Frankreich war schon seit den Tagen Richelieus der Gegensatz der Konfessionen keine Gefahr mehr für die Ruhe und die äußere Machtstellung des Reiches. In Deutschland ist er noch heute lebendiger als in irgend einem anderen Großstaate des christlichen Kulturkreises. Er spaltet noch heute die deutsche Nation nicht bloß kirchlich, sondern auch politisch förmlich in 2 Nationen, er hemmt dadurch auf Schritt und Tritt die innere Entwicklung des neuen Reiches, er beherrscht immer noch zum Teil das geistige Leben, er durchdringt in gewissen Gegenden wie ein giftiges Fluidum den ganzen Volkskörper, so daß jede Lebensäußerung, selbst die harmlosen Veranstaltungen der Geselligkeit, von ihm bedingt und bestimmt erscheinen. Aber

noch unheilvoller hat er in vergangenen Tagen gewirkt. Der 30jährige Krieg, die Loslösung der Deutschen Österreichs von dem übrigen Deutschland, die Verkümmerung der deutschen Kultur im 17. Jahrhundert, die endgiltige Zersetzung des alten Reiches — das alles sind Taten dieses Dämons. Man begreift darnach, daß patriotische Männer oft die Frage aufwerfen, wer das deutsche Volk diesem seinem wahren Erzfeind ausgeliefert habe? die Antwort lautet meist: Martin Luther. Aber hören wir alle selbst die voreingenommenen Zeugen der Vergangenheit, so kommen wir zu einem anderen Urteile. Auch gut katholische Beobachter halten in Deutschland die Sache Roms noch nach dem Augsburger Religionsfrieden für verloren. In der Tat der Abfall war so allgemein, selbst in den Gebieten der katholischen Fürsten, daß der Protestantismus trotz seiner inneren Zwietracht hoffen durfte im Laufe der nächsten Jahrzehnte ganz Deutschland für sich zu erobern. Dieser Sieg ist nicht eingetreten, sondern statt dessen die Entzweiung der Nation. Aber wer hat dann diesen Sieg verhindert und dadurch jene Entzweiung verschuldet? in erster Linie die bayrischen Wittelsbacher, die Habsburger und die Jesuiten.

Der erste Jesuit, der deutschen Boden betrat, war Peter Faber. Als stummer Zuschauer wohnte er schon 1540 dem Religionsgespräch zu Worms und 1541 dem Religionsgespräch zu Regensburg bei. Auf die Deutschen machte sein Auftreten gar keinen Eindruck, wohl aber auf den päpstlichen Legaten Bischof Berard von Aquila. Auf Berards dringende Vorstellungen sandte Papst Paul III. ihn sowie Lejay und Bobadilla als Begleiter des Legaten Morone 1542 wieder nach Deutschland. Hier wies der Legat Faber die Rheinlande, Lejay und Bobadilla die Donaulande als Operationsfeld an. Defensive, Stärkung der katholischen Elemente, das war ihre nächste Aufgabe, und wenigstens Faber und Lejay haben diese Aufgabe gut zu lösen verstanden. Faber gründete zu Köln eine jesuitische Studentenverbindung und gewann in Mainz am 8. Mai 1543 den Mann für die Gesellschaft Jesu, den die katholische Kirche als zweiten Apostel Deutschlands feiert: Peter Kanis oder Kanisius aus Nymwegen in Holland. Lejay aber gewann inzwischen dem Orden die 2 Bundesgenossen, deren Beistand der neue Apostel fast alle seine großen Erfolge in Deutschland verdanken sollte: die bayrischen Wittelsbacher und die Habsburger.

Die bayrischen Wittelsbacher sind die einzige Dynastie, die „ihre Ehre nie durch Sympathien für die sogenannte Reformation kompromittiert hat". Sie haben die Evangelischen von Anfang an verfolgt und schon früh auch in ihrer Reichspolitik eine streng antievangelische Richtung eingeschlagen. Kein Wunder daher, daß sie auch die ersten waren, die den Jesuiten auf deutschem Boden eine feste Stellung verschafften. Besorgt um die Orthodoxie der Landesuniversität Ingolstadt bestellte sich Herzog Wilhelm IV. schon 1548 in Rom 2 jesuitische Professoren. Ignaz sandte 1549 hocherfreut gleich 3 und zwar Kräfte ersten Ranges: Salmeron, Lejay, Kanis. Allein trotz ihrer Gelehrsamkeit, ihrer rednerischen Begabung, ihrer Bemühungen, durch Privatissima und Ferienkurse das Interesse der Studenten für die katholische Theologie wieder zu beleben, waren die Lehrerfolge der neuen Professoren sehr gering. Dazu kamen die Unterhandlungen über die Gründung des von dem Orden gewünschten Kollegs nicht vorwärts. Grund genug für Ignaz, seine Jünger vorerst (1552) abzuberufen. Er konnte sie gerade jetzt anderwärts viel besser verwenden.

Denn inzwischen hatte sich in Österreich dem Orden ein neues Arbeitsfeld aufgetan. Um dem herrschenden Priestermangel abzuhelfen, hatte König Ferdinand im Mai 1551 zu Wien das erste deutsche Jesuitenkolleg eröffnet, welches vornehmlich Priester heranbilden sollte. Die neue Anstalt spielte zunächst jedoch eine sehr bescheidene Rolle: nicht bloß weil in Österreich niemand mehr katholische Theologie studieren wollte, sondern auch weil keiner der jesuitischen Professoren und Scholaren des Oberdeutschen recht mächtig war, denn der Vorsteher, Klaude Lejay, war Franzose, die übrigen 11 Niederländer oder Spanier. Erst als nach Lejays Tode 6. August 1552 Kanis in dem jugendlichen Alter von 30 Jahren die Leitung übernahm, kam ein frischerer Zug in die Arbeit des Ordens. Denn dieser Niederländer hatte nichts von der sprichwörtlichen Schwerfälligkeit seiner Landsleute an sich. Er lebte sich überall rasch ein und eroberte überall mit schneller Tatkraft und der Umsicht des klugen erfahrenen Mannes sich und seinem Orden eine feste Position. In Wien schien er damals den Lieblingsspruch des Ignaz wahr machen zu wollen, daß der Jesuit allein alles sein müsse, um alle zu gewinnen. Er predigte, er katechisierte, er hielt auf dem Lande Volksmissionen, er richtete 1554 ein

vierklassiges Gymnasium und ein Konvikt für unbemittelte Jünglinge ein, er versah provisorisch die Leitung des Wiener Bistums und arbeitete daneben noch unermüdlich an dem Werke fort, das seinen Namen unsterblich machen sollte, an dem katholischen Katechismus, den er auf Anregung König Ferdinands 1554 verfaßt hatte. Dies Büchlein erlangte in seinen verschiedenen Formen Dank der Gunst der katholischen Obrigkeiten, bald eine ähnliche Verbreitung wie die Katechismen Luthers. Aber es verdiente diesen Erfolg auch wegen seines inneren Wertes. Es ist volkstümlich und klar geschrieben, ansprechend disponiert und gemäß dem Bedürfnis der Zeit stark biblisch gehalten. Aber sein Hauptvorzug ist, daß es alle „direkte Polemik" bei Seite läßt. Eben darum wirkte es in diesem polemischen Zeitalter mehr als alle gelehrten polemischen Werke der katholischen Partei. Es wurde namentlich in seiner kleinsten Form ein Art Volksbuch, wie Luthers kleiner Katechismus, und wurde darum von den protestantischen Gegnern mit eben so groben Schmeichelreden bedacht, wie dieses berühmte Gegenstück von den Katholiken.

Der Erfolg des Katechismus trug nicht wenig dazu bei, daß die „Kanisii" jetzt auch anderwärts in Deutschland in die Höhe kamen. Schon 1555 konnte Kanis in der zweiten Hauptstadt König Ferdinands, in Prag, ein neues großes Kolleg einrichten, 1556 trat zu Ingolstadt das erste bayrische Kolleg ins Leben, Ende desselben Jahres zu Köln das erste Kolleg am Niederrhein, 1559 das zweite baierische Kolleg zu München, 1562 zu Innsbruck das erste Kolleg in Tirol. Die Stifter dieser Anstalten waren alle Laien. Die deutschen Bischöfe standen noch in den 50ger Jahren mit Ausnahme eines einzigen, Otto Truchseß von Augsburg, der neuen von den Jesuiten geleiteten Bewegung teilnahmlos gegenüber. Aber seit dem Beginn des 7. Jahrzehnts wandten auch sie dem Orden ihre Gunst zu. Trier machte 1560 den Anfang, Würzburg und Mainz folgten schon 1561, Olmütz 1564, Speier 1567. Dazu übergab Otto von Augsburg 1563 dem Orden seine neue Universität Dillingen. So verfügten die Patres schon Ende 1567 über 13 wohldotierte Anstalten, 7 davon lagen in Universitätsstädten oder hatten Universitätskurse und alle waren gut besucht: in Wien zählten sie schon 1558 500 Schüler, in Köln 1558 360, 1562 517, 1567/68 570, in Trier 1566 500, in Mainz 1565 400, in Speier 1572 453, in München 1561 angeblich 300. Dazu

hatte der Orden schon 1559 zu Tyrnau in Ungarn und 1560 endlich auch in Löwen in den Niederlanden Kollegien erhalten. Kurz er konnte schon damals mit seinen Erfolgen in Deutschland und den angrenzenden Gebieten recht zufrieden sein.

Inzwischen hatte längst auch die Ordensleitung im großen Stile den Kampf von Rom aus zu organisieren begonnen. Schon 1552 hatte Ignaz das deutsche Kolleg eröffnet, schon 1554 seinen berühmten Angriffsplan auf das ketzerische Deutschland entworfen, aber das Kolleg leistete erst nach seiner Reorganisation durch Papst Gregor XIII. 1573 Erhebliches, und der große Plan ließ sich nur langsam ins Werk setzen. So ruhte die Last des Kampfes zunächst noch fast ganz auf den Schultern von Kanis. Der neue „Apostel" der Deutschen war daher in jener Zeit fast unaufhörlich in Bewegung. Bald finden wir ihn in Tirol, bald in Niederdeutschland, bald in Wien, bald in Köln, bald in München, bald in Osnabrück und Hildesheim. Und überall entwickelt er eine erstaunliche Tätigkeit. Er predigt, er katechisiert, er disputiert mit den Ketzern, er richtet Armen- und Lateinschulen ein, er gründet neue Ordensstationen, er sucht vor allem auch an den geistlichen Fürstenhöfen die Verkündigung der Beschlüsse des Konzils von Trient und damit ein strenger katholisches Regiment durchzusetzen. Zunächst mit wenig Erfolg. Erst in den 80ger Jahren wurde im Gebiet von Trier, Mainz, Augsburg, Köln, Paderborn, Münster, Hildesheim mit Hilfe der Jesuiten der Protestantismus teilweise gewaltsam ausgerottet. Denn erst ganz allmählich kam jenes neue Geschlecht geistlicher Fürsten in Deutschland empor, dessen berühmtester Vertreter ein Zögling des römischen Kollegs wurde, Julius Echter von Mespelbrunn, Fürstbischof von Würzburg, der strenge Bekehrer Unterfrankens, aber zugleich einer der ehrenwertesten und tüchtigsten Fürsten, deren Deutschland in jener Zeit sich erfreute. Kanis erlebte noch diese großen Siege der katholischen Sache, aber er stand damals schon längst nicht mehr an der Spitze seiner Provinz. Der Orden hatte ihn schon 1569 dieses Amtes enthoben, wohl weil der Apostel der Deutschen zu sehr dem deutschen Kaiser ergeben war. Nur noch einmal erlaubte man ihm später sein großes Talent für eine große Aufgabe einzusetzen: 1580 bei der Einführung der Jesuiten in Freiburg in der Schweiz, welches alsbald für die Westschweiz dieselbe Bedeutung erlangte, wie Luzern für das Gebiet der Urkantone. — Auf welche Weise

sind nun die Patres in all den genannten Gebieten der Ketzer Herr geworden und mit welchen Mitteln haben sie die Herrschaft der katholischen Kirche nicht bloß über die Leiber, sondern auch über die Seelen wieder hergestellt? Greifen wir aus der Fülle von Beispielen, welche die Geschichte der deutschen Gegenreformation dafür darbietet, 2 besonders lehrreiche heraus: die Tätigkeit des Ordens in Bayern und Österreich.

Als Herzog Wilhelm IV. die Augen schloß, März 1550, schien auch in Bayern die alte Kirche dem Untergange geweiht. Die Pfarrer „volle Zapfen" (Säufer), Spieler, Faulenzer, Ignoranten, statt Bücher, Dirnen und Kinder in ihren Höfen hegend, die Domherrn mehr Kriegsleute als Geistliche, unbändig, liederlich, roh, meist nicht einmal geweiht, die Klöster mehr Wirtshäuser als Gotteshäuser, die Edelleute zum guten Teile lutherisch, die wichtigsten Städte, Straubing und München, wenigstens stark lutherisch gesinnt, die kleinen Handwerker und Bauern zu nicht geringem Teile vor allem im Osten der Wiedertäuferei ergeben, da, wo dies nicht der Fall war, fast ganz aller religiösen Zucht und Sitte entwöhnt und die Bischöfe in all diesem Wirrwarr ratlos, machtlos, unfähig, ja bisweilen nicht einmal geneigt, energisch einzugreifen — das ist das Bild, welches die Berichte der unanfechtbarsten Zeugen, vorab der herzoglichen Visitatoren, vor uns entrollen. Mittel und Männer zu einer Verjüngung der Kirche aus eigener Kraft waren nirgends vorhanden, wohl aber in den führenden Ständen Mittel und Männer zur Gründung einer evangelischen Landeskirche. Die Entscheidung darüber und damit die Entscheidung über die Zukunft Bayerns stand bei dem jungen Herzog Albrecht V. Aber eben darum war ihr Ausfall nicht zweifelhaft. Der Sohn des glaubenseifrigen Wilhelms IV., der Zögling des glaubenseifrigen Ingolstadt, entschloß sich, wie selbstverständlich, die Protestanten zu unterdrücken, die Kirche auf der Grundlage des alten Glaubens zu reformieren und zur Lösung dieser schweren Doppelaufgabe die Jesuiten als Gehilfen sich zuzugesellen. Am 7. Juli 1556 hielten 8 Patres und 12 jesuitische Scholaren ihren Einzug in Ingolstadt. Damit begann ein neues Zeitalter für Bayern. Das Gift der Ketzerei wurde ausgeschieden. Die alte Kirche verjüngte sich. Selbst der Staat erhielt ein anderes Gepräge. Aber die Verjüngung war bewirkt durch fremdes Blut. Eben darum zeigte die Physiognomie des neuen Bayern noch lange

Zeit einen fremdländischen Zug: romanisch-katholische Ideale waren maßgebend für die Politik der Fürsten, die Lebensführung der höheren Stände. Aber der neue Geist hielt sich in den höheren Regionen. Der groben Volksseele ward er nicht mächtig. Das Volk bewahrte sich seine kernig derbe urgermanische Eigenart. Nur wurde es unter der eisernen Zucht des Staates und der verjüngten Kirche wieder fromm katholisch, gehorsam, fanatisch unduldsam gegen alle Ketzerei. Es schien bald, als hätte es nie Lust gezeigt, dem Beispiele der anderen deutschen Stämme zu folgen und Rom den Gehorsam aufzusagen.

Eine so gewaltige Wirkung dem Einflusse von ein paar Dutzend Fremdlingen zuzuschreiben erscheint gewagt. Allein die Kraft stand in diesem Falle in umgekehrtem Verhältnisse zu der Zahl und die Kraft konnte in diesem Falle auch sofort ungehemmt wirken; die Sendlinge des Ignaz eroberten alsbald „Herz und Hirn" des kleinen Landes, den Hof und die Landesuniversität und verstanden diese mächtige Doppelstellung Jahrhunderte hindurch mit Geschick zu behaupten. Das erklärt alle ihre Erfolge. — Ingolstadt wurde schon im Verlauf des nächsten Menschenalters die typische deutsche Jesuitenstadt. Die ketzerischen Professoren verschwanden. Die theologischen und philosophischen Professuren gerieten ganz in die Hände des Ordens. Die juristischen und medizinischen wurden bis ins 18. Jahrhundert nur mit strengen Katholiken besetzt. Da die Jesuiten außerdem in der Stadt ein Gymnasium unterhielten und seit 1578 auch ein geistliches Konvikt leiteten, so begreift man, daß Ingolstadt alsbald als das festeste jesuitische Bollwerk Süddeutschlands galt. Höchstens Dillingen und Würzburg konnten mit ihm in dieser Beziehung konkurrieren. Größeres aber leisteten die Patres vielleicht in ihrer zweiten bayrischen Kolonie, in München. Auch hier fanden sie 1559 zunächst als Lehrer Eingang. Allein wichtiger als ihr Gymnasium, das allmählich den älteren Lateinschulen den Garaus machte und 1602 eine Frequenz von 900 Köpfen erreichte, wichtiger als das Alumnat für arme Schüler, welches 1574, das Konvikt für junge Edelleute, welches 1578 damit verbunden wurde, wurde hier für ganz Bayern ihre Tätigkeit am herzoglichen Hofe. Der bayrische Hof war, als sie in München anlangten, nicht besser und nicht schlechter als die anderen deutschen Höfe: die Hofhaltung über alles Maß verschwenderisch, nur nicht so arg auf grobe Völlerei zugeschnitten wie ander-

wärts, der Herzog gutmütig, aber träge, lässig, ohne ernsteres Pflichtgefühl. So lange Albrecht V. lebte, blieb trotz des jesuitischen Hofpredigers im wesentlichen alles beim Alten. Nur die äußere Frömmigkeit wurde sichtlich größer. Aber mit Albrechts Sohne, Wilhelm V., gelangte erstmalig ein Fürst zur Regierung, der sich mit großem Ernste bemühte, nach den Weisungen seines jesuitischen Beichtvaters ein frommer katholischer Landesvater zu sein. Zwar der übermäßige Aufwand dauerte auch unter ihm fort. Aber der Ton des Hofes ward trotz der sonderbaren Vorliebe des frommen Wilhelm für die oft sehr eindeutigen Capricci seines Orlando di Lasso asketisch ernst, und, was die Hauptsache war, der Herzog war nicht bloß ein „aufrichtiger Jesuit", sondern auch ein gewissenhafter und fleißiger Arbeiter. Noch mehr entsprach sein Sohn und Nachfolger, Maximilian I. (1597—1651), diesem Ideal des katholischen Landesvaters. Seine Gewissenhaftigkeit war schon beinahe kleinlich, sein Fleiß fast maßlos, sein Ernst an Schwermut streifend. Aber eben diese Eigenschaften waren es doch, die ihn befähigten, für Bayern der große Kurfürst zu werden, den kleinen Staat zum bestverwalteten deutschen Staate seiner Zeit zu erheben und den Grund zu dem Größer-Bayern der Zukunft zu legen.

Auf solche Erziehungserfolge konnte der Orden mit Recht stolz sein, um so mehr, als er in jener Zeit die Fürsten weniger umwarb, als sich von ihnen umwerben ließ und bisweilen sogar im Interesse der inneren Disziplin und seines guten Namens allzu große Gunstbezeugungen abzulehnen versuchte. Allein wenn er dergestalt den Hof zum Kloster, München zum deutschen Rom machte und das sittliche Pflichtgefühl der Fürsten schärfte, so vergaß er selbstverständlich nicht eine Pflicht wieder und wieder zu betonen, die Sorge für das Seelenheil der Untertanen. Denn diese Pflicht galt ihm schlechthin als Hauptpflicht des katholischen Landesvaters. Daß Herzog Wilhelm und Maximilian I. ihnen darin durchaus beipflichteten, kann nicht Wunder nehmen. Aber sehr bemerkenswert ist, daß schon der lässige, bequeme Albrecht für diese Pflicht ein feines Verständnis zeigte. Sobald die Patres in Bayern anlangten, schlug er gegenüber den Protestanten und protestantisch Gesinnten schärfere Töne an. Seit 1563 trieb er die Hartnäckigen unnachsichtlich aus dem Lande, kurierte die Täufer, wie der Jesuit Agricola

rühmt, unnachsichtlich mit Feuer, Wasser und Schwert und unterdrückte unnachsichtlich alle ketzerischen Bücher und Pamphlete. Immerhin verging fast ein Menschenalter, ehe die Verfolgung ihr Ziel erreichte. Noch 1586 wurden durch die mährischen Wiedertäufer Herzog Wilhelm 600 Leute „abpraktiziert". Schon diese eine Angabe beweist, daß die Zahl der Vertriebenen sich nicht bloß auf einige Hundert, sondern auf Tausende belief. Für ein so dünn bevölkertes Land ein gefährlicher Aderlaß! „Aber Gottes Ehre und das Seelenheil, bedeutete schon Albrecht V. dem Münchener Rate, gehen allen weltlichen Rücksichten vor." Und außerdem waren ja die Herzöge nach dem Augsburger Religionsfrieden zu dieser Gewaltpolitik durchaus berechtigt. Daß sie ihre Rechte rücksichtsloser handhabten, als je ein protestantischer Fürst, war zwar unbestreitbar, konnte ihnen aber von den Katholiken nur zur Ehre angerechnet werden. Die Jesuiten haben selbstverständlich sie dafür nicht nur in den höchsten Tönen gepriesen: sie haben auch gleich bei diesem ersten großen Versuche einer Gegenreformation mit Rat und Tat die Behörden unterstützt. Die Zentralbehörde für Religionsangelegenheiten, welche in ganz Bayern über die Durchführung der herzoglichen Mandate wachte, das geistliche Ratskollegium, verdankt ihr Dasein letztlich einem Rate von Kanis. Die strenge Bücherzensur wurde von ihnen ebenso eifrig befürwortet wie gefördert, die Visitation der Gemeinden zum Teil von ihnen selber in die Hand genommen. Aber es war ihnen nicht bloß um Unterdrückung des Protestantismus zu tun. Sie wollten das Volk auch innerlich wieder für die alte Kirche gewinnen. Diesem Zwecke dienten ihre Missionen, ihre Predigten, ihre marianischen Brüderschaften, ihre Bürger-, Gesellen- und Lehrjungenvereine und nicht zuletzt die mit Eifer betriebene Wiederbelebung der populären religiösen Schaustellungen und Umzüge, der Prozessionen, Wallfahrten, des Reliquiendienstes. Aber es dauerte doch über ein Menschenalter, ehe sie das Vertrauen der Massen und des niederen Klerus gewannen. Hätten die Herzöge nicht treu zu ihnen gestanden, so hätten sie auch in Bayern nie heimisch werden können. Aber diese Stütze versagte, trotzdem die Theatiner eine Zeit lang in der Residenz Mode wurden und in deren nächster Nähe ihren geschmacklosen Tempel erbauen konnten, doch ernstlich nie, und darum stieg ihre Macht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. 1597 erhielten sie die Aufsicht über sämtliche Elementarschulen

des Landes, 1592 in Altötting, 1618 in Mindelheim neue Kollegien. 1621 zogen sie 50 an der Zahl in die neu eroberte Oberpfalz, um dies ganz protestantische Land wieder dem Papsttum zu unterwerfen. 1629 eröffneten sie in Burghausen und Landshut, 1630 in Amberg, 1631 in Straubing neue Kollegien. Das ganze Unterrichtswesen geriet dergestalt in Bayern in ihre Hand. Und nicht nur das: dadurch daß sie bis ins 18. Jahrhundert meist die Fürsten erzogen und als Beichtväter leiteten, übten sie selbst ohne es zu wollen einen starken Einfluß auch auf die ganze Regierung des Landes aus. Kein Wunder, daß sie sich in Bayern wohl fühlten. Kein deutsches Land war so in ihren Händen, keine Dynastie ihnen so unbedingt durch allen Wechsel und Wandel der Jahrhunderte ergeben, wie die Wittelsbacher.

Die Eroberung Bayerns kam dem Orden aber auch alsbald außerhalb Bayerns zugute. Sie wurde die Basis für neue Eroberungen im Osten, wie im äußersten Westen und Norden Deutschlands. Im Widerspruch zu den Beschlüssen des Trienter Konzils erwarb der bayrische Prinz Ernst, obwohl er in skandalösester Weise bewiesen hatte, daß der Unterrock ihm lieber sei als der Chorrock, nach einander die geistlichen Fürstentümer Freising, Hildesheim, Lüttich, Köln, Münster und die großen Reichsabteien Stablo und Malmedy. Das bedeutete auch für jene Gebiete den Sieg der katholischen Reaktion. Denn obwohl an Ernst nichts geistlich war, als der Titel, so unterdrückte er doch als Wittelsbacher selbstverständlich die Protestanten und begünstigte die Jesuiten. Seit 1585 bekehrten die Väter im Kölnischen Teile von Westfalen, 1586 erschienen sie in Neuß und in der Kölnischen Residenz Bonn, 1587 eröffneten sie in Hildesheim, 1588 in Münster ein Kolleg, das 1618 schon an 1300 Schüler zählte. Ernsts Beispiel folgte alsbald der Fürstbischof Fürstenberg in dem benachbarten Bistum Paderborn. Auch hier erhielten die Patres 1585 ein Kolleg und auch hier folgte der Gründung bald die gewaltsame Bekehrung der Protestanten. Ein großer Teil Westdeutschlands war damit dem Katholizismus wieder erobert — dank dem Hause Wittelsbach und den Jesuiten.

Allein fast noch wichtiger als für Westdeutschland wurde das Bündnis der Wittelsbacher und der Jesuiten für die österreichischen Lande. Hier schien nach dem Tode Kaiser Ferdinands I., 25. Juli 1564, der Sieg der Evangelischen nur noch eine Frage

der Zeit zu sein. Nur $^1/_{30}$ der Bevölkerung, schätzte man, sei der katholischen Kirche noch ergeben. Und dabei hatte doch schon Ferdinand sein Möglichstes getan, der evangelischen Bewegung Halt zu gebieten. Aber die Bewegung trug gerade hier einen volkstümlichen Charakter. Adel und Bürger gingen voran, die Bauern folgten willig nach. Die Edikte und Befehle der Regierung, die Verhaftung einzelner protestantischer Prediger machten fast gar keinen Eindruck.

Kaiser Maximilian II. ließ in den ihm zugefallenen Kronländern, Ober- und Unter-Österreich, Böhmen und Mähren die Evangelischen fast ungehindert gewähren. Der Adel wenigstens erhielt hier überall das Recht freier Religionsübung. Anders in Tirol und Innerösterreich. In Tirol räumte der neue Herr, Erzherzog Ferdinand, ganz allmählich mit den Protestanten und Wiedertäufern auf. Die wenigen evangelischen Bergknappen, die er noch gewähren ließ, verscheuchte sein Nachfolger, der Deutschmeister Maximilian (1595—1619) aus dem Unterinntal. Für die Wiederherstellung des katholisch-kirchlichen Lebens sorgten dann die Jesuiten von Hall und Innsbruck, aber auch das deutsche Kolleg in Rom, die Kollegien in Dillingen und Ingolstadt, in denen nicht wenige tiroler Priester geschult wurden. Das Ergebnis dieser vereinten Bemühungen war das Tirol von heute, die Hochburg der Glaubenseinheit und des Klerikalismus in den deutsch-habsburgischen Landen.

In Innerösterreich — Steiermark, Kärnten, Krain — fand Erzherzog Karl, der jüngste Sohn Kaiser Ferdinands, bei seinem Regierungsantritte, wie er selbst bekannte, nur noch Reliquien der alten Kirche vor. Er selbst war von Haus aus durchaus nicht bigott, er ward es erst, nachdem er 1571 die bayrische Prinzessin Marie als Gattin heimgeführt hatte, eine frische, tatkräftige, an Temperament und Geist ihm weit überlegene Frau, die alsbald die streng katholische Gesinnung und die Jesuitenfreundschaft des Münchener Hofes an die Burg von Graz verpflanzte. Schon im Jahre 1573 konnten die Jesuiten in Graz als Konkurrenzanstalt gegen die protestantische Landschule ein reich dotiertes Kolleg errichten und schon kurz darauf stieg die Zahl der katholischen Kommunikanten in der fast ganz protestantischen Stadt angeblich von 20 auf 500. Allein die protestantischen Stände waren in Innerösterreich so mächtig, daß der Erzherzog auf dem Generallandtag zu Bruck an der Mur 1578

dem Adel Religionsfreiheit gewähren und den protestantischen Predigern und Schulen in Graz, Judenburg, Laibach, Klagenfurt Duldung versprechen mußte. Der Papst, die Jesuiten, die bayrische Gemahlin und die bayrischen Anverwandten Karls waren außer sich über dies Zugeständnis und Karl selbst empfand darob die ärgsten Gewissensbisse, die sein jesuitischer Beichtvater ihm selbstverständlich nicht ausredete. Schon im Oktober 1579 gab er daher auf einer Fürstenkonferenz in München, dem deutschen Rom, die Zusage, sein den Ständen gegebenes Wort zu brechen und die gewährten Zugeständnisse sein tacite per indirectum zu absolvieren, zu kassieren und aufzuheben! Den Anfang machte er mit seinem Hofstaate: sogar die Köche mußten hier streng katholischen bayrischen Kollegen weichen. Die höheren Hofämter erhielten Italiener, die kirchlichen Stellen, die der Erzherzog zu besetzen hatte, wiederum Bayern. Dann wurden seit 1581 die evangelischen Prediger in den landesherrlichen Städten und Märkten abgeschafft und durch jesuitisch geschulte Priester ersetzt. Gleichzeitig wurde allen Bürgerkindern der Besuch der protestantischen Landschule zu Graz untersagt, und um auch den Besuch auswärtiger Schulen ihnen verbieten zu können, das Grazer Jesuitenkolleg am 1. Januar 1585 zu einer Universität erhoben mit der ausdrücklichen Bestimmung, die katholische Lehre rein zu erhalten und die Ketzerei auszurotten. Daß Nichtkatholiken nicht zu Ämtern befördert wurden, versteht sich darnach von selbst. Aber Aufsehen erregte es, daß der Erzherzog auch schon den Adel in seiner Religionsfreiheit bedrängte und schließlich die Verleihung des Bürgerrechtes in allen Städten von der Leistung eines katholischen Bürgereides abhängig machte. — Karl starb schon am 10. Juli 1590, nachdem er seine Nachkommen noch bei Verlust des Erbrechts zur Erhaltung der katholischen Religion und zugleich zur Fortsetzung der Gegenreformation verpflichtet hatte. Aber sein Sohn und Nachfolger zählte erst 12 Jahre. Daher trat zunächst der Erzherzog Ernst, danach der Erzherzog Maximilian als Landpfleger an die Spitze der Regierung. Beide waren nicht im stande, die mächtig wieder anschwellende protestantische Bewegung nieder zu halten. Die Evangelischen nahmen wieder eine Reihe von Kirchen in Besitz. Ihre Landschule blühte wieder empor. Graz erschien fast wieder als eine evangelische Stadt. Ostern 1596 war, wie es heißt, der junge Erzherzog der einzige Grazer, der das Abendmahl

nach katholischem Ritus nahm. Aber als kurz danach der Erzherzog selbst die Regierung übernahm, änderte sich alsbald das Bild. In Ingolstadt 5 Jahre lang von Jesuiten erzogen, kannte der sehr mäßig begabte Fürst kein höheres Ziel, als Herstellung der katholischen Kirche in seinen Erbländern. Ob das für seine Staaten vorteilhaft war, war ihm gleichgültig. Ich will lieber ein verwüstetes, als ein verdammtes Reich, erklärte er. Zunächst, im September 1598, verjagte er alle evangelischen Prädikanten und Lehrer aus Graz. Im Oktober 1599 folgte die Schließung der evangelischen Kirchen und Bethäuser in den landesfürstlichen Städten, Märkten und Dörfern Steiermarks. Widersetzliche Ortschaften wurden durch militärische „Reformationskommissionen" mürbe gemacht. Half auch das noch nicht, so wurden die Bewohner mit Verlust des 10. Teiles ihrer fahrenden Habe zur Auswanderung gezwungen. Zu Beginn des 17. Jahrhunderts kamen dann Kärnten und Krain an die Reihe. Nur an den Adel wagte sich Ferdinand vorderhand noch nicht heran. Erst 1628 zwang er auch die evangelischen Edelleute, 800 an der Zahl, Österreich zu verlassen. Damit war endlich nach fast 50 Jahren das Münchener Programm ausgeführt: die protestantische Kirche Innerösterreichs war vernichtet, die Alleinherrschaft des reinen Glaubens gesichert. Äußerlich betrachtet, war diese „Großtat" ein Werk der Fürsten. Aber das protestantische Volk irrte nicht, wenn es in erster Linie dafür die Jesuiten, insbesondere die Grazer Jesuiten verantwortlich machte und, wenn Ferdinand nach vollbrachter Arbeit dem Grazer Kolleg die große Herrschaft Müllstadt schenkte, 1602 in Klagenfurt, 1613 in Leoben neue Kollegien stiftete, so schien er dies Urteil nur zu bestätigen.

Inzwischen hatte auch in Unter- und Oberösterreich sowie im Salzkammergut die katholische Reaktion begonnen. Kaiser Rudolf II., der Statthalter Erzherzog Ernst, der von den Jesuiten bekehrte Wiener Bäckerssohn Melchior Klesl, seit 1579 Dompropst von St. Stephan und Kanzler der Wiener Universität, seit 1581 Generalvikar des Bischofs von Passau, seit 1588 Administrator des Bistums Wiener Neustadt und seit 1590 auch noch Direktor der Kaiserlichen Reformationskommission, waren hier die Leiter des frommen Unternehmens. Das Ende war auch hier die Entrechtung des Protestantismus in allen landesfürstlichen Orten, die Rekatholisierung des Pfarrerstandes, die Reformation der Schulen, selbst der Wiener Universität.

Nur der Adel blieb vorderhand unbehelligt. Die Jesuiten beteiligten sich, soviel wir wissen, nirgends direkt an den Gewalttaten der Regierung. Sie begnügten sich mit der bescheidenen Rolle des Rufers zum Streite, daneben schulten sie unermüdlich in ihren Schulen zu Wien neue Kämpfer, stärkten durch ihre marianischen Kongregationen, ihre Predigten, ihre Tätigkeit im Beichtstuhle unter Studenten und Bürgern das katholische Bewußtsein und sorgten durch ihren Einfluß bei Hofe dafür, daß der Kampfeseifer der Regierenden nicht erschlaffte. Hatte dann die Regierung an einem Orte ihr Werk getan, dann suchten sie die gewaltsam Bekehrten auch innerlich für den alten Glauben zu gewinnen, wobei sie freilich nicht selten erfuhren, daß, wo die Soldaten säen, der Prediger nicht ernten kann. Aber gerade die Hervorragendsten von ihnen, wie der Tiroler Georg Scherer, der Bekehrer Melchior Klesls und vielgenannte Prediger, ließen sich durch derartige Mißerfolge nicht stören. Sie wußten, daß ihnen eines Tages doch der Sieg zufallen werde.

Während dergestalt ganz Österreich mit Ausnahme des Herrenstandes äußerlich wieder katholisch gemacht wurde, behauptete in den böhmischen Ländern der Protestantismus fast unangefochten seine ansehnliche Stellung. Immerhin eroberte der Orden jetzt auch hier einige neue wichtige Punkte In Krummau, in Kommotau, in Brünn gründete er neue Kollegien. In Mähren stellten die Bischöfe Pawslowski und Dietrichstein von Olmütz, Zöglinge des römischen Kollegs, im Bunde mit den jesuitenfreundlichen Behörden die Oberherrschaft des Katholizismus wieder her. In Schlesien konnten die Patres zu Breslau eine erste Station gründen. Kurz, auch unter dem Schatten der Wenzelskrone gedieh der Orden und sproßte seine Saat. Da kam die große böhmische Revolution. Sie richtete sich nicht nur gegen das Haus Habsburg, sondern auch gegen die Jesuiten. Eine der ersten Taten der provisorischen Regierung war daher die Verbannung des Ordens aus Böhmen und die Konfiskation seiner Güter. Aber schon der 8. November des Jahres 1620 brachte die große Wendung, welche nicht nur über das Geschick des Ordens, sondern auch über die Geschicke Böhmens, Österreichs, ja ganz Deutschlands*) entschied: das Winterkönigtum brach

*) Vgl. Bismarcks Bemerkungen über die Schlacht am Weißen Berge als Wendepunkt der deutschen Geschichte.

zusammen. Kaiser Ferdinand wurde wieder Herr in Böhmen und seinen siegreichen Heeren folgten alsbald die Jesuiten. Die altberühmte Prager Universität wurde nunmehr eine jesuitische Anstalt, die Bücherzensur ein Privileg des Prager Jesuitenrektors, die Gegenreformation auf Betrieb des kaiserlichen Beichtvaters Lamormaini und auf Grund eines Gutachtens Lamormainis und seines Ordensgenossen Philippi mit aller Energie durchgeführt. Etwa 30 000 Familien, darunter 155 vom Herren- und Ritterstande, wurden zur größeren Ehre Gottes aus Böhmen vertrieben, über 80 000 bäuerliche Stellen, über 8000 Häuser in den königlichen Städten bis 1628 von Ketzern und anderen lästigen Inhabern gesäubert. Böhmen glich schon jetzt einer Wüste. Aber je mehr das unglückliche Volk verarmte und dezimiert wurde, um so mehr stieg dank der Gunst des Kaisers und des von ihm neugeschaffenen durch gemeinsten Betrug und Schwindel rasch emporkommenden katholischen Herrenstandes der Reichtum, die Zahl, die Macht der Jesuiten. Zwar erlangten sie nicht, wie sie wünschten, das Aufsichtsrecht über sämtliche Mittel- und Stadtschulen des Königreichs, aber wenn sie 1679 allein in Böhmen und Mähren 20 Kollegien und 11 Priesterseminare besaßen, so zeigt das, daß sie wenigstens den gelehrten Unterricht und die Ausbildung des geistlichen Standes völlig in ihre Hände bekamen, und, wenn sie zu derselben Zeit über nicht weniger als 7 Niederlassungen und Kollegien an der Nordgrenze, also in der Nähe des lutherischen Sachsens verfügten, so lehrt das schon, wie ängstlich sie bemüht waren, Böhmen gegen das Gift der Ketzerei zu schützen. Aber sie schützten Böhmen nicht nur gegen die Ketzerei, sie raubten ihm auch seinen Nationalheiligen, Johannes Hus, und schenkten ihm dafür einen neuen, Johann von Nepomuk, indem sie nicht nur mit allen Mitteln die Heiligsprechung dieses Johannes betrieben, der höchstens ein Unglücklicher, aber sicher nicht ein Heiliger war, sondern auch skrupellos Husstatuen in Nepomukstatuen umwandeln ließen. Das böhmische Volk aber ließ sich den frommen Betrug ruhig gefallen. Es hatte dank der eindringlichen Belehrung der kaiserlichen „Seligmacher" und seines neuen jesuitisch geschulten Klerus alle Fühlung mit seiner großen Vergangenheit verloren.

Böhmens Fall gab auch das Signal zur Entrechtung oder Vertreibung der vielen noch unbekehrten Protestanten Österreichs

und, wie in Böhmen, so bedeutete auch hier die Niederlage der Protestanten den Sieg der Jesuiten. Wenn sie 1679 in Oberösterreich, Tirol, Innerösterreich 2 Universitäten, 15 Kollegien, 11 Priesterseminare inne hatten, so beweist das, daß auch in diesen Gebieten die Erziehung der künftigen Geistlichen und Beamten und damit die Pflege des höheren geistigen Lebens geradezu ein Monopol ihres Ordens geworden war.

Inzwischen hatte Erzbischof Pazmany, selber einst Mitglied des Ordens, ihm auch in Ungarn ein reiches Arbeitsfeld eröffnet und mit Geschick und Geist die Bekehrung des magyarischen Adels in Angriff genommen. Der Erfolg war auch hier ein starkes Wachstum der katholischen Partei und eine Zunahme der Jesuitenschulen. Aber als beste Bekehrer erwiesen sich auch in Ungarn seit 1671 die kaiserlichen Soldaten. Ihre wirksame Propaganda sicherte dem Katholizismus endlich das Übergewicht und dies Übergewicht dokumentierte sich alsbald auch hier wie anderwärts in der großen Zahl der jesuitischen Niederlassungen; 20 Residenzen, 5 Seminare, 10 Kollegien, 1 Akademie nannte der Orden schon 1679 in den dünn bevölkerten Landen der Stephanskrone sein eigen!

Was der Orden erstrebt hatte, war mithin um 1675 fast überall in den Gebieten der deutschen Habsburger erreicht. Der Protestantismus war vernichtet oder wenigstens entrechtet, Rom wieder Herr über die Geister, der Orden wie seine 6 Akademien, 55 Kollegien, 28 Seminare, 5 Konvikte auch dem blödesten Auge bewiesen, Herr über fast das ganze gelehrte Unterrichtswesen und damit Gebieter über das gesamte geistige Leben. Aber noch ein anderes war damit erreicht: eine ungeheure Verarmung insbesondere Österreichs an Gut, Blut und geistiger Kraft durch die Austreibung von vielen 1000 Familien deutscher und böhmischer Nation und zugleich die Ausscheidung Österreichs aus der großen deutschen Kulturgemeinschaft, der 200 Jahre später die politische Trennung mit einer gewissen Notwendigkeit folgte.

Wenn 1631 die protestantischen Fürsten Deutschlands den Plan faßten die Verbannung der Jesuiten aus Deutschland durch Reichsgesetz unter die Friedensbedingungen zu setzen, so zeigt das, wie hoch man schon damals ihren Einfluß im gegnerischen Lager veranschlagte. In der Tat er war außerordentlich groß, aber er darf doch auch nicht überschätzt werden. Wenn man sie zu

Urhebern des 30 jährigen Krieges macht, so überschätzt man ihn sichtlich, und wenn man Lamormaini und andere jesuitische Beichtväter der Kaiser und Maximilians von Bayern als wahre Teufel darstellt, so wird man der Überlieferung nicht gerecht, nach der diese Leute nur durch beschränkten Fanatismus, aber nicht durch abgefeimte Bosheit sich auszeichneten. Richtig ist nur, daß der Orden den Mut und die Kriegslust der katholischen Partei stärkte, die Gegenreformation überall mit Energie durchführen half und im Verein mit dem päpstlichen Legaten Chigi den Friedensschluß sehr erschwerte, nicht aus Kriegslust oder Bosheit, sondern um der katholischen Partei möglichst große Vorteile zu sichern.

Daß der Friede, wie er dann endlich zu stande kam, den Wünschen der Patres nicht entsprach, ist nicht zu verwundern. Er beschränkte ja erheblich ihre Hoffnung, ganz Deutschland wieder katholisch zu machen und benahm ihnen durch die Aufhebung des fürstlichen Reformationsrechtes die Möglichkeit, die Gegenreformation im bisherigen großen Stile fortzusetzen. Aber sie schickten sich in die veränderten Verhältnisse, indem sie alsbald von der Methode der Massen- zu der Methode der Einzelbekehrung übergingen. An 2 Stellen ließen sie fortan vor allem ihre Künste spielen: an den evangelischen Höfen und an den evangelischen Universitäten.

An den Universitäten ließen sie sich nach einer uns erhaltenen Instruktion gewöhnlich als Hörer in der juristischen oder medizinischen Fakultät einschreiben. Bisweilen versuchten sie ihr Glück wohl auch als Sprachlehrer. Aber gerade bei dem gebildeten Bürgertum, aus dessen Kreisen die Studenten und Professoren hervorgingen, fanden sie wenig Anklang. Der Übertritt des schlesischen Dichters Johann Scheffler und die Bekehrung des Braunschweigers Christian Blume, designierten Professors der Kirchengeschichte an der evangelischen Universität Helmstedt — das waren ihre einzigen großen Erfolge in diesen Bevölkerungsschichten. Viel mehr Glück hatten sie an den evangelischen Höfen, wie folgende kleine, aber durchaus nicht vollständige Liste fürstlicher Konvertiten beweist. Aus dem Hause der pfälzischen Wittelsbacher traten über der Pfalzgraf Eduard, 1659 seine Schwester Luise Hollandine, aus dem Hause Nassau-Oranien: 1653 Gustav Adolf Graf von Nassau-Saarbrücken und Johann Ludwig von Nassau-Hadamar, aus dem Hause Holstein: 1698 Dorothea Hedwig von Holstein-Norburg; aus dem Hause Schwarzburg 1715 Auguste Dorothea von Schwarzburg; aus dem Hause Württemberg 1651 Herzog Ulrich von Stuttgart und seine Tochter Marie Anna, 1715 Herzog Karl Alexander, aus dem Hause Brandenburg Christian Wilhelm Administrator von Magdeburg; aus dem Hause Hessen Landgraf Friedrich von Hessen-Darmstadt, † 1682 als Kardinal und Fürstbischof von Breslau und 1652 Landgraf Ernst von Hessen-Rheinfels; aus

dem Hause Mecklenburg 1663 der regierende Herzog Christian von Schwerin, aus dem Hause Braunschweig 1651 Johann Friedrich, später regierender Herzog von Calenberg, Göttingen und Grubenhagen, und 1709 Herzog Anton Ulrich, regierender Herzog von Wolfenbüttel; endlich aus dem Hause Wettin 1689 Herzog Christian August von Zeitz, später Kardinal und Erzbischof von Raab, 1697 Kurfürst August der Starke, 1712 der Kurprinz und spätere Kurfürst August III. von Sachsen. Keiner dieser Übertritte hat so viel Aufsehen erregt und so nachhaltige Folgen gehabt, wie der des Kurfürsten August des Starken von Sachsen. Daß religiöse Gründe dabei keine Rolle spielten, ist allbekannt. Aber nicht so bekannt ist, daß der frivole Heros der Saxe Galante zur selben Zeit den sächsischen Ständen die protestantische, dem Papste die katholische Erziehung seines Sohnes gelobte. Wie er diese feierlichen Zusagen hielt, ist ungemein charakteristisch. Schon 1711 umgab er den Kurprinzen mit einem katholischen Hofstaate, dessen Seele der gewandte Salonjesuit Salerno war. Dann mußte der Prinz, ein weniger noch als mäßig begabter Mensch, auf allerhöchsten Befehl 7 Jahre lang in katholischen Ländern reisen. Aber schon am 27. November 1712 hatte der fromme Vater die Freude, daß der Sohn zu Bologna in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehrte. Die albertinische Linie des Hauses Wettin war damit endgültig wieder für die katholische Kirche gewonnen. Die übrigen fürstlichen Konversionen bedeuteten dagegen nur einen ephemeren Erfolg des Ordens. Die Zeit der großen Triumphe war überhaupt seit 1648 endgültig für ihn vorüber. Er mußte froh sein, wenn es ihm gelang, die bis dahin errungene Position zu behaupten und hie und da noch zu befestigen. Das ist ihm auch bis Mitte des 18. Jahrhunderts geglückt. Noch 1750 zählte die Provinz Oberdeutschland 27 Kollegien, 3 Seminare, 3 Probationshäuser, 7 Residenzen resp. Missionen und 1060 Arbeiter, darunter 496 Priester; die Provinz Oberrhein 16 Kollegien, 3 Seminare, 2 Probationshäuser, 7 Residenzen resp. Missionen und 497 Arbeiter, darunter 240 Priester; die Provinz Unterrhein 17 Kollegien, 2 Seminare, 2 Probationshäuser, 7 Residenzen, 30 Missionen, 772 Arbeiter, darunter 398 Priester; die Provinz Österreich (mit Ungarn) 31 Kollegien, 3 Probationshäuser, 1 Profeßhaus, 22 Residenzen, 11 Missionen, 1772 Arbeiter, darunter 751 Priester; die Provinz Böhmen (Mähren, Schlesien eingeschlossen) 26 Kollegien, 25 Seminare, 3 Probationshäuser, 1 Profeßhaus, 13 Residenzen, 12 Missionen, 1239 Arbeiter, darunter 673 Priester. Das ergibt für Deutschland, Ungarn und die deutsche Schweiz die stattliche Gesamtsumme von: 117 Kollegien, 32 Seminaren, 13 Probationshäuser, 2 Profeßhäuser, 51 Residenzen, 58 Missionen, 5340 Jesuiten, darunter 2338 Priester. Etwa $^4/_7$ dieser Gesamtsumme entfällt auf die habsburgischen Lande, der Rest auf den Niederrhein, Oberrhein und Bayern, d. i. auf die Gebiete, die heute noch die festesten Burgen der katholischen Partei in Deutschland darstellen.

Nächst Deutschland, Frankreich und England ist kein Land so tief von der reformatorischen Bewegung berührt worden, wie Polen. In Polnisch-Preußen wandten sich die Städte fast alle dem Luthertum zu. In Großpolen begründeten die böhmischen

Brüder ein blühendes Kirchenwesen. In Kleinpolen, Galizien, Lithauen bildete sich in dem Adel eine starke calvinistische Partei. In Kurland, Livland, Esthland siegte 1554 endgültig das Luthertum. Die obersten Gewalten des Reiches wehrten dieser Entwickelung nicht. Schon im Jahre des Augsburger Religionsfriedens gewährte der Reichstag von Petrikau den adligen Herren das Recht, in ihren Häusern den Gottesdienst nach eigenem Ermessen zu ordnen — eine echt polnische Anwendung des Grundsatzes: wes das Gebiet, des die Religion! In den folgenden Jahren drangen die Protestanten sogar in den Senat, ja in die bischöflichen Stellen ein. Eine „Los von Rombewegung“ großen Stiles hatte mithin auch hier überall um sich gegriffen. Auch Polen schien dem Papsttum verloren.

Aber schon in den 60ger Jahren des 16. Jahrhunderts begann die alte Kirche sich wieder zu ermannen. Ein Zögling der italienischen Reformbewegung Stanislaus Hosen, Bischof von Ermland war der erste, der von der Defensive zur Offensive überging, und, wie einst Konrad von Masovien gegen die heidnischen Preußen den deutschen Ritterorden zu Hilfe gerufen hatte, so rief er 1564 zum Kampfe gegen die protestantischen Preußen die Jesuiten. Braunsberg an der Passarge ward die erste Burg des Ordens auf polnischem Boden. Aber bald erschienen die Väter auch in Pultusk, in Wilna, in Posen und vor allem auch am Königshofe: König Sigmund Augustus, die Hoffnung der Evangelischen, wurde auf seine alten Tage noch ein Jesuitenfreund. König Stephan Batory (1575—1586) stiftete nicht nur in seinem Stammlande Siebenbürgen die Kollegien zu Waradin, Weißenberg, Klausenburg, sondern verschaffte auch in Polen selbst dem Orden in Riga, Dorpat, Polock neue Niederlassungen, erhob das Kolleg zu Wilna zur Universität und befreite alle Ordensanstalten von staatlichen Abgaben. Aber er wurde noch weit übertroffen durch Sigmund III., „den König der Jesuiten“, 1586—1632. Ein Jesuit, Peter Skarga, wurde unter ihm geradezu der Herr des Hofes. Jesuitenfreunde und Jesuitenzöglinge drangen in den Senat, in die Bistümer, in die Gerichtshöfe ein. Die ganze hohe Beamtenschaft wurde katholisiert. Vergebens erhob sich der nichtkatholische Adel gegen dies System. Bei Guzow siegte 1607 der Jesuitenkönig, und wenn er auch seinen Sieg nicht auszunützen verstand, die katholische Reaktion dauerte fort, die Akatholiken blieben von

den Ämtern ausgeschlossen, der katholische Charakter des Staates ward mit aller Strenge wieder hergestellt. Selbst die königlichen Städte mußten mit Ausnahme der großen preußischen Gemeinden nach und nach wieder katholisch werden. Wo immer der weiße Adler sich zeigte, da war Katholisch wieder die Losung.

Aber in Polen war jeder Edelmann ein kleiner Souverän. Polen gewinnen hieß also vor allem den Adel gewinnen. Diese Aufgabe lösten die Jesuitenschulen, die schon wegen ihrer Unentgeltlichkeit auch hier einen ungeheuren Zulauf fanden. Das Kolleg zu Pultusk zählte schon 1600 400 Schüler, alle von Adel, das Kolleg zu Wilna 800, meist Söhne lithauischer Edelen, das Kolleg zu Kalisz 500. 50 Jahre später lag der höhere Unterricht so gut wie ganz in der Hand des Ordens. Ignatius war buchstäblich der praeceptor Poloniae, Polen das klassische Land der Unterrichtsherrschaft des Ordens im Norden, wie Portugal im Süden.

Was hat nun der Orden hier als Präzeptor geleistet? Der Adel lernte Latein und machte das Lateinische zur Umgangssprache. Die polnische Sprache und Literatur entartete daher unter Sigmund III. ebenso rasch, wie sie unter Sigmund II. Augustus emporgeblüht war. Weiter lernte der Adel sich für theologische Subtilitäten interessieren. Er erkannte jetzt, daß der „Chlop", der Bauer, ein Nachkomme Hams und als solcher von Rechtswegen zur Sklaverei verdammt sei. Er erkannte weiter, daß er die Andersgläubigen nicht bloß verfolgen dürfe, sondern verfolgen müsse. Im übrigen lernte und verlernte er nichts. Er blieb im Grunde unter der oberflächlichen Tünche der neulateinischen Bildung, was er war, ein unwissendes, wildes, turbulentes Herrengeschlecht mit weitem Gewissen und engem Herzen. Nur einen neuen Charakterzug hatte die Gesellschaft Jesu mit Geschick dem unbändigen Zögling anerzogen: einen barbarischen Fanatismus.

Trotz aller Bemühungen der Jesuiten behaupteten nämlich die Akatholiken, Protestanten und griechische Christen, eine ansehnliche Minorität. Die letzteren suchten die Patres zunächst mit freundlichen Mitteln zu gewinnen: sie sollten nichts von ihren Besonderheiten aufgeben, sondern nur dem Papste sich unterwerfen. Einige der griechischen Prälaten gingen in der Tat auf diese Anträge ein und traten 1596 durch die Union von Bresz als unierte Griechen unter die Oberherrschaft des

Papstes. Aber der größere Teil leistete entschlossen Widerstand, bildete große Brüderschaften zum Schutze des ererbten Glaubens, gründete Schulen und kirchliche Akademien, um den Verführungskünsten der Jesuiten zu begegnen und suchte Verbindung mit den Griechen außerhalb des Reichs, mit den Patriarchen von Moskau und Konstantinopel. Statt sich hierdurch warnen zu lassen, griff nunmehr der polnische Herrenstand in der Ukraine und in Lithauen unter jesuitischem Einflusse zu allerlei tief erbitternden Gewaltmaßregeln. Die Folge war der große Kosakenaufstand von 1648 und die Eroberung Kiews, Smolensks und des Kosakenlandes durch Rußland, dessen Zaren die griechischen Christen Polens jetzt schon als ihren natürlichen Schutzherrn betrachten lernten.

Weniger Umstände machten die Patres und ihre Zöglinge mit den Protestanten. Schon zu Beginn des 17. Jahrhunderts kam in den Kollegien die Sitte auf, den Himmelfahrtstag durch Zerstörung protestantischer Kirchen und Plünderung protestantischer Häuser zu feiern. 1606 fiel diesem Sporte, den die Jesuiten nicht hinderten, die protestantische Kirche, 1607 der protestantische Kirchhof zu Krakau zum Opfer, 1611 die Kirche zu Wilna, 1616 die böhmische und die lutherische Kirche zu Posen, 1637 die Häuser der Protestanten in Krakau, 1682 die evangelische Kirche in der Nähe von Wilna usw. Strafe hatten bei diesen und ähnlichen Gewalttaten nur die Protestanten zu gewärtigen, die sich zur Wehre setzten. Der Protestantismus ging daher zur Genugtuung der Jesuiten immer mehr zurück. Nur in den Städten des Westens behauptet er sich in seiner alten Stärke. Aber selbst da ließen ihn die Patres nicht in Ruhe. Wie sie einst vergeblich in Elbing, Riga und Dorpat sich einzunisten versucht hatten, so drängten sie sich im 18. Jahrhundert wieder in Danzig ein, obwohl die Bevölkerung nichts von ihnen wissen wollte. Noch skrupelloser verfuhren sie in Thorn, wo sie schon im 17. Jahrhundert sich häuslich niedergelassen hatten. Eine jener häufigen Raufereien zwischen Jesuitenschülern und Schülern der protestantischen Stadtschule veranlaßte hier im Juli 1724 den Rat, einen Jesuitenschüler festzunehmen. Zur Rache fingen die Jesuiten einen protestantischen Schüler, dessen Auslieferung sie hartnäckig verweigerten. Darauf befreite die aufgeregte Menge den Knaben, ohne jedoch irgend welcher Gewalttat sich schuldig zu machen. Erst als man auf sie schoß, bemächtigte sie sich der

Geräte und Einrichtungsstücke des Kollegs und steckte sie in Brand. Aus diesem Vorfalle machten die Patres mit Geschick eine Haupt- und Staatsaktion. Eine königliche Kommission erschien in Thorn, um das ungeheure Verbrechen zu untersuchen. Aber die eigentlichen Leiter der Untersuchung waren die Jesuiten denn nur die Zeugen fanden Gehör, die sie präsentierten. Das Anklagematerial wurde dem obersten Gerichtshofe für die königlichen Städte unterbreitet, der zu diesem Zwecke aber gleich mit 40 neuen Mitgliedern besetzt wurde. Da diese 40 samt und sonders unter jesuitischem Einflusse gewählt waren, so war der Ausgang des Prozesses nicht zweifelhaft. Der Bürgermeister Rösner, der Vizebürgermeister Heinecke und 9 Bürger wurden zum Tode verurteilt, das protestantische Gymnasium und die protestantische Marienkirche den Katholiken zugesprochen, die protestantische Schule aus der Stadt verbannt. Weiter wurde verfügt, daß künftig der Stadtrat zur Hälfte aus Katholiken bestehen und kein protestantisches Buch ohne Erlaubnis des katholischen Bischofs gedruckt werden sollte. Der Reichstag genehmigte diese haarsträubenden Beschlüsse und der ehemals lutherische König schämte sich nicht, die ergangenen Todesurteile wenigstens zum großen Teile zu bestätigen. Am 7. Dezember 1724 wurden Rösner und 9 Bürger hingerichtet. Inzwischen hatte der Reichstag schon den Akatholiken untersagt, neue Kirchen zu bauen. Nicht zufrieden damit, erließ er 1732 auch noch ein Gesetz, welches alle Akatholiken aus dem Reichstage und von allen Staatsämtern ausschloß. Es schien, als lege es die verblendete Versammlung förmlich darauf an, die Akatholiken den fremden Mächten in die Arme zu treiben. Schon bei der Königswahl im Jahre 1764 benutzten in der Tat Preußen und Rußland die Verfolgung der Akatholiken als Vorwand, um ihren Kandidaten auf den Thron zu bringen. 1768 kam es dann über die gleiche Frage zu einer förmlichen Revolution. Rußland intervenierte mit bewaffneter Macht zu Gunsten der Akatholiken und, nachdem es der Türken sich glücklich erwehrt, schritt es 1772 im Verein mit Preußen zur ersten Teilung Polens.

Man hat die Jesuiten wohl geradezu für den Untergang Polens verantwortlich gemacht. Diese Anklage geht sicher zu weit. Der Verfall des Staates hatte schon begonnen, als sie in Polen erschienen. Aber sie haben unzweifelhaft den Zersetzungsprozeß beschleunigt. Wenn irgend ein Staat, so mußte

Polen schon im Hinblick auf die Millionen griechischer Christen unter seinen Untertanen in der inneren Politik die Toleranz sich zum ersten Grundsatze machen. Die Jesuiten haben dies verhindert und nicht nur das: sie haben auch die äußere Politik Polens in unheilvoller Weise dem katholischen Interesse dienstbar gemacht. Schon im Jahre 1581 hatte der Pater Possevino als päpstlicher Gesandter in Moskau alle Künste aufgeboten, um Zar Iwan den Schrecklichen zum Anschlusse an die römische Kirche zu bewegen. Iwan zeigte sich in der Tat nicht abgeneigt. Froher Hoffnungen voll vermittelte Possevino nun 1582 zwischen Rußland und Polen den Frieden von Kiverowa, der Iwan aus großer augenblicklicher Verlegenheit befreite. Eben das hatte der schlaue Zar beabsichtigt. Von einer Bekehrung der Russen war nun keine Rede mehr. Unverrichteter Sache mußte Possevino wieder Rußland verlassen. 2 Jahrzehnte später zeigte sich den Patres eine neue noch verlockendere Gelegenheit Rußland zu gewinnen. Grischka Otrepjew, ein entlaufener Mönch, offenbarte einem Jesuitenpater, daß er identisch sei mit Dimitri, dem ermordeten Sohne des Zaren Iwan, und erklärte sich bereit Moskau Rom zu unterwerfen, falls der Thron des Zaren ihm zu teil werde. Ohne sich lange zu besinnen, nahmen die Jesuiten die Sache in die Hand, führten Otrepjew im Hause des Palatin von Sendomir ein, der ihm seine Tochter zum Weibe gab, verfochten seine Ansprüche bei König Sigismund III. und dem Papste und betrieben die Aufstellung eines polnischen Heeres gegen den Zaren Boris Gudunow. Zum Lohne dafür schwur der falsche Dimitri in einem Jesuitenhause zu Krakau die Religion seiner Väter ab und gewährte dem Orden nach seinem Siege über Boris unweit des Kreml in Moskau eine Niederlassung. Aber gerade die Begünstigung der katholischen Mönche zog Dimitri den Haß der rechtgläubigen Russen zu. Am 27. Mai 1606 ward er mit vielen 100 Polen ermordet. Dieser Mißerfolg kam sowohl den Polen wie den Jesuiten teuer zu stehen. Konnte man bis dahin kaum von einem russischen Nationalgefühl reden, so trat dasselbe jetzt plötzlich urkräftig hervor und zwar offenbarte es sich jetzt zunächst ausschließlich als ein fanatischer Haß gegen die römische Kirche und gegen die Polen.

Fast noch unheilvoller wurde für Polen der von dem Orden eifrig betriebene Anschluß an Österreich und die ebenfalls von ihm emsig befürwortete Offensivpolitik Sigismunds III. gegen

die Türken. Kurz, kein Staat hat in seiner Entwickelung den Einfluß der Gesellschaft so stark erfahren, wie Polen. Aber in keinem Staate — außer Portugal — hat sie auch eine solche Machtstellung besessen. Polen hat nicht nur einen Jesuitenkönig erlebt, sondern in Johann Kasimir sogar einen „König-Jesuit", d. i. einen Fürsten, der vor seiner Thronbesteigung dem Orden angehörte. Die Zahl der jesuitischen Kollegien und Akademien belief sich schon 1679 auf 34, 1750 aber auf 44, die Zahl der Priesterseminare 1679 auf 3, 1750 auf 10, die Zahl der Residenzen und Missionen 1679 auf 7, 1750 auf 108, die Zahl der Probationshäuser 1679 auf 2, 1750 auf 5, die Zahl der Profeßhäuser 1679 wie 1750 auf 3. Die Zahl der Mitglieder für 1679 ist mir nicht bekannt, 1750 betrug sie 2097, darunter 1027 Priester, d. i. 1 Jesuit auf 600 Einwohner. Diese Zahlen reden. Während Polen mit Riesenschritten seinem Ruine entgegentrieb, stieg die Zahl der jesuitischen Anstalten und Niederlassungen so gewaltig, daß der General noch 1751 Polen zu einer eigenen Assistenz erheben konnte!

In Polen, Deutschland und Frankreich kam der Orden durch eine starke katholische Partei empor. In Schweden glaubte er sich durch die Gunst eines katholisierenden Königs in den Sattel heben zu können. Johann III. Wasa ein ernster, gelehrter, zum Grübeln neigender Fürst, wandte sich seit 1568 unter dem Einflusse seiner Gemahlin, der polnischen Prinzessin Katharina, immer mehr vom Luthertum ab und suchte wieder mit Rom anzuknüpfen. Im Auftrage Gregors XIII. erschien 1574 in Stockholm der polnische Pater Stanislaus Warsewicz, um ihn in diesem Entschlusse zu bestärken. In der Tat ernannte der König noch in demselbem Jahre einen Jesuiten, den Norweger Nicolai, zum Professor an der neugegründeten theologischen Lehranstalt. Nicolai gebärdete sich als Lutheraner, aber er benutzte selbstverständlich seine Stellung, um unter den jungen Predigtamtskanditaten Propaganda zu machen. 6 von ihnen konnte er alsbald zu weiterer Ausbildung in das deutsche Kolleg nach Rom schicken. Zu weiteren Verhandlungen über die Bekehrung Schwedens sandte der Papst 1578 den gewandten Possevino. Es gelang Possevino unschwer, die letzten Bedenken des Königs zu beseitigen. Johann empfing von ihm nicht nur das Abendmahl nach katholischem Ritus, er vertraute auch den beiden Possevino begleitenden Ordensbrüdern die Erziehung seines Sohnes, des nachherigen Königs Sigismund III. von Polen an. Aber er forderte für die Unterwerfung Schwedens von dem Papste große Zugeständnisse, vor allem Gestattung der Priesterehe, Gottesdienst in der Landessprache und den Laienkelch. Aber Possevino ließ es sich nicht angelegen sein, diese Forderungen bei der Kurie zu befürworten. Er glaubte des Königs ganz sicher zu sein. Siegesgewiß betrat er zum zweiten Male nicht mehr verkleidet, sondern in Ordenstracht Stockholm. Aber als er nun Johann eröffnete, daß der Papst in keinem Punkte nachgeben könne, brach der König sogleich

die Unterhandlungen ab. Auch die Jesuiten, die an der theologischen Lehranstalt wirkten, mußten alsbald Schweden verlassen, und selbst die Erzieher der königlichen Kinder hielten es 1583 für geraten, das Land zu räumen. Die einzige Hoffnung, die dem Orden blieb, war der streng katholische Thronfolger Prinz Sigismund. Aber Sigismund konnte sich nicht auf dem schwedischen Throne behaupten. Schweden kehrte zurück zum strengen Luthertum. — Erst 2 Menschenalter später errang der Orden in Schweden noch einen großen Erfolg: Königin Christine, die Tochter Gustav Adolfs, die letzte Wasa wurde durch 2 jesuitische Professoren, die als reisende italienische Edelleute in Stockholm sich einführten, zum Übertritte bewogen. Aber eben um diesen Entschluß ungehindert ausführen zu können, entsagte sie am 24. Juni 1654 der Krone. Ihre Bekehrung war also nur ein glänzender äußerer Triumph des Ordens ohne nachhaltigen Eindruck und neue kirchliche Eroberungen.

Dagegen durfte die Gesellschaft einmal eine Zeit lang hoffen, England dem Papste wieder zu erobern.

Als Elisabeth im Jahre 1558 den Thron bestieg, war Irland noch ganz, England noch zur Hälfte katholisch.

Aber bereits im nächsten Jahre begann die Unterdrückung des katholischen Bekenntnisses. Die Katholiken fügten sich vielfach. Allein allmählich bildete sich doch eine katholische Partei. Der Papst und Philipp von Spanien waren ihre Hintermänner, Maria Stuart ihre Verbündete, der Sturz Elisabeths, die Erhebung Marias ihr Ziel, Verschwörung ihre Losung.

In diesem gewaltigen Kampfe trat die Gesellschaft Jesu alsbald den Katholiken der beiden Inseln zur Seite. Schon 1542 hatten Salmeron und Broet Irland als päpstliche Missionare durchzogen. Jetzt wurden von Philipp II., von Maria Stuart, von dem Papste in Douai, Pont à Mousson, Rom Seminare zur Ausbildung englischer, schottischer, irischer Priester errichtet. Jesuiten übernahmen die Leitung. Jesuiten organisierten in England selbst in großem Stile die Propaganda.

Der Aufstand, den der Papst in Irland angezettelt hatte, war eben niedergeschlagen, als die ersten Väter Juni 1580 in Dover landeten. In Southwark bei London hielten sie alsbald eine große Katholikenversammlung. Dann zogen sie verkleidet von Grafschaft zu Grafschaft, von Edelsitz zu Edelsitz. Abends hielten sie Beichte, morgens predigten sie und spendeten sie das Sakrament, dann verschwanden sie ebenso geheimnisvoll wieder, wie sie gekommen. Denn schon am 15. Juli hatte sie Elisabeth geächtet. Nur dadurch, daß sie täglich Quartier, Anzug und Namen wechselten, konnten sie bisweilen den Häschern entgehen. Aber gerade diese Romantik ihres Auftretens wirkte zauberhaft

auf die Gemüter. Am 29. Juni 1581 wurden dann plötzlich die Oxforder Studenten mit einem Libell gegen die englische Staatskirche überrascht. Ein Jesuit war der Verfasser, ein Jesuit hatte in einer Hütte in Stonors Park bei Henley im tiefsten Geheimnis den Druck besorgt. Aber schon waren einige der päpstlichen Sendlinge den Behörden in die Hände gefallen. Am 16. Juli geriet durch Verrat auch Pater Campian in ihre Gewalt. Am 1. Dezember endete er als Hochverräter am Galgen — unzweifelhaft ein Märtyer, aber nicht bloß ein Märtyrer seines Glaubens, sondern auch der gegen Leben und Würde der Königin sich richtenden Politik des Papsttums. Aber sein Tod begeisterte seine Genossen nur zu neuen Taten. Persons organisierte von London aus die katholische Propaganda. Die Patres Hay und Critton suchten in Edinburgh König Jakob von Schottland zu gewinnen. Der Pater Gordon missionierte in Nordschottland. Inzwischen steigerte sich im katholischen wie protestantischen Lager die Erregung von Tag zu Tag, bis endlich am 18. Februar 1587 Maria Stuarts schuldiges Haupt fiel. Die gewaltige Erhebung des Nationalbewußtseins, die kurz danach im Jahre der Armada ganz England, auch die Katholiken um Elisabeths gefährdeten Thron vereinigte, war der Arbeit der Jesuiten nicht günstig. Aber sie ließen sich nicht abschrecken. 1589 trat zu Valladolid ein englisches Kolleg ins Leben, 1592 zu Sevilla, dann zu Madrid, zu Lissabon, 1594 zu St. Omer — alles große Missionsanstalten, wie das deutsche und englische Kolleg in Rom. In England leitete inzwischen Pater Garnett in der Stille die katholische Propaganda. Große Erfolge waren ihm nicht beschieden, wohl aber ein blutiger Tod. Da die Thronbesteigung Jakobs I. den Katholiken keine Erleichterung brachte, faßten einige Fanatiker den Plan, den König, die königliche Familie und das ganze Parlament bei der Eröffnung des Session 1605 in die Luft zu sprengen. Garnett hatte im Beichtstuhl das wahnsinnige Unternehmen erfahren. Es zu verhindern, lag nicht in seiner Macht, aber es fehlte ihm sichtlich auch der rechte Eifer dazu. Am 3. Mai 1606 starb er dafür auf dem Schafott. Aber 40 Missionspriester setzten sein Werk fort und ihnen folgten von den Seminaren des Festlandes immer neue Genossen, trotzdem am 23. Juni 1608 auch Thomas Garnett und am 10. Mai 1615 John Ogilbay ihren Mut mit dem Tode büßen mußten.

Unter Karl I. erlitten 4 Patres das gleiche Schicksal. Unter der Republik starben nicht wenige von ihnen bei der Niederwerfung des irischen Aufstandes. Erst unter Karl II. schienen endlich die Hoffnungen des Ordens sich zu erfüllen. Im Jahre 1669 verpflichtete sich der feile Monarch in dem geheimen Vertrage von Dover seinem Gönner und Geldmann Ludwig XIV. von Frankreich, England wieder katholisch zu machen: aber die Väter triumphierten zu früh. Das Mißtrauen und der Haß der Nation banden dem König die Hände. Die Strafgesetze gegen die römischen Priester blieben auch jetzt noch in Kraft. Aber sie hatten wenigstens die Genugtuung, daß der König und der Thronfolger insgeheim zum Katholizismus übertraten und Armee und Beamtenschaft sich mit Katholiken füllten. Auch konnten sie schon jetzt wenigstens am Hofe des Thronfolgers sich einnisten: sie durften sogar in seinem Palaste insgeheim eine Provinzialversammlung halten. Die Nation erfuhr nur zum Teil von diesen Vorgängen. Aber schon das Wenige genügte, um eine ungeheure Erregung wachzurufen. Ganz England zitterte vor dem Gespenst Loyolas und vor jesuitischen Anschlägen. Diese Stimmung machte sich ein gemeiner Schwindler Titus Oates zu Nutze. Im August 1678 verbreitete sich wie ein Lauffeuer in London die Nachricht von der Entdeckung eines großen papistisch-jesuitischen Komplottes. Der König durchschaute den Betrug. Aber um nicht „wieder auf Reisen gehen zu müssen", war er treulos gegen jedermann, auch gegen die Jesuiten. Am 20. Juni 1679 endeten 5 Patres als angebliche Hochverräter am Galgen zu Tyburn. Es war ein Justizmord, wie er greulicher kaum gedacht werden kann, aber zugleich eine furchtbare Warnung für die Jesuiten, England nicht weiter zu beunruhigen.

Indes sie ließen sich nicht warnen. Sie hofften immer noch auf den Triumph der katholischen Sache, und zunächst, wie es schien, mit gutem Grunde. Die Thronbesteigung Jakobs II. bedeutete den Sieg der katholischen Aktionspartei, deren Seele sie waren. Der König selbst ward ihr Führer. Nicht nur im Widerspruche zu den feierlichen Versicherungen in seiner Thronrede, sondern auch unter Nichtbeachtung aller Regeln der Klugheit betrieb er mit dem sprichwörtlichen Starrsinn seines Geschlechtes die Katholisierung Englands und der Orden sekundierte ihm: in der Savoy eröffnete er ein prachtvolles Kolleg, welches bald

400 Schüler zählte. Am Hofe zu Whitehall bildete sich förmlich eine jesuitische Kamarilla, deren Einfluß selbst der päpstliche Nuntius mißbilligte, ja ein ehrgeiziger und kurzsichtiger Jesuitenpater, Edward Petre, dem der Papst mit gutem Grunde sowohl die Bischofswürde wie den Kardinalshut versagte, wurde zur Entschädigung für diese Mißerfolge zum Mitglied des Geheimen Rates, also zum Minister von England erhoben. Die englischen Patres frohlockten, aber nicht nur die katholische Königin, sondern auch der Papst waren entsetzt über diesen verblendeten Schritt des Königs und selbst der Ordensgeneral, den man erst nachträglich davon in Kenntnis setzte, zeigte sich ungehalten, wenn er auch nichts tat, Petre zum Verzichte zu bewegen. Petre spielte als Minister eine sehr untergeordnete Rolle. Gleichwohl betrachtete ihn das protestantische Volk als die Seele der ganzen Regierung. Es antwortete König Jakob endlich auf diese und andere gesetzlose Taten mit der glorreichen Revolution, mit dem Sturze des Hauses Stuart, der Verbannung aller Jesuiten. Indes selbst diese harte Lehre machte auf die englischen Patres keinen tiefen Eindruck. Bald tauchten sie wieder im Lande auf, als Priester und als geheime Agenten des Hauses Stuart. Aber ihre Zeit war unwiderbringlich dahin. Der große Feldzug gegen das protestantische England, der den Orden so viel Blut, Geld und Kraft gekostet hatte, war endgültig verloren. —

Die glorreiche Revolution bezeichnet für Westeuropa das Ende der Gegenreformation. Sie bezeichnet auch das Ende der großen Kriege der Kompagnie Jesu. Blicken wir noch einmal auf die Geschichte dieser Kriege zurück, so können wir uns eines Gefühles der Bewunderung nicht erwehren über die gewaltige Unternehmungslust, welche sie hervorrief: es gibt fast kein Land Europas, das die Jünger Loyolas nicht zu erobern oder doch heimlich zum Abfall zu bewegen versucht hätten. Und ebenso erstaunlich wie die Unternehmungslust erscheint die Zähigkeit, mit der diese Truppe kämpft, die Tapferkeit, mit der sie gerade zu den gefährlichsten Posten sich drängt. Aber freilich sie zeigt sich in jeder Beziehung als eine echte Kriegergesellschaft. Sie kämpft in Feindesland mit der skrupellosen Moral des Soldaten: sie respektiert kein Gesetz, was ihre Wirksamkeit hemmt, sie scheut keine List, die sie fördern könnte, sie bebt auch nicht vor Gewalttaten zurück, wenn sie solche für geboten hält, nur überläßt sie dann die Ausführung meist roheren Händen. Die Opfer, die

diese Kriege, sie selbst und Europa gekostet haben, sind ungeheuer, die Erfolge erscheinen daneben gering: wo die Kompagnie nicht dauernd die Gunst der Mächtigen gewann, bleibt all ihr Ringen vergeblich, und wo sie siegte, wie in Frankreich, Polen, einem großen Teile Deutschlands, bezeichnet Verwüstung ihre Spur. Sie wollte dabei zweifellos in ihrem Sinne immer das Beste der Völker, sie kämpfte dafür aufopferungsvoll auf ihre Weise, aber freilich das Seelenheil stand ihr immer höher als die irdische Wohlfahrt der Nationen und vollends als die persönliche Überzeugung des einzelnen. Obwohl sie unter dem Namen des Friedensfürsten auszog, hat sie daher doch, wie Clemens XIV. urteilte, in Europa mehr Unfriede gestiftet als Friede, mehr Unsegen als Segen und dabei trotz alledem nicht erreicht, was sie erstrebte, doch nicht den Protestantismus vernichtet, ja nicht einmal seine kulturelle Übelegenheit gebrochen.

4.

Die Eroberungszüge der Kompagnie Jesu in den heidnischen Ländern.

Am 6. August 1623 schlug Tilly bei Stadtlohn das letzte evangelische Heer, das noch gegen die katholische Partei im Felde stand. Am selben Tage erhob Papst Urban VIII. Ignaz von Loyola zum Heiligen der römischen Kirche. Aber Ignaz wurde nicht allein dieser höchsten Auszeichnung der triumphierenden Kirche gewürdigt. Unter demselben Datum empfiehlt der Papst auch noch einen anderen Heros der Kompagnie Jesu der Verehrung der Gläubigen: Franz Jasso de Javier aus Pampluna, den großen Eroberer-apostel Süd- und Ostasiens.

„In seinen Göttern malt sich der Mensch", in ihren Heroen und Heiligen das Wesen der Gemeinschaften. Ist der Name des Ignaz gleichsam das Symbol für den Kampf der Gesellschaft gegen die Ketzerei, so der Name Javiers das Symbol für ihren Kampf gegen das Heidentum. Denn sie hat das Missionsgelübde jener Weihestunde auf dem Montmartre nicht vergessen: sie ist immer ebensosehr antiprotestantischer Kampf- wie Missionsorden gewesen. Wenn nicht ihre ganze Geschichte Zeugnis davon ablegte, so würde das schon zur Genüge das gewaltige Denkmal tun, das sie im Gesu

zu Rom ihrem Stifter und sich selbst gesetzt hat: ein prunkvoller Altar, in der Mittelnische der Rückwand Ignatius von Engelsgestalten umgeben, zur Rechten und Linken zwei mächtige Marmorgruppen, die eine die Religion, wie sie das Scheusal der Ketzerei zertritt, die andere der Glaube, die Fides, wie sie einen gekrönten Negerkönig dem Gesetze Gottes unterwirft. Diese Nebeneinanderstellung der beiden Gruppen ist sowohl ein Bekenntnis wie eine Selbstcharakteristik. Die Mission war und ist für den Orden keine Nebenaufgabe. Sie steht für ihn ebenbürtig neben dem Kampf gegen die Ketzerei. Sie ist für sein Wesen ebenso bezeichnend wie diese.

Es ist eine der wunderbarsten weltgeschichtlichen Fügungen, daß zu derselben Zeit, wo Martin Luther für Mittel- und Nordeuropa das Signal zum Abfall vom Papsttum gab, der alten Kirche durch die großen Entdeckungen in der alten und neuen Welt neue Gebiete sich erschlossen, die alle Verluste in Europa ihr zu ersetzen schienen. Religiöse Begeisterung hatte diese Entdeckungen nicht zum wenigsten hervorgerufen. Religiöse Begeisterung begleitete sie, belebte sie, half sie vollenden. Weltliche und geistliche conquista, Eroberung und Mission gingen daher von Anfang an bei der Gründung des portugiesischen wie des spanischen Kolonialreiches Hand in Hand. Aber der Bund von Schwert und Kreuz erwies sich jetzt nicht mehr so wirksam, wie einst in den Tagen Karls des Großen. Das Kreuz siegte nicht immer, wenn das Schwert siegte, und es erlag meist in demselben Augenblicke, wo das Schwert zu versagen begann.

In den Dienst dieser ausgesprochenen Kolonial- und Staatsmission stellte sich auch Franz Javier, als er am 7. April 1541 zu Lissabon in See stach, um mit der portugiesischen Flotte nach Portugiesisch-Ostindien sich zu begeben. Außerordentliche Vollmachten begleiteten ihn: Der Papst hatte ihn zu seinem Stellvertreter für alle Länder an den Gestaden des indischen Ozeans ernannt, der König von Portugal durch einen Generalbefehl seinem Unternehmen die staatliche Sanktion gegeben und sämtliche Kolonialbeamte angewiesen, ihn nach Kräften zu unterstützen. Solche Privilegien bedeuten immer eine Gefahr für die Mission, namentlich wenn ihr Inhaber ein ungeschickter und herrschsüchtiger Mann ist. Aber bei Javier schien diese Gefahr ausgeschlossen. Wenn jemals, so schien in ihm das Wort

des Evangeliums: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben, zur Tat geworden zu sein. Taktvoll, klug und doch rücksichtslos aufrichtig selbst gegenüber Königen und Vizekönigen, berechnend, umsichtig und doch immer ganz ehrlich, energisch, leidenschaftlich, ja, wenn es not tat, schonungslos hart und doch immer zartfühlend, freundlich, liebevoll, dazu auch hinreißend beredt, geradezu stürmisch lebhaft und beweglich, wunderbar rasch vertraut wenn nicht mit fremden Sprachen, so doch mit fremden Völkern und Verhältnissen, merkwürdig aufnahmefähig auch für Natureindrücke und daher lebhaft interessiert für die Phantasie und Verstand so mächtig anregende Wunderwelt des Ostens, nicht bloß für absonderliche Raritäten, wie den milchspendenden Ziegenbock von Amboina, und über das alles erfüllt von einer geradezu überwältigenden Begeisterung für den selbsterwählten Beruf — so stellt er sich in seinen vielen Briefen und Berichten selber dar, ganz ungeschminkt, naiv, wahrhaftig — in jedem Zuge eine bedeutende, ja große und liebenswerte Persönlichkeit, an deren Kraft und innerer Schönheit jeder, der die Geschichte der Jesuiten studiert, nach dem Anblicke so vieler verkünstelter und verkrüppelter Existenzen sich innigst erquickt und erbaut. Aber freilich auch dieser Große, in dessen Munde das Bekenntnis, „ich fürchte Gott, sonst nichts in der Welt", keine Phrase und die mitleidige Liebe zu den Heiden nicht bloß Äußerung eines flüchtigen Sentiments ist, zeigt sich doch sehr befangen in den Anschauungen seiner Zeit und der spanischen Kirchlichkeit: die Hölle spielt in seiner Missionspredigt fast noch eine größere Rolle als der Himmel. Der Hinweis auf die Ewigkeit der Höllenstrafen ist geradezu bei ihm das Hauptbekehrungsmittel, der Anblick der feuerspeienden Vulkane der Molukken und das Erlebnis eines großen Erdbebens auf Morotai für ihn selbst ein augenfälliges Zeugnis, wie arg die bösen Geister in ihr gerade im Heidenlande angesichts der Mission vor Wut rumoren. Demgemäß geht er auch fast mehr darauf aus, die Seelen der Hölle abzujagen, als sie innerlich für den Himmel zu gewinnen. Er tauft, soviel er taufen kann, ja oft schon im Sterben liegende Kinder. Massenbekehrung, nicht Einzelbekehrung ist seine Losung, ebendarum scheut er sich — echt mittelalterlich — durchaus nicht, für die Mission die Hilfe der weltlichen Gewalt in Anspruch zu nehmen. Er schlägt geradezu dem Könige von Portugal vor, die Förderung der Bekehrung den Kolonialbeamten

direkt anzubefehlen und den Fortschritt der Christianisierung in ihren Gebieten als Maßstab für Belohnung und Bestrafung, ja für das Avancement der Gouverneure gelten zu lassen. Und dazu hat doch auch dieser Große die Fehler seiner Tugenden. Er redet, denkt und fühlt gleichsam immer im Superlativ. Nur unter dem unmittelbaren Eindrucke des Mißerfolges sieht er ganz klar die bescheidene Frucht seines Wirkens. Daher die merkwürdige Differenz zwischen seinen Briefen an Mansilla und den großen offiziellen enthusiastischen Jahresberichten nach Rom, deren Übertreibungen einen so ungeheuren Eindruck in Europa machten und dem Orden soviel Gönner und Jünger zugeführt haben. Sodann fehlt ihm doch ganz die Haupttugend des Missionars: die Geduld. Die ungeheuren, so fest organisierten heidnischen Religionsgemeinden des Ostens erscheinen ihm wie ein Feld, das nur der Hand des Schnitters harre. Er will demgemäß immer ernten, nicht erst säen, und diese Ernteluft treibt ihn unruhig von Ort zu Ort, läßt ihn nirgends fest wurzeln, nirgends eine von den Sprachen des polyglotten Ostens ordentlich lernen, nirgends Dauerndes wirken. Er regt immer nur an, ja bisweilen z. B. in der Kirche der Thomaschristen nur auf, aber er ist eben durch diese Unruhe doch fast auf dem ganzen asiatischen Missionsfelde der Vorläufer und Vorarbeiter seines Ordens geworden.

Als Javier am 6. Mai 1642 zu Goa landete, fand er zu seinem Erstaunen statt einer heidnischen Stadt ein Klein-Lissabon mit lauter europäischen oder eingeborenen Christen, einer prachtvollen Kathedrale, einem Bischof, einem Domkapitel, einem großen Franziskanerkloster, einem großen Missionskolleg zur Heranbildung indischer Priester, einer starken portugiesischen Garnison und Kaufmannschaft: das typische Bild der portugiesischen Kolonialstädte von Mozambique bis zu den Molukken. Der Missionar hatte hier nichts mehr zu tun, desto mehr der Seelsorger. Aber so segensreich Javier sogleich als Seelsorger wirkte, es drängte ihn zu den Heiden. Ende 1542 begab er sich daher zu den Perlfischern östlich von Kap Comorin, die sich kurz zuvor unter portugiesischen Schutz gestellt und bereits zu Tausenden von portugiesischen Priestern die Taufe empfangen hatten. Es handelte sich also hier lediglich um Fortsetzung eines schon begonnenen Werkes. Aber es konnte zum Segen der Mission in einem höheren Geiste fortgesetzt werden. Allein Javier dachte nicht daran. Er verfuhr ganz summarisch. Mit seinen tamulischen Dolmetschern zog er alsbald von Dorf zu Dorf. Wo sich die Gelegenheit dazu ergab, rief er mit seiner Handglocke Männer und Knaben zusammen und rezitierte ihnen den Glauben, das Vaterunser, das Ave Maria, die zehn Gebote, die er zuvor ins Tamulische hatte übersetzen lassen. Sonntags versammelte er das ganze Dorf zu diesem

Unterrichte. Hatten die Leute dann den Katechismus sich eingeprägt, und versicherten sie, daß sie die zwölf Glaubensartikel festiglich glaubten, so schritt er flugs zur Beichte und Taufe, bis ihm die Hände erlahmten und die Stimme den Dienst versagte. Dreißig Dörfer wurden auf diese Weise im Geschwindschritt bekehrt und alsbald auch sehr geschickt kirchlich organisiert, indem in jeder Gemeinde ein sogenannter Kanakpate angestellt wurde, der Taufen und Eheschließungen vollzog und Sonn- und Festtags die neuen Christen den Glauben singen ließ. Für die Besoldung dieser Leute sicherte sich Javier das Strumpfgeld der Königin von Portugal, indem er witzig bemerkte, in diesen Strümpfen werde ihre Majestät am besten ins Himmelreich wandern. In derselben summarischen Weise bekehrte er dann 1544 zu Tausenden die Fischer an der Küste von Travankor, aber auch hier sorgte er nach den Massentaufen wenigstens für Errichtung von Schulen und geistliche Versorgung der Neuchristen durch europäische und tamulische Prediger. Aber die geschickteste Organisation kann die Folgen der geistlosen Massenbekehrung nicht austilgen: das Christentum dieser Parawers ist daher bis auf heute ein bloßes Namenchristentum geblieben: es hat in keiner Weise das Heidentum in Sitte und Gesinnung gebrochen. — Inzwischen waren die Perlfischer der Insel Manaar an der Nordspitze von Ceylon, die 1544 dem Beispiele ihrer Kastengenossen auf dem Festlande gefolgt waren, von dem Könige von Jaffnapatam zu einem nicht geringen Teile niedergemetzelt worden. Auf die Nachricht davon forderte Javier von dem portugiesischen Vizekönig sofortige Bestrafung des „Tyrannen", und da sich ein Prätendent für den Thron von Jaffnapatam fand, der für die Anerkennung seiner Rechte mit seinem ganzen Hause zum Christentum überzutreten versprach, so faßte er jetzt den Plan, mit Hilfe der portugiesischen Waffen Nordceylon für das Christentum zu erobern. Aber in Negapatam, wo er den Ausgang des kriegerischen Unternehmens abwartete, erreichte ihn die Kunde, daß die Portugiesen eines Besseren sich besonnen hätten. Diese harte Enttäuschung machte auf ihn solchen Eindruck, daß er nicht nur den unbekehrten Millionen Ceylons, sondern auch den unbekehrten 100 Millionen Indiens den Rücken kehrte, um in Madrás nach Hinterindien sich einzuschiffen, denn er hatte gehört, daß die Eingeborenen von Makassar auf Celebes von Herzen geneigt seien, zum Christentum überzutreten. So treffen wir ihn denn seit Ende September 1545 in Malakka, immer tätig, immer bemüht, unter Europäern wie Eingeborenen seelsorgerlich zu wirken: sei's auf der Kanzel, sei's im Hospital, sei's in der Schule, sei's auf der Straße, sei's in den verrufenen Matrosenschänken des Hafens. Aber da die erwarteten Nachrichten aus Makassar ausblieben, entschloß er sich nach Ende des Jahres 1545 plötzlich wieder seinen Kurs zu ändern. Statt nach Celebes schiffte er sich am 1. Januar 1546 nach Amboina ein, von da ging er im April nach den portugiesischen Molukken und nach dreimonatlicher Wirksamkeit auf Ternate nach der Insel Morotai. In Amboina und auf den Molukken fand er überall die Mission schon im Gange, und auch auf Morotai traf er schon eingeborene Christen. Er trat also auch hier in eine schon begonnene Arbeit ein, und auch hier wirkte er weit ersprießlicher als Seelsorger denn als Missionar. Im Juli 1547 begegnet er uns dann schon wieder

in Malakka. Hier machte er eine Bekanntschaft, die seinen Zukunftsplänen plötzlich wieder eine ganz andere Richtung gab. Ein portugiesischer Kaufmann führte ihm einen Japaner namens Anker zu, den „sein verwundetes Gewissen antrieb, ein Mittel gegen Gottes Zorn zu suchen". Dieses Erlebnis erschien Javier alsbald als ein Wink der Vorsehung. Nachdem er in Goa die nötigen Anordnungen für die Zeit seiner Abwesenheit getroffen hatte, schiffte er sich am 29. April 1549 mit Anker und zwei anderen Gefährten nach Japan ein. Am 15. August landete er endlich in einer französischen Dschunke in Kangoschima auf Kiusiu. Eine ganz neue Welt tat sich ihm hier auf: die Welt der ostasiatischen Kultur, vertreten durch ein Volk, dessen Intelligenz ihn wieder und wieder in Staunen setzte. Anker gründete im Verlaufe weniger Monate eine kleine Gemeinde von über 100 Seelen und verfaßte eine Darstellung der christlichen Glaubenslehre in japanischer Sprache. Javier selber trat schon, da er nie recht das Japanische erlernte, bei der eigentlichen Missionsarbeit in den Hintergrund. Er förderte die Bekehrung weniger durch seine Worte, als durch sein imponierendes äußeres Auftreten. Dazu mußte er schon Ende 1550 vor der Feindschaft der Bonzen aus Kangoschima weichen. Er begab sich zunächst nach Firando, wo er durch Vorlesung von Ankers Übersetzung der Glaubensartikel hundert Seelen gewann, dann nach Jamaguti, wo der Daimio ihn freundlich gewähren ließ, und endlich nach Kioto, um zu dem Mikado vorzudringen. Aber dieser Versuch schlug fehl. Er mußte froh sein, daß er mit heiler Haut Jamaguti wieder erreichte. Hier und in Bungo entstanden dank der Gunst des Daimios neue Gemeinden. Aber Javier fand schon kein Genüge mehr in Japan. Sein Wahlspruch amplius! amplius! weiter! weiter trieb ihn jetzt das von den Japanern immer wieder mit Ehrfurcht genannte Mutterland der ostasiatischen Kultur zu erobern — China. Nach kurzem Zwischenaufenthalt in Indien begegnet er uns im Mai 1552 wieder in Malakka — diesmal in eifrigem Verkehre mit chinesischen Kaufleuten, um die Sprache des himmlischen Reiches zu erlernen. Wie er schon in Japan seine Beziehungen zu der portugiesischen Regierung geschickt benutzt und eifrig für die Beförderung des Handels- und Gesandschaftsverkehrs zwischen Japan und Portugal gewirkt hatte, so gedachte er jetzt als portugiesischer Gesandter in China einzudringen. Aber Don Alvarez Silva, der Gouverneur von Malakka, war nicht geneigt, die einträglichen Handelsbeziehungen mit China durch ein solches Experiment zu gefährden. Er belegte das Schiff Javiers mit Embargo. Da machte Javier zum ersten und einzigen Male von seiner päpstlichen Vollmacht Gebrauch: er schleuderte wider den gottlosen Silva den Bannstrahl. Als Privatmann gelangte er endlich im Oktober 1552 nach dem Inselchen Sancian bei Macao, das damals dem portugiesisch-chinesischen Handel gleichsam als Freihafen diente. Durch sehr ansehnliche Bestechungen hoffte er hier doch noch China sich zu eröffnen. Aber mitten in diesen Plänen ereilte ihn am 2. Dezember der Tod. In einem elenden Schuppen fanden portugiesische Handelsleute den Sterbenden und begruben ihn rasch in dem Sande des Gestades. — Man hat Javier wohl mit dem Apostel Paulus verglichen. Aber das heißt sowohl den Apostel wie Javier gänzlich verkennen. Die

Größe Javiers offenbart sich nicht in seiner Tätigkeit als Missionar — als solcher steht er durchaus noch unter dem Banne der mittelalterlichen Methode der Massenbekehrung — sie offenbart sich vielmehr in seiner Tätigkeit als Seelsorger und Missionsorganisator. Die kirchliche Organisation der Fischerküste, die Einrichtung der großen Missionskollegien zu Goa und Bassein und der einzelnen Missionsstationen war in ihrer Art ausgezeichnet und musterhaft waren zum guten Teile auch seine Instruktionen für die Missionare. Allein über alledem darf man doch nicht vergessen, daß er mehr ein Mann der Hoffnung war, als ein Mann der Geduld und in unruhigem Eroberungsdrange die Hauptaufgabe eines Apostels übersah, die ernste Arbeit an dem Einzelnen. In beidem ist er leider nur zu sehr ein Typus der ganzen Jesuitenmission geworden.

Nach Javiers Tode geriet die indische Mission ganz und gar auf den Abweg der Massenbekehrung: 1560 waren im Kolleg zu Goa nicht weniger als hundert Schneider damit beschäftigt, für die Neuchristen Taufhemden zu nähen. Bald wollte man in der Tat in und um Goa 300 000 eingeborene Christen zählen. Aber das Christentum dieser Neubekehrten war beinahe noch weniger wert, als das Christentum der Perlenfischer Javiers. Anziehend auf die heidnischen Stämme des Inneren konnte es jedenfalls nicht wirken, zumal jene Neuchristen samt und sonders den niederen Kasten angehörten. Diesem letzteren Mangel beschloß der italienische Pater Robert de Nobili, der seit 1606 zu Madura in Südindien wirkte, dadurch abzuhelfen, daß er sich nicht an die Parias, sondern direkt an die Brahmanen wandte. Zu diesem Behufe verwandelte er sich zuvörderst selber in einen Saniassi oder büßenden Brahmanen. Er rasierte sich den Kopf, tat mächtige Holzpflöcke an seine Füße, schmückte seine Ohren mit großen Ohrringen, seine Stirne mit dem gelben Abzeichen der Brahmanen. Dazu legte er die Tracht der Saniassi an: die feuerrote Mütze, das Musselingewand, den langen Schleier, und endlich lebte er auch ganz wie ein Brahmane: Pflanzen waren seine einzige Speise, Wasser sein einziges Getränke, eine Hütte seine Wohnung. Durch all das erreichte er, daß die Brahmanen allmählich auf ihn aufmerksam wurden. Da er ihnen nun auch noch eidlich versicherte, daß die römischen Brahmanen von Brahma selbst ihren Ursprung ableiteten, so gelang die Täuschung vollkommen: Sie nahmen ihn feierlich in ihren Stand auf, erkannten ihn unter dem Namen Tatuva-Podapar-Saumi d. i. Meister in den 80 Eigenschaften des wahren Weisen förmlich als Brahmanen an. Aber

auch jetzt hielt er sich noch ziemlich zurück, empfing selten Besuche und dann meist auf einem Throne sitzend, schuf Schriften in Tamul, die in ihrer Dunkelheit und Vermischung mit indischer Weisheit das Christentum als etwas Urindisches erscheinen ließen, kurz umgab seine Person wie seine Lehre mit dem unwiderstehlichen Reiz des Geheimnisses. Noch auffälliger machte sich dann diese verführerische Mischung von Indischem und Christlichem in den Riten und Liedern geltend, die er seiner Gemeinde gab. Aber das Stärkste war doch, daß er in der Kastenfrage einfach die brahmanischen Vorurteile sanktionierte: den Parias wurde z. B. die Hostie nur durch ein Stäbchen gereicht oder vors Haus getragen. Es gereicht dem Orden zur Ehre, daß in seiner eigenen Mitte nicht bloß Bedenken, sondern auch energischer Widerspruch gegen diese berechnende Seelenfängerei laut wurde, als der Erzbischof von Goa dem päpstlichen Stuhle darüber Anzeige erstattete. Allein Nobili verteidigte sich so geschickt, daß Papst Gregor XV. am 31. Januar 1623 die malabarischen Riten nicht unbedingt verbot. Er konnte unangefochten bis zu seinem Tode (1656) weiter wirken, und da er Schule machte, so geriet die ganze jesuitische Mission in Indien in den Bann seiner Methode. Der Erfolg schien ihm Recht zu geben. 1676 zählte man in Madura, Marava, Carnatika, Mysore schon an 250 000 katholische Hindus. 1823 aber waren es nur an 80 000 und diese 80 000 waren nach dem Zeugnisse des Jesuiten Dubois eher geneigt, das Christentum aufzugeben als die von Nobili ihnen belassenen heidnischen Gebräuche. Das war das naturgemäße Ergebnis einer Mission, die über der Mahnung: Seid klug wie die Schlangen ganz und gar die Fortsetzung vergessen hatte: und ohne Falsch wie die Tauben.

Zu der Zeit, wo Nobili in Madura auftrat, hatten aber die Patres auch schon in Nordindien — im Reiche und am Hofe des Großmoguls — zu wirken begonnen. Schon 1575 hatten drei von ihnen bei dem großen Akbar freundliche Aufnahme gefunden, aber die Feindseligkeit der muhammedanischen Mollahs bestimmte sie alsbald wieder das Land zu räumen. Andere, die auf eine Aufforderung Akbars ihnen folgten, zogen sich ebenfalls bald wieder zurück, als sie sahen, daß es dem philosophischen Großmogul nicht um Übertritt zum Christentum, sondern um Stiftung einer neuen Religion zu tun sei. Erst 1595 kam es in Lahore zur Gründung einer festen Residenz und zur Bildung einer christlichen Gemeinde. Akbar ließ die Patres dabei freundlich gewähren. Er studierte sogar aufmerksam ein Leben Jesu und eine Biographie des

Petrus, die Hieronymus Javier, ein Neffe des großen Franz, mit Hilfe eines Muhammedaners für ihn in persischer Sprache verfaßt hatte und nahm auch liebenswürdig das Geschenk eines Madonnenbildes entgegen. Aber dabei blieb es. Erst unter seinem Sohn und Nachfolger Djâhan-Gir (1605—1627) konnten die Patres hoffen, auch dies Reich für das Christentum zu erobern. Drei kaiserliche Prinzen empfingen 1610 die Taufe, ja Djâhan-Gir selber äußerte laut die Absicht, überzutreten, aber nur, weil er ein schlechter Muselmann war und als Christ dem geliebten Alkohole ungestört fröhnen zu können glaubte. Immerhin konnte 1621 in der Residenz Agra dank der Munifizenz eines reichen Armeniers ein Kolleg und in demselben Jahre in Patna noch eine zweite Residenz eröffnet werden. Auch der Nachfolger des Sultan-Trunkenbold, Schah Djâhan, 1627—1658, gewährte den Jesuiten Duldung und unter seinem Sohne Dara fanden die Patres selbst in Multan und Kabul Eingang. Aber mit Aureng-Zeb (1660 bis 1707) gelangte die beschränkteste muhammedanische Orthodoxie wieder zur Herrschaft, welche alsbald alle Niederlassungen und Gemeinden der Patres vernichtete.

Glücklicher waren die Jesuiten in Hinterindien, wo sie in dem französischen Pater Alexander de Rhodes einen Vorkämpfer fanden, der Javiers unermüdliche Eroberer- und Reiselust mit Nobilis Anpassungstalent zu vereinigen schien. „Er unterhielt sich mit den Königen über Mathematik und Physik und verkündete daneben zugleich dem Volke das Wort Gottes." In Tonkin kam es ihm dabei sehr zu statten, daß das Volk die neugeborenen Kinder schon längst mit schwarzen Kreuzen zum Schutze gegen die bösen Geister zu bezeichnen pflegte. Schon im ersten Jahre seines Aufenthaltes, 1624—1625, konnte er 1200 taufen, darunter 17 Anverwandte des Königs. Über nichts erstaunte er jedoch hier mehr als über die Zuvorkommenheit der Bonzen. Ganze 200 dieser sonst so gefährlichen Leute schlossen sich ihm an und stellten sich in den Dienst der christlichen Propaganda: ein einziger führte ihm nach und nach an 500 Neubekehrte zu. Dergestalt wuchsen die Gemeinden so rasch, daß man um 1660 in Tonkin bereits 300 000 Gläubige und 386 Kirchen zählen wollte.

Noch verheißungsvoller entwickelte sich die Kirche Cochinchinas, wo schon vor Rhodes die Patres Buzoni und Karvalho seit 1615 erfolgreich gearbeitet hatten. Noch im 17. Jahrhundert stieg hier die Zahl der christlichen Gotteshäuser angeblich auf 1400. Aber hier wie in Tonkin brachte es die neue Kirche zu keiner gesicherten Existenz. Die jesuitischen Missionare wurden öfters vertrieben, die Kirchen zum guten Teile zerstört. Wäre es den Patres nicht gelungen, einen eingeborenen Klerus heranzubilden, ja eine Anzahl Tonkinesen für den Jesuitenorden zu gewinnen, so wären sie auch hier um alle Früchte ihrer Arbeit betrogen worden.

Nirgends erfuhren sie dies vielleicht in so furchtbarer Weise wie auf den süd- und ostasiatischen Inseln. Nur auf den Philippinen und Marianen konnten sie seit 1750 unter spanischem Schutze ganz ungestört wirken, bis 1773 16 Kollegien gründen und 2 Millionen Tagalen dem Gesetze Gottes unterwerfen, wie sie mit Vorliebe sagten. Aber auf den Molukken setzte ihnen erst der Islam arg zu, so daß

sie nur geringe Fortschritte machten. Dann verdrängte sie rücksichtslos die um kein Haar bessere holländische Kolonialmission. Noch schlimmer jedoch erging es ihnen in Japan. Hier hatten nach Javiers Abreise zunächst der alte Seefahrer Torres und der Laienbruder Fernandez die Leitung der Mission übernommen. Ihre Erfolge waren nicht gering, aber sie wurden noch weit übertroffen durch die Leistungen Alexander Valignanis, des Organisators der jungen japanischen Kirche. 200 Kirchen und 30 neue Stationen soll Valignani gegründet haben, darunter 2 Kollegien, eine Akademie, ein Erziehungshaus für junge Adlige und 3 Professhäuser, denn es fehlte dem Orden in Japan nicht an Gönnern, die begeistert sich zu seiner Fahne drängten. Unter diesen Umständen stieg die Zahl der eingeborenen Christen bald auf mehrere 100 000. Da brach im Jahre 1587 unter dem Usurpator Taikosama eine überaus heftige Verfolgung aus, die vielen Jesuiten, aber auch vielen Japanern das Leben kostete. Aber das Blut der Märtyrer schien auch hier zunächst als Same der Kirche zu wirken.

Noch 1614 glaubte man 600 000 japanische Christen zählen zu können. Aber in diesem Wachstum erblickten die Shogune nur eine Aufforderung zur Verschärfung der Verfolgung. 1624 wurden wie es heißt, nicht weniger als 30 000 Christen abgeschlachtet und in den folgenden Jahren dauerte die Metzelei fort, bis schließlich die ganze blühende katholische Kirche Japans vernichtet war. Nur in der Stadt Nagasaki, die den Jesuiten ihr Dasein verdankt, behauptete sich eine kleine Christenschar bis ins 19. Jahrhundert, aber nur in tiefster Verborgenheit als eine Art Geheimbund, so daß die japanische Regierung erst nach der Revolution von 1869 nicht ohne Verwunderung von ihrer Existenz erfuhr.

Weniger heldenhaft, aber um vieles klüger traten die Patres in China auf. Javier war nur bis zur Pforte des himmlischen Reiches vorgedrungen, seine nächsten Nachfolger versuchten nicht einmal der Pforte sich zu nahen. Erst, als der große Alexander Valignani 1579 die Leitung der japanischen Mission übernahm, ward auch hier die Arbeit in Angriff genommen. Die ersten Patres Michael Ruggiero (1581) und Pazio (1582) gelangten freilich nur bis Kanton. Aber schon der dritte, Matthias Ricci, eroberte seit 1583 ganz allmählich dem Orden eine angesehene Stellung in den Hauptsitzen des Reiches. Diesen großen Erfolg verdankte Ricci vornehmlich seiner Methode. In der richtigen Erkenntnis, daß Neuerungen in China nur dann durchdringen, wenn die Kreise der Macht und Bildung für sie eintreten, suchte er wie Nobili zunächst die Gebildeten für sich zu interessieren. Er eignete sich gleich den Dialekt der herrschenden Mandarinenkaste an, vertiefte sich in die chinesische Wissenschaft und verband die religiöse Belehrung immer in geschicktester Weise mit Vorträgen über Mathematik und Experimentalphysik. Allein er erkannte bald, daß er den Chinesen auch durch die Mathematik und Physik nicht beikommen könne, wenn er nicht die Verehrung des Konfutse und den Ahnenkult — wenigstens als geheiligte Staatsgebräuche anerkenne. Alsbald stellte er nun das Christentum als die Vollendung des Konfuzianismus dar und billigte stillschweigend den Ahnenkult. Sogleich erntete er größere Erfolge. Trotz mancherlei Anfeindungen, denen er geschickt durch Annahme der Man-

barinentracht sich entzog, konnte er 1599 in Nanking den Grundstein zur ersten katholischen Kirche legen. Noch bedeutsamer war, daß es ihm 1601 gelang, durch einige in China noch nicht gesehene Wunderwerke der Technik, eine Spieluhr und eine Taschenuhr, eine Audienz bei Kaiser Wan Li in Peking zu erhalten. Wan Li war so entzückt über den kunstreichen Fremdling, daß er ihm sogleich freien Zutritt bei Hofe und ein Jahrgeld gewährte und den Auftrag gab, eine große Wandkarte Chinas anzufertigen. Ricci entledigte sich dieses Auftrages mit solchem Geschicke, daß der Kaiser gleich 10 Tafeln der Karte auf Seide weben und in seinem Zimmer aufhängen ließ, aber er versäumte nicht, auch bei dieser Gelegenheit etwas für die Religion zu tun, indem er in den Zwischenräumen der Karte Kreuze und Sprüche anbrachte. Dank dieser klugen Verbindung der Mission mit wissenschaftlicher Belehrung faßte das Christentum auch in Peking Fuß. Als Ricci am 11. Mai 1610 erst 58 Jahre alt der übermäßigen Arbeit und der gesellschaftlichen Mühsal, den vielen Besuchen und langen Mittagessen erlag, die er als angesehener Fremdling über sich ergehen lassen mußte, bestand in Peking nicht nur eine Gemeinde, sondern sogar schon eine marianische Kongregation. Seine Gefährten setzten mit Glück die Mission in seiner Weise fort. 1617 zählten sie bereits 13000 Bekehrte. Aber in eben diesem Jahre trat ein Rückschlag ein: auf Betrieb des Mandarins Schin von Nanking wurden sämtliche Fremde durch kaiserliches Edikt aus China verbannt und kraft desselben die Patres von Nanking und Peking in hölzernen Käfigen zu den Portugiesen nach Macao transportiert. Aber bald darauf rief man sie wieder zurück, weil man durch ihre Vermittelung portugisische Offiziere für den Kampf gegen die Tartaren zu gewinnen hoffte. Diese Hoffnung erfüllte sich nun freilich nicht, aber dafür machten sich die Patres bald durch ihre Gelehrsamkeit unentbehrlich. Pater Johann Adam Schall, ein geborener Kölner, erwarb sich durch seine mathematischen und astronomischen Schriften in chinesischer Sprache solchen Ruhm, daß er 1645 sogar zum Präsidenten des mathematischen Tribunals in Peking ernannt wurde. Sein Ansehen spiegelt sich wieder in dem Wachstum der Gemeinden. Zählte man 1617 erst 5 Kirchen und 13000 Getaufte, so 1664 159 Kirchen und 257000 Getaufte und dazu 41 Residenzen der Gesellschaft Jesu. Aber noch im Jahre 1664 trat wieder ein Rückschlag ein: die Jesuiten wurden verhaftet, Schall zum Tode verurteilt. Schon waren alle Vorbereitungen zu der Exekution getroffen — er sollte — echt chinesisch — bei lebendigem Leibe in 1600 kleine Stücke zerhackt werden —, da ward Peking durch ein Erdbeben und eine Feuersbrunst im kaiserlichen Palaste in Schrecken gesetzt. In ihrer Angst verzichteten die Fremdenhasser auf ihre Rache. Schall konnte in Frieden am 15. August 1666 seine Tage beschließen. Seine Gefährten durften wenigstens China unbehelligt verlassen. Indes ihr Ansehen war so fest gegründet, ihre Partei so stark, daß Kaiser Kanghi schon 1669 sich veranlaßt sah, sie wieder zurückzurufen und dem Jam Jo Wam (Joh. Adam Schall) nachträglich ein feierliches Begräbnis zu dekretieren. Diese ungewöhnliche Ehrung war jedoch nur der Anfang von einer ganzen Reihe hoher Auszeichnungen. Als Pater Verbiest den durch die Unwissenheit des Hofastronomen in Unordnung geratenen Kalender verbessert hatte, unterstellte der Kaiser das mathematische Tribunal für

immer der Leitung der Jesuiten. Verbiest selbst wurde Präsident und verschaffte als solcher der Sternwarte die berühmten astronomischen Instrumente, die durch den kühnen Griff deutscher Soldaten jüngst für Deutschland „erworben" wurden. Außerdem wurde er zum „großen Mann ernannt" und echt chinesisch samt all seinen Ahnen geadelt. Als Beamter des Kaisers hat er dann in Peking sogar eine Kanonengießerei errichtet und den Kaiser in den Krieg begleitet. Sein Tod (1688) änderte die Gesinnungen Kanghis nicht. Er gebrauchte vielmehr jetzt sogar die Patres zu diplomatischen Verhandlungen und ließ sich von ihnen ärztlich behandeln. Aber inzwischen waren auch Angehörige anderer Orden und Schüler des neuen Pariser Missionsseminars in China als Missionare aufgetreten und hatten mit Erstaunen und Entrüstung wahrgenommen, daß die Christen der Jesuiten Konfutse und den Ahnen opferten. Die Folge war ein heftiger innerer Zwist in der chinesischen Mission. Der Papst sandte einen eigenen Legaten zur Untersuchung der Sache und Kaiser Kanghi ließ sich sogar herbei, diesen Fremdling am 22. Juni 1706 in höchst eigener Person zu empfangen, um ihm zu erklären, daß jene Opferbräuche lediglich bürgerliche Zeremonien seien. Der heidnische Kaiser trat also für die Praxis des Ordens bei dem Gesandten des Papstes ein! Einen größeren Triumph hat der Orden nie wieder in China erlebt. Aber freilich die Kanghi soufflierte Erklärung war nicht ganz ehrlich. Denn in China waren alle religiösen Bräuche, soweit sie öffentlicher Natur waren, Bürgerpflichten. Das erkannte auch der Legat und verbot demgemäß die sogenannten chinesischen Riten. Nun machte Kanghi, der schon 1706 jede Äußerung wider diese Riten untersagt hatte, kurzen Prozeß. Er verbannte den Legaten und unterdrückte alle nichtjesuitischen Missionare. Dieser unerquickliche Streit, der noch Jahrzehnte fortdauerte, bezeichnet den Anfang vom Ende der jesuitisch-chinesischen Kirche. Kaiser Jongtsching (1722—1735) ächtete das Christentum und sein Nachfolger Kienlong (1735—1796) hob dies Edikt nicht auf, obwohl er die Jesuiten in Peking duldete. Während ihre Kirche mehr und mehr zu Grunde ging, durften die Patres nach wie vor als Architekten, Maler, Kartographen, Mathematiker dem Sohne des Himmels dienen. In dieser Stellung behaupteten sie sich zum Teile sogar noch nach der Aufhebung des Ordens: der letzte von ihnen starb erst am 12. November 1805 als Beisitzer des mathematischen Tribunals. Ein tragisches Schicksal! Was Ricci nur als Mittel zum Zwecke betrachtet hatte, wurde in den Augen der Chinesen der einzige Zweck der Mission. Als Mathematiker und Techniker imponierten ihnen die Patres und ließen sie sich von ihnen leiten — das Kunstgewerbe entwickelte sogar einen eigenen Jesuitenstil — aber als Missionare richteten die Patres sehr wenig aus. Ein deutlicher Beweis dafür, daß Ricci die schwere Frage, wie die Mission einem Volke mit alter eigener Kultur begegnen soll, nicht richtig gelöst hat. Das pädagogische System, das er sich ausgeklügelt hatte, schuf doch keine wirkliche chinesische Nationalkirche, sondern eine christlich-chinesische Mischreligion, der die beste Kraft des christlichen Glaubens fehlte: die Fähigkeit des Widerstandes in den Tagen der Verfolgung.

Die ostasiatische Mission war ein Vermächtnis Franz Javiers. Der Gründer des Ordens hat sich nicht mehr ernstlich mit ihr

beschäftigt. Ihn erfüllten ganz andere geistliche Eroberungspläne: vorab der geistliche und weltliche Krieg gegen den Islam. Denn Missionsgedanken verquickten sich bei dem alten spanischen Ritter, der noch aufgewachsen war in der geistlich-ritterlichen Atmosphäre der Kreuzfahrerzeit, wie selbstverständlich mit Kreuzzugsplänen. Während er in Rom Türkenknaben zu Missionaren zu erziehen versuchte, um den Islam mit geistlichen Waffen ins Herz zu treffen, entwarf er gleichzeitig ein großes Projekt, um die Macht der Ungläubigen im Mittelmeere militärisch zu vernichten. Als alter Soldat erkannte er klar, daß dazu vor allem eine große Flotte nötig sei. Demgemäß entwickelte er 1554 dem spanischen Vizekönig von Sizilien einen umfassenden Flottenplan. Wenigstens 200—300 Kriegsschiffe, führte er aus, müsse die spanische Regierung aufbringen. Wegen der Kosten ließ er sich, in Geldsachen immer von einer großartigen Sorglosigkeit, keine grauen Haare wachsen. Unbedenklich schlug er vor, sie der Geistlichkeit und den reichen Orden aufzuerlegen. Seien dieselben dazu nicht geneigt, so müsse der Papst sie einfach zwingen. Leider erschien dieser Flottenplan der spanischen Regierung doch zu „uferlos". Aber die religiös-ritterliche Begeisterung für den heiligen Krieg gegen Muhammed blieb auch nach dem Tode des Meisters noch lange in dem Orden lebendig. Noch Franz Borgia hat als General redlich sich um das Zustandekommen der großen katholischen Liga bemüht, welche am 7. Oktober 1571 den großen, so oft in Bild und Wort verherrlichten Sieg von Lepanto über Muhammed errang.

Weit unfruchtbarer erwies sich aber der geistliche Krieg gegen die Bekenner Muhammeds. Weder in Fez noch in Ispahan, noch auf Ormus, noch in Indien, noch auf den Molukken trug der Orden in diesem Kriege dauernde Erfolge davon.

Mehr Glück hatte er bei den Christen unter islamitischer Herrschaft und in den alten christlichen Reichen des Orientes. Zwar der Missionsversuch, der Ignaz selbst am meisten interessierte, der Versuch Abessinien für Rom zu gewinnen, schlug fehl. Erst 1604 gelang es dem Pater Peter Paaz den Negus Za Denghal zu bekehren und zu Gorgora in Dembra ein Kolleg zu gründen. Aber schon der Negus Seghed verbannte sämtliche Katholiken wieder und Fazilidas ließ etliche Patres durch rasende monophysitische Mönche greulich hinrichten. Auch bei den Kopten wollte kein Bekehrungsmittel verfangen und ebenso arbeitete die armenische Mission zu Erzerum seit 1688 erfolglos. Dagegen schlossen sich die Maroniten des Libanon 1736 endgültig der römischen Kirche an, freilich auch erst nach 150 jährigen Bemühungen. Nicht minder gelang es den Vätern etliche orthodoxe Griechen auf ihren Stationen zu Konstantinopel, zu Naxos,

Negroponte, Thessalonich und in der Krim für Rom zu gewinnen. Aber ihr Haupterfolg war auch hier ein Sieg über den Protestantismus: der Sturz des protestantenfreundlichen Patriarchen Kyrill Lukaris von Konstantinopel im Jahre 1638.

Noch eifriger arbeitete der Orden auf dem großen Missionsfelde des Islam in dem dunkeln Weltteile, in Portugiesisch-Ostafrika und Portugiesisch-Kongo. Aber nur am Kongo hatte er größere Erfolge. Im allgemeinen mußte er auch in Afrika die Erfahrung machen, daß bei roheren Nationen der christliche Missionar mit dem moslemischen Derwisch schwer konkurrieren kann.

Um so größere Triumphe waren ihm wiederum unter dem Schutze der portugiesischen und der spanischen Krone in der neuen Welt jenseits des Atlantic beschieden.

Auch hier faßte er zunächst in portugiesischem Gebiete Fuß: bereits 1549 landeten 6 seiner Jünger in der Bucht von Bahia, um die brasilianischen Indianer dem Gesetze Gottes zu unterwerfen: ein gewaltiges Unternehmen! denn es handelte sich um nomadisierende Kannibalen, die auf der tiefsten Stufe der Kultur standen. Die Fortschritte waren denn auch sehr gering — trotz der aufopfernden Tätigkeit eines Anchieta († 1597), der sich bemühte, den Tamyas, welche ihm bereits seinen „Schlachttag" angekündigt hatten, ein Tamyas zu werden. Erst im 17. Jahrhundert hatte der Pater Vieyra namentlich als Organisator der nomadisierenden Stämme im Norden des Amazonas, die er in 50 Dörfern sammelte, größere Erfolge. Noch mehr als die Mission nahm aber in Brasilien den Orden die Tätigkeit unter den Einwanderern in Anspruch. Schon 1679 besaß er hier 9 Kollegien, 13 Residenzen und 1 Mission, die zweifellos auf diesem Boden als Kulturträger günstig wirkten.

Etwas später als Brasilien öffnete sich dem Orden das spanische Kolonialreich. Zuerst, 1567, fand er Eingang in Peru, woselbst er 1679 nicht weniger als 16 Kollegien und Seminare und an 800 Arbeiter unterhielt, ohne doch unter den verkommenen Kreolen und den gesunkenen Bürgern des alten Inkareiches Erhebliches ausrichten zu können. 1568 folgte Cuba, 1570 Florida, 1572 Mexiko, wo man 1679 schon 10 Kollegien und Seminare, je 1 Probations- und Profeßhaus, 8 Missionen und 1 Residenz zählte; dazu traten im 17. Jahrhundert als selbständige Provinzen, bez. Vizeprovinzen noch Neugranada mit 14 Unterrichtsanstalten, 3 Residenzen, 2 Missionen, 1 Probationshause; Chile mit 4 Kollegien, 4 Residenzen, 1 Probationshause; Paraguay, d. i. das heutige Paraguay, Argen-

tinien, Uruguay mit Einschluß des Westens von Bolivia — mit 1 Probationshause, 8 Kollegien und vielen Missionen. Diese Zahlen beweisen schon, daß es auch in all jenen neueroberten Gebieten spanischer und portugiesischer Zunge dem Orden völlig gelang, das höhere Unterrichtswesen, vor allem die Erziehung der zukünftigen Priester unter seine Leitung zu stellen. Zu Spanien und Portugal trat seit Beginn des 17. Jahrhunderts als 3. katholische Kolonialmacht Frankreich. Alsbald, seit 1625, wirkten die Patres auch in Kanada, dann nach der Gründung der großen Kolonie Louisiana im heutigen Illinois, Indiana, Ohio, Jowa, Missouri, Louisiana, Arkansas, Mississippi, Alabama. Wo immer eine katholische Macht in Amerika Fuß faßte, da erschienen also auch bald die schier allgegenwärtigen Jesuiten, um die Blaßgesichter zu erziehen und die Rothäute zu zähmen. Seltener arbeiteten sie unter den schwarzen Sklaven. Aber Männer wie der Katalane Peter Claver † 1654, der 1615 in Neu-Granada der „Sklave der Sklaven für immer" wurde und all die Leiden der Schwarzen 39 Jahre hindurch teilte, zeigen, daß sie auch jene allerelendesten Opfer der europäischen Kultur bei ihrem Eifer für das Seelenheil ihrer Mitmenschen nicht vergaßen.

Wie in Indien, so traten die Patres auch in Amerika meist in eine schon im vollen Gang begriffene Missionsarbeit ein. Die Franziskaner, Dominikaner, Augustinereremiten waren ihnen vorangegangen und hatten den Grund gelegt zu dem großartigen Bau der spanischen und portugiesischen Kirche Amerikas, die schon Ende des 17. Jahrhunderts mit ihren 6 Erzbistümern und 30 Bistümern an Glanz die Mutterkirchen zu übertreffen schien. Den Jesuiten fiel vor allem die schwere Aufgabe zu, die nomadisierenden Rothäute des Nordens wie des Südens zugleich dem Gesetze Gottes wie der Zivilisation zu unterwerfen. Sie haben sich dieser Aufgabe mit einem Heroismus der Selbstverleugnung unterzogen, der noch heute selbst den kühlen historischen Betrachter nicht bloß mit Bewunderung, sondern auch mit Ehrfurcht erfüllen muß. Es ist das schönste freilich auch blutigste Blatt ihrer Geschichte, das hier vor unseren Augen sich entrollt — eine einzige große Tragödie voll unsagbarer Greuel, aber zugleich doch ein machtvolles Heldenlied, dessen einfache Klänge das Rauschen des Urwaldes majestätisch begleitet.

Religiöse Begeisterung hat Neuengland begründet, religiöse Begeisterung führte auch zur Gründung Neufrankreichs, eroberte die

Wildnis an den kanadischen Seen, entdeckte den Ontario, den Oberlauf des Lorenzo, den Mississippi, erforschte Sprache und Sitte der Ureinwohner. Die Träger dieser Begeisterung waren in Kanada die Jesuiten. 5 an der Zahl landeten sie 1625 zu Quebec. Im August 1634 begegnen wir 3 von ihnen, Jean de Brebeuf, P. Daniel und P. Davoust auf dem Wege zu dem Lande der Huronen, der bekannten halbinselartigen Landplatte zwischen dem Huron-, dem Erie- und Ontariosee. Sie kauern mit nackten Füßen in elenden Kanoes von Birkenrinde, umgeben von einer ganzen Flotille indianischer Fahrzeuge. Langsam rudern sie stromaufwärts erst den Lorenzo, dann den Ottawa. Aber oft müssen sie in den Fluß springen, um ihr Kanoe gegen die reißend schnellen Wasser vorzuschieben und mehr als 30 Mal heißt es das Fahrzeug ans Land ziehen und auf den Schultern an den unüberwindlichen Stromschnellen vorbeitragen. Ihre Nahrung besteht tagtäglich nur aus einer Handvoll indianischem Mais mit Wasser vermischt, ihr Bett ist der felsige Boden, die einzigen Wesen, die sich um sie bemühen, sind die blutgierigen Schnaken. Mit blutenden Füßen, zerfetzten Kleidern, fast aufgerieben von Strapazen erreichen sie so endlich nach langen Wochen das Land ihrer Sehnsucht, aber dort warten ihrer nur neue Qualen: der Verkehr mit wilden, schmutzigen, mißtrauischen Rothäuten, die in den Schwarzröcken böse Zauberer erblicken, der Aufenthalt in düstern, rauchigen, von Ungeziefer wimmelnden Hütten unter fortwährender Belästigung von unbändigen Kindern und noch unbändigeren Hunden, die Unbilden des harten kanadischen Klimas und zu alledem die hinterlistigen Überfälle grausamer Irokesen, die mit Wonne die Missionare zum Marterpfahl schleppen, skalpieren, rösten, ihnen das Herz herausreißen, um es noch rauchend zu verzehren. In einer solchen Lage die jeden Tag den Tod bringen kann, vermag nur ein gewaltiger Enthusiasmus das Herz frisch zu erhalten, ein Enthusiasmus, der alles Elend förmlich als Gnade empfindet, dem Martyrium mit Sehnsucht und Frohlocken sich entgegendrängt, Wunder sieht und Gesichte schaut und jeden Sieg als einen Sieg über den Satan erlebt und betrachtet.

Die Huronen waren der Urstufe der Wildheit, wie Vieyra sie zur selben Zeit bei den brasilischen Indianern kennen lernte, schon entwachsen. Sie besaßen Dörfer und trieben bereits etwas Hackbau. Sie waren ferner bereits von französischen Franziskanern, welche die Jesuiten rücksichtslos wie stets in solchen Fällen bald ganz aus Kanada verdrängten, besucht worden. Gleichwohl dauerte es doch geraume Zeit, ehe die Patres ihr Vertrauen gewannen. Doch bestanden schon 1641 14 Missionsstationen. Ihr Mittelpunkt war das Fort St. Maria an dem Ufer der Wye unweit der Bucht von Gloucester, zugleich Bollwerk, Herberge, Vorratshaus und Kloster. In den nächsten Jahren mehrte sich die Zahl der Täuflinge so sehr, daß die Jesuiten schon auf eine Bekehrung des ganzen Stammes hoffen durften. Aber diese Hoffnung wurde jäh vernichtet. Je mehr die Bekehrung fortschritt, um so dreister zeigten sich die Todfeinde der Huronen, die Irokesen. Am 4. Juli 1648 überfielen sie St. Joseph und ermordeten 700 Frauen und Kinder, am 16. März des folgenden Jahrs St. Ignatius und St. Louis und ermordeten etwa 500 Personen. Die Patres Lalement und Brebeuf die dabei in ihre Hände gerieten, sparten sie zu besonderen Qualen auf: sie spalteten und

durchbohrten ihnen die Hände, rissen ihnen die Fingernägel aus, umflochten ihre Lenden mit einem Gürtel aus Pech und Harz, den sie dann anzündeten, um sie bei lebendigem Leibe zu rösten, schnitten ihnen Stücke Fleisch ab, die sie vor ihren Augen mit wilder Gier verzehrten usw. Als Jean Brebeuf ein Riese von Gestalt trotzdem keinen Laut des Schmerzes von sich gab, sondern unerschütterlich noch aus den Flammen seinen gefangenen Täuflingen predigte, schnitten sie ihm auch die Lippen und die Nase ab. Schließlich zerschmetterten sie ihm den Kiefer und rissen ihm das noch zuckende Herz aus der Brust, um es zu verzehren und das warme Blut zu schlürfen. — Die Huronen waren als Indianer an solche Greuel gewöhnt. Aber die sichtliche Überlegenheit der Irokesen jagte ihnen doch eine solche Panik ein, daß sie fast alle ihre Niederlassungen aufgaben. Was der Tomahawk verschont hatte, das vernichtete jetzt alsbald der Hunger. Nur etwa 700 retteten sich in die schützende Nähe von Quebec. Der noch verbleibende Rest ließ sich in den Stamm der Irokesen aufnehmen. — Damit war die große mit soviel Mühe gegründete Mission vernichtet, eine Wendung von entscheidender Bedeutung nicht nur für die Geschichte des Ordens, sondern auch für die Geschichte Amerikas! Hätten die Patres ihr Werk in Frieden vollenden und auch die Irokesen gewinnen können, dann hätten sie ohne Zweifel rasch ihre Vorposten bis tief hinein ins Gebiet von Neuengland vorgeschoben und dann wäre Nordamerika vielleicht nicht die große Mutter der Dissenters geworden, sondern ein „athletischer Vorkämpfer Loyolas". An dem guten Willen dazu hat es jedenfalls den Jesuiten, wie auch ihre späteren Missionsfeldzüge auf diesem Boden zeigen, nicht gefehlt. Indes der Tomahawk des Irokesen hatte für immer gegen sie entschieden.

Glücklicher verlief zunächst ein heroisches Unternehmen ähnlicher Art viele tausende von Meilen südlicher — die Gründung des sogenannten Jesuitenstaates in Paraguay, die meist gerühmte, aber auch am allerheftigsten angefochtene Missionstat des Ordens, jedenfalls die lehrreichste Probe und nach seinem eigenen Urteile auch die Krone seiner Leistungen auf diesem Gebiete.

Was man einst im Mittelalter von jedem Staate behauptete, daß er nichts als ein großer Raub sei, das hat man im 18. Jahrhundert mit besonderer Schärfe von dem Jesuitenstaate behauptet: Herrschsucht und Habsucht das seien die Motive, denen er seine Entstehung verdanke, Selbstbereicherung das Ziel, das der Orden bei seiner Regierung verfolge, Auflehnung wider die geheiligte Majestät des weltlichen Staates, Rebellion die Tendenz, welche seine ganze Existenz predige.

Folgen wir auf Grund der echten Überlieferung den Spuren der jesuitischen Staatsgründer, so erkennen wir sofort, daß nicht Habsucht oder Selbstsucht, sondern ehrliches Mitleid mit den Indianern der Genius war, der an der Wiege dieses Staates stand. — Die spanische Eroberung bedeutete auch für die Bewohner des weiten La Platastromlandes Armut und Knechtschaft. Das Land wurde an die Eroberer verteilt, die Bewohner als ein unveräußerlicher Bestandteil des Bodens den neuen Eigentümern verknechtet. Die Aufhebung dieses Dienstverhältnisses war zwar vorgesehen, aber sie trat nie ein: die Indianer wurden vielmehr faktisch Leibeigene und zudem auch noch durch die Berührung mit den

lasterhaften Kreolen in Grund und Boden verdorben. So standen die Dinge, als im Jahre 1586 der Bischof von Tucuman die Jesuiten ins Land rief. Sieben an der Zahl eröffneten sie zunächst eine flüchtige Wandermission. Die Erfolge waren nicht unbedeutend, aber sie genügten dem General Aquaviva noch nicht. Er forderte 1602 Gründung fester Missionsstationen, dauernde Pastorierung der getauften Indianer. Allein was halfen feste Stationen, wenn die Täuflinge früher oder später unter die Knechtschaft eines Feudalherrn und damit unter den entnervenden Einfluß des Kreolentums gerieten? Ein Bruch mit dem bisherigen System in der Behandlung der Eingeborenen — das war noch nötiger, ja die unumgängliche Voraussetzung jedes erfolgreichen Wirkens. Das war nicht schwer einzusehen, aber schwer am Hofe zu Madrid durchzusetzen. Allein den Jesuiten gelang es: ein königlicher Befehl gebot 1609 an Stelle des bisherigen Systems der „Eroberung" die conquista espiritual, die geistliche Eroberung. Alleiniger Leiter dieser Eroberung soll der Missionar sein, der dafür auch von der Regierung bezahlt wird. Versklavung der bekehrten Indier ist strengstens untersagt. Nicht durch das weltliche Schwert, sondern durch das geistliche, das Wort Gottes, soll von nun an die Unterwerfung der Wilden ins Werk gesetzt werden.

Dieser Befehl wirkte auf die kreolische Pflanzeraristokratie wie eine Kriegserklärung. Sie war entschlossen, in ihrem Machtbereiche das neue System nicht aufkommen zu lassen. Aber die Jesuiten dachten gar nicht daran, mit ihnen den Kampf aufzunehmen: Isolierung der Eingeborenen erschien ihnen ebenso nötig, wie Sicherung gegen Knechtschaft. Darum wählte der tüchtige Provinzial Diego Torres zum Schauplatz der ersten conquista espiritual die allerentlegenste Region der Provinz: den rein indianischen Distrikt Guayra an den Ufern des Paranapanema. Hier sammelten die italienischen Patres Cataldino und Maceta 1610 die ersten bekehrten Guaranis und gründeten die großen Niederlassungen Loretto und Ignazio. Aber noch in demselben Jahre kam es zu einer zweiten conquista 1200 km südlicher am rechten Ufer des Parana, jedoch ebenfalls auf rein indianischem Gebiete. Von hier aus drangen die Patres 1618 in das Zwischenstromland zwischen Parana und Uruguay und 1620 auf das rechte Ufer des Uruguay vor, um womöglich einen Zugang zum Meere zu gewinnen. Diese Absicht scheiterte, aber die Sammlung der menschenfressenden Guarani gelang über Erwarten gut: schon 1630 bestanden am Uruguay 8, am Parana 6, am Paranapanema in Guayra 13 große jesuitische Indianerorte oder Reduktionen. Indes schon war den Patres ein furchtbarer Feind erstanden: schon 1628 war die Reduktion Inkarnation in Guayra von den berüchtigten Sklavenjägern von St. Paul überfallen worden: 1630 brachen diese Mamelukos oder Paulistas, samt und sonders wilde, aber christliche Mestizen, die der Papst Paul V. nicht mit Unrecht als Janitscharen der Hölle bezeichnete, 900 Mann stark und von 2000 Tupi-Indianern begleitet, von neuem in Guayra ein, zerstörten die Reduktion San Antonio und führten 2500 Indianer als Sklaven fort. 1631 erschienen sie wieder und vernichteten 4 blühende Reduktionen. Da der Statthalter sie gewähren ließ und die Väter zur Selbsthilfe zu schwach waren, blieb nichts weiter übrig, als

die blühende Provinz für immer zu verlassen. Noch im Jahre 1631 machten sie sich mit 12000 ihrer Pflegebefohlenen unter Führung Macetas auf, um mitten durch die Wildnis vom Paranapanema an den Parana zu ziehen. Ein Unternehmen ohnegleichen in der Missionsgeschichte! Denn es handelte sich um einen Weg von 1200 km durch völlig unerforschtes Land, also um die Überwindung etwa der Entfernung Berlin—Rom, und um die Führung von 12000 kaum erst der Menschenfresserei entwöhnter roher Wilden! Es gelang denn auch nur mit ungeheuren Opfern. Nur 4000 erreichten nach Wochen, ja nach monatelangem Marsche die Stationen am Parana. Aber auch hier waren die Väter vor ihren Todfeinden nicht sicher. Die Reduktionen am rechten Ufer des Uruguay wurden 1638 vernichtet, der erstrebte Zugang zum Meere ihnen für immer abgeschnitten. Aber dafür gewährte der König von Spanien ihnen 1638/39 das Recht, ihre Indianer nach europäischer Art zu bewaffnen, dafür war durch die gemeinsam ertragenen furchtbaren Leiden ein so festes Band zwischen ihnen und dem Stamm der Guarani geschmiedet worden, daß die Unterwerfung der Heiden unter das Gesetz Gottes jetzt ohne große Mühe von statten ging. Jahr für Jahr wurden durch Wandermissionen, namentlich aber durch indianische Bekehrte, die als Pioniere zu ihren Waldbrüdern gingen, um ihnen das sorglose und nahrhafte Leben in den Reduktionen zu schildern, neue Heiden den Patres zugeführt. So wuchs trotz verheerender Seuchen allmählich sowohl die Zahl der Bekehrten wie die Zahl der Reduktionen, bis die letztere 1750 30, die erstere weit über 100000 betrug. — Dieser bedeutende Erfolg veranlaßte schon im 17. Jahrhundert die Patres, das System der conquista espiritual auch bei den wilden Stämmen im Inneren des Kontinents zu versuchen. Aber so rasch wie bei den Guaranis kamen sie hier nirgends vorwärts. Am besten glückte der Versuch noch bei den Chiquitos im heutigen Bolivia, die sich seit 1692 allmählich in 10 Reduktionen mit etwa 24000 Köpfen sammelten, und bei den Zamukos, die durch Kriege stark reduziert, seit 1720 wenigstens eine selbständige Reduktion in ihrem Gebiete bildeten. Weit größere Mühe hatten die Väter mit den wilden Stämmen an der Grenze des Chaco, mit den Mokobiern, bei denen namentlich durch den wackern deutschen Pater Baucke seit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts zwei Reduktionen gegründet wurden, und mit den Abiponen, die seit 1748 allmählich in vier christlichen Kolonien sich vereinigten. Wichtiger waren die 1747—1760 zur Bezwingung der Nomaden zwischen dem Paraguay und dem Umambaya-Plateau gegründeten drei Reduktionen. Denn sie stellten eine Verbindung zwischen dem Guarani- und dem Chiquito-Zamucos-Gebiete her. Im Ganzen besaß also der Orden 1760 in dem gesamten La Platastromgebiete 49 größere Orte. Das Hauptgebiet bildete aber nach wie vor der „christliche Staat der Guarani am Parana und Uruguay" mit 30 Reduktionen. Dies Gebiet war der eigentliche Jesuitenstaat, die klassische Stätte der conquista espiritual, das glänzendste Missionsfeld der Patres. Wer ihre Missions- und Kulturarbeit recht würdigen will, der darf an diesem wundersamen Lande nicht vorbeireisen, der muß ihm wenigstens einen flüchtigen Besuch abstatten, um selber sehen und urteilen zu können.

Schließen wir uns daher für einige Zeit dem wackeren, treuherzigen Tyroler Pater Anton Sepp als Reisebegleiter an, der im Jahre 1691 zu den Guaranis gesandt wurde und bald danach auf gut Tyrolisch, derb und gemütvoll, „aus der Völkerschaft Yapeyu" von seinen Erlebnissen Bericht erstattete! Wir besteigen mit ihm unweit Buenos-Aires eines jener großen floßartigen Fahrzeuge, auf denen die Patres regelmäßig einmal im Jahre Handelsgeschäfte halber nach Buenos oder Santa Fé reisen und lassen uns nunmehr, umgeben von einer ganzen Piroguenflottille schweigender Indianer, langsam durch den schweigenden Urwald den majestätischen Uruguay aufwärts rudern. Einen vollen Monat dauert diese merkwürdige Fahrt, ohne daß wir eine Spur menschlicher oder menschenwürdiger Siedelung gewahr würden. Im Gegenteil! die Wildnis wird scheints immer ärger und ärger, denn wir müssen schließlich zu Lande sogar eine große Stromschnelle überwinden. Aber diese Schnelle bildet gleichsam nur das Bollwerk, welches auf der einzig vorhandenen Straße, dem Stromlauf, den Eingang in den Jesuitenstaat sperrt. Bald dahinter zeigt sich plötzlich auf einer Anhöhe, unweit des fischreichen Stromes, mit Wall und Graben wohl versehen, eine große Ortschaft, die uns fast europäisch anmutet: Yapeyu, der südlichste Ort des Jesuitenstaates und zur Zeit der Sitz des großen Vaters, seines Regenten. Aber wir haben zunächst keine Zeit zum Anschauen. Ganz Yapeyu ist auf den Beinen, um durch ein Kriegsspiel die Fremdlinge festlich zu empfangen. Zwei Eskadronen Kavallerie und zwei Kompagnien Infanterie, alle überaus zierlich in spanische Tracht gekleidet, scharmutzieren am Strande miteinander, die Fähnriche schwingen die Fahnen dazu, die Trompeter frischen das Volk an, die Cornett, Fagott, Schalmeien blasen Alarm, kurz es ist ein Höllenlärm. Aber endlich kommen wir doch glücklich ans Land, wo uns der große Vater würdevoll begrüßt, und ziehen in Begleitung einiger tausend Indianer „unter fröhlichem Glockengeläute und unter viel grünen Triumphbogen" in die Stadt ein. Hier empfängt uns ein sehr merkwürdiges Bild: eine durchaus stadtartige Siedelung, ganz regelmäßig im Viereck angelegt, von schnurgeraden mit Bäumen bepflanzten Straßen durchschnitten, die regelmäßig in eine Heiligenkapelle ausmünden, zur Rechten und Linken die freilich nicht sehr einladend aussehenden Häuschen der Rothäute: simple einräumige, fensterlose Lehmhütten mit strohernem Dache, in denen Vater und Mutter, Schwester und Bruder, Kinder und Kindeskinder einträchtiglich zusammen wohnen, dazu „Hunde und Katzen, Mäuse und Ratzen, daß es wimmelt, Grillen und gewisse Käfer, so man in Tyrol Schwaben nennt, dem Tausend nach". Aber gehen wir weiter, so gelangen wir auf die Plaza, einen gewaltigen von herrlichen Palmen beschatteten quadratischen Platz. In der Mitte steht ein großes steinernes Kreuz. Die Front nimmt ein mächtiger Gebäudekomplex ein: in der Mitte die überaus große stattliche Kirche mit ihrem steinernen Turme, von dem fünf oder sechs Glocken zu gleicher Zeit herabklingen, zur Rechten der Kirche das geräumige Haus der Väter mit zwei großen Höfen, zur Linken der Friedhof, daneben die Magazine und Werkstätten, das Weiberhaus — zugleich Witwenheim, Strickschule und Strafhaus — das Gefängnis, die Apotheke, das Weiber- und das Männerhospital. Verlassen wir, nachdem wir auch dem überaus schönen und

großen Kraut-, Baum-, Blumen-, Kräuter- und Weingarten der Väter einen kurzen Besuch abgestattet haben, durch eines der vier Tore die Siedelung, so gelangen wir zunächst zu allerlei fabrikartigen Anlagen, als Ziegeleien, Kalköfen, Glockengießereien, Roß- und Handmühlen, Pulvermühlen, Gerbereien usw. und dann auf die Feldmark der Reduktion. Sechs bis acht weite, gut gepflegte Gärten bilden gleichsam den ersten Kreis, den wir betreten. Dann folgen große Mais-, Weizen-, Bohnen-, Erbsen-, Tabakfelder, aber auch Tee-, Baumwoll-, Zuckerrohrplantagen, alle sehr gut bestellt, nur einzelne Stücke in den Feldgewannen machen eine schlechten Eindruck: Es sind die den Rothäuten zur Eigennutzung überlassenen Parzellen. Wagen wir uns dann endlich über die Feldmark hinaus, so erblicken wir eine scheinbar endlose grüne Weidefläche, auf der an 500000 Rinder, gegen 40000 Schafe, einige 1000 Pferde und etliche 100 Esel sich tummeln. Hie und da zeigt sich auf der weiten Fläche ein größerer dunkler Punkt: das sind die Hirtenhäuser mit ihren kleinen Kapellen, von denen aus diese ungeheuren Herden bewacht und versorgt werden.

Schon dies äußere Bild der Siedelung, das sich mit ganz kleinen Abweichungen in jeder der anderen 29 Reduktionen am Uruguay und Parana, aber auch in den 10 Chiquitoskolonieen wiederholt, verrät, welcher Art die wirtschaftliche, soziale und politische Verfassung dieser Jesuitenstädte ist. Wir haben es sichtlich mit kommunistischen Gemeinden zu tun, die patriarchalisch aber absolut von je zwei oder mehr Patres regiert werden. In der Tat ist der Begriff des Privateigentums den 2500—8000 Rothäuten, welche in einer solchen Reduktion wohnen, fast unbekannt. Nur der geringfügige Schmuck der Weiber wird als solches betrachtet. Alles was der „Christ" sonst hat und braucht, die Hütte, in der er haust, die Felder, die er bestellt, das Vieh, von dem er sich nährt und kleidet, die Waffen, die er trägt, die Instrumente, mit denen er arbeitet, selbst das eine einzige Tischmesser, das jedes junge Paar bei der Gründung seines Hausstandes erhält, ist Tupambac — Eigentum Gottes. Dem entspricht, daß der „Christ" weder über seine Zeit, noch über seine Person frei verfügen kann. Nur als Säugling bleibt er in der Obhut der Mutter Aber kaum kann er laufen, so kommt er unter die Aufsicht der Patres und ihrer Beamten, die das Kind schon im Spiele zu nützlichen Arbeiten anzuleiten suchen. Wächst das Kind heran, so lernt es, falls es ein Mädchen ist, spinnen und weben, ist es ein Knabe, lesen und schreiben, aber nur in der Guaranisprache. Denn um jeden Verkehr mit den verderbten Kreolen abzuschneiden, ist das Spanische in den Reduktionen geradezu verpönt. Aber dafür pflegen die Patres das Guarani eifrig, ja sie haben es im Interesse der Mission und Zivilisation zur Schriftsprache und im mittleren Südamerika zur lingua geral zur Gemeinsprache, erhoben. Sobald das „Mägdlein 14, der Knabe 16 Jahre alt ist, eilen die Patres sie zu verehelichen und gestatten nicht leichterdings einem oder dem anderen Teile länger ledig zu verharren wegen Gefahr ihrer fleischlichen Gebrechlichkeit". Mönch darf keiner werden, demzufolge auch nicht Geistlicher, oder gar Jesuit, also Mitglied des regierenden Standes. Das Höchste, was der Indianer bei besonderer Begabung erreichen kann, ist die Ernennung zum Korregidor oder Oberaufseher, als welcher er

gleichsam den regierenden Patres als Feldwebel zur Hand geht. Verrät er besondere Anlage zu irgend welchem Handwerk, so wird er sorgfältig darin ausgebildet. Aber die Verfügung darüber steht nicht *ihm* zu. Er würde auch sicherlich nicht selber wählen, wenn er könnte — *alles* das bestimmen vielmehr die leitenden Patres. Es ist ihm sogar nicht einmal erlaubt, zu längeren Reisen ohne Begleitung eines Paters die Reduktion zu verlassen. Namentlich darf er nie ohne Aufsicht eine Niederlassung der Weißen besuchen. Er steht mithin *immer* unter Aufsicht. Er ist tatsächlich kein freier Mann.

Aber er befindet sich materiell unter diesem patriarchalischen Regimente sichtlich sehr wohl. Alles, was er zum Unterhalte braucht, das in ungeheuren Massen konsumierte Rindfleisch, den Paraguaytee, durch dessen Einführung die Patres ihm alle berauschenden Getränke abgewöhnt haben, das bischen Salz, womit er seine Speisen würzt, selbst die Kleider, die er trägt, und den Tabak, den er schmaucht, empfängt er reichlich und von bester Qualität aus den großen Magazinen der Reduktion. Auch mit Arbeit wird er nicht sonderlich geplagt. Die Sonntage und die zahlreichen Festtage sind absolute Ruhetage. Von den Werktagen hat er immer in der Regel zwei in der Woche für sich und seinen Acker. An den übrigen vier muß er in der Regel auf dem Tupambac arbeiten. Aber die Arbeitszeit übersteigt kaum je acht Stunden und die Arbeit selbst wird gewürzt durch Musik und Gesang. In Reih und Glied unter Vorantragung eines Heiligenbildes ziehen die einzelnen Abteilungen morgens nach der Messe aufs Feld, und in gleicher Weise kehren sie abends wieder heim zur Katechese und Rosenkranzandacht. Es versteht sich danach fast von selbst, daß die Väter auch für angemessene Unterhaltung und Belustigung der „Christen" sorgen. Sonntags gibt es Scheibenschießen, Pferderennen, Fußball, Kriegsspiel oder eine Kahnfahrt mit Konzert, an dem drei Tage währenden Feste des Schutzpatrons sogar eine Komödie, Weihnachten wenigstens beim guten Vater Sepp ein „Kripplein" mit Marionettenspiel, Ostern eine mimisch-dramatische Darstellung der Passion usw. Ganz besonders aber pflegen die Patres den *Tanz* und die *Musik*. Jede Reduktion hat ihren Sängerchor — mit „Tenören ohne Zahl" — und dazu ein stark besetztes indianisch-europäisches Orchester, in dem Bambuspfeifen mit Violinen, Klappern mit Kontrabässen, indianische Trommeln mit Flöten, Klarinetten, Hoboen, sonderbare Instrumente aus dem Schwanz des Gürteltieres mit Harfen und Theorben friedlich zusammen wirken; alle übertönt jedoch die mächtige Orgel, die in keiner größeren Reduktion fehlen darf.

Gottesdienst und Arbeit ist dergestalt fast immer von Musik begleitet und zwar von guter Musik: die edelsten altniederländischen und spanischen Weisen entzücken das Ohr, bisweilen auch wohlgelungene Stücklein der Patres. Denn nicht wenige von ihnen, z. B. unser gemütvoller Pater Sepp, sind im Nebenamte „stattliche Komponisten" und verstehen es darum nicht selten, z. B. bei den Chiquitos, allabendlich auf der Plaza zur größten Freude ihrer „Christen" ein förmliches Konzert zu arrangieren. Eine ebenso große Rolle wie die Musik spielt aber in den Reduktionen der *Tanz* oder besser gesagt das *Ballet*. Denn der Tanz in unserem Sinne ist selbstverständlich verpönt. Eifrig

gepflegt, ja von den würdigen Vätern selbst einstudiert und geleitet, werden dagegen mimische Reigen aller Art, bei denen die Geschicklichkeit der Christen ebenso bewunderungswürdig erscheint, wie die Pracht der Kostüme.

So fließt das Leben der roten Christen sorglos und heiter dahin. Wie Väter sorgen die Patres für sie, und wie Väter strafen sie sie auch. Die Todesstrafe ist in diesem glücklichen Lande ganz verpönt: Prügel, Fasten, Gefängnis, Ausstellung auf dem Pranger der Plaza, öffentliche Kirchenbuße, das sind die einzigen Übel, die der Christ auch für die allerschwersten Verbrechen zu vergewärtigen hat. Auslieferung des Verbrechers an den weltlichen Richter ist strengstens untersagt. Die roten Kinder kennen demzufolge keine andere Obrigkeit als ihre guten Patres. Daß der König von Spanien eigentlich ihr Souverän ist, dessen sind sie sich nicht klar bewußt. Denn die Kopfsteuer, die nominell auch sie entrichten sollen, wird den Patres als Besoldung gutgeschrieben, die Kriege, die sie führen, werden von den Patres geleitet, und die weltlichen und geistlichen Beamten der Kolonie, die an sich das Recht besitzen, die Reduktionen zu visitieren, werden von den Patres stets klüglich, ja, wenn es ihnen gar nicht paßt, mit Gewalt und List, ferngehalten. Die roten Christen leben also wirklich in einem Staate für sich. Der „Jesuitenstaat" ist kein Traum, sondern eine Tatsache. Er ist nur rechtlich nicht als selbständiger Staat anerkannt, aber faktisch ist er ebenso unabhängig von der Krone Spanien, wie die deutschen Kleinstaaten derselben Zeit von dem römischen Kaiser deutscher Nation oder das Fürstentum Bulgarien von dem Großherrn in Konstantinopel.

Aber freilich dieser Staat ist ein Unikum in seiner Art: ein „christlicher Staat", in dem die Religion alles, die Arbeit wie die Erholung — selbst den Tanz — weiht und durchdringt, und zugleich eine streng kommunistische Gemeinschaft, in der weit über 100000 Menschen wie Kinder von etwa 60—70 Priestern absolut regiert werden. Aber wie ist dieser Staat entstanden? Daß er nicht eine Weiterbildung der lockeren indianischen Kazikenschaft ist, liegt auf der Hand: er ist sichtlich eine durchaus künstliche, aber auch höchst kunstvolle wie ein durchsichtiger Mechanismus ausgebaute Neuschöpfung. Aber wer hat die Patres zu dieser Schöpfung inspiriert? Die Inkas von Peru oder gar der italienische Dominikaner Thomas Kampanella durch sein Traumbild vom Sonnenstaate? Kaum glaublich! Wahrscheinlich vielmehr der edle Indianerfreund Las Casas, der eine ganz ähnliche Lösung der Indianerfrage schon vor ihnen nicht bloß vorschlug, sondern auch praktisch versuchte. Allein, sie haben Las Casas weit übertroffen, nicht nur, weil sie mehr Energie und Geschick besaßen, sondern auch, weil die Guarani und Chiquitonen ein Material für ihre sittigende und erziehende Tätigkeit darstellten, wie sie es bildsamer kaum irgendwo sonst gefunden haben.

Auf den ersten Blick wirkt nämlich der Anblick dieser Reduktionen geradezu verblüffend. Die Indianer sind anscheinend völlig zivilisiert. Sie können anscheinend alles: was immer in den Reduktionen gebraucht wird, an Nahrungsmitteln und Kleidern, an Haus- und Arbeitsgerät, an gewerblichen, Wohnungs- und Kirchenanlagen, an Musikinstrumenten und Devotionalien, wird von den Christen selber hergestellt. Sogar

Geschütz- und Glockengießereien, Pulvermühlen, Uhrmachereien und selbst eine Druckerei, die mit selbstgegossenen Lettern arbeitet, besitzt diese große geschlossene Hauswirtschaft. Nur Salz und Eisen muß sie importieren. Allein sieht man näher zu, so erkennt man sofort die künstliche Mache dieser Zivilisation. Die guten Christen bringen ohne Vorlage und stete Anleitung durch die Patres nichts zu stande, als „Sudeleien". Aber ist ihnen denn alle Erfindungsgabe versagt? Keineswegs! Sie waren, als die Patres sie sammelten, zwar kulturarm, aber nicht kulturlos. Allein die Patres haben diese ihre natürliche Erfindungsgabe gar nicht entwickelt, sondern in dem ungeduldigen Drange, möglichst rasch eine Zivilisation von europäischem Zuschnitte zu erzeugen, sie förmlich maschinenmäßig dressiert und ihnen das Wenige von Initiative, was sie besaßen, durch sorgliche Fernhaltung jeder materiellen Not gänzlich abgewöhnt. Die hohe Kultur der Missionen ist daher im Grunde nur ein künstliches Treibhausprodukt, das den Keim des Todes von Anfang an in sich trägt. Denn trotz aller Dressur ist der Guarani im Grunde geblieben, was er war: ein fauler, stumpfsinniger, sinnlicher, gefräßiger, schmutziger Wilder. Er arbeitet, wie die Väter selber versichern, nur, so lange er den Stecken des Treibers hinter sich fühlt. Sobald man ihn sich selber überläßt, läßt er gleichmütig die Ernte auf dem Felde verfaulen, die Geräte verwahrlosen, die Herden zu Grunde gehen, ja es kommt vor, daß er in einem unbewachten Augenblicke auf dem Acker die Ochsen plötzlich ausspannt und schlachtet, aus dem Pflugholz ein Feuer macht und mit seinen Gefährten das Fleisch halbroh verschlingt, bis nichts mehr übrig ist. Denn er weiß zwar, daß er dafür seine 25 Hiebe erhält, aber ebenso, daß die guten Patres ihn unter keinen Umständen verhungern lassen. Ebenso urtümlich wie seine Faulheit, ist aber auch, wie schon dies Beispiel lehrt, seine Freßbegier. Die 7000 Leute von S. Miguel verzehren täglich 40 Ochsen. Aber Verzehren ist für diese Art Essen ein Euphemismus. Denn sie schlingen die ungeheuren Fleischmassen halbroh hinunter, also „daß ihnen die rote Suppen zu beiden Seiten der gefräßigen Goschen herabrinnt". Bedenklicher noch, als dieser altkannibalische Appetit ist ihre wilde „Geilheit" und vor allem ihr Stumpfsinn. Gattenliebe, Kindesliebe, Elternliebe empfindet der christliche Guarani, der schon auf ein halbes Dutzend christlicher Ahnen zurückblickt, nicht mehr, als sein heidnischer Stammgenosse, der seine Kinder kaltblütig absticht und seine alten Eltern in schwerer Krankheit verläßt oder totschlägt. Nur durch zwei neue Züge haben die guten Patres sein Empfindungsleben bereichert: er kann gehorchen und ist ein abergläubisch frommer Katholik, der überall Mirakel sieht und die härteste Selbstgeißelung als eine Art Genuß empfindet. Angesichts der hingebenden Begeisterung und Selbstverleugnung, mit der Hunderte von ernsten tüchtigen Männern an seiner Erziehung gearbeitet haben, wahrlich ein bescheidenes Resultat! Aber wenn irgendwo, so lag hier der Fehler nicht an den Erziehern, sondern an dem Erziehungssystem, welches gerade die Grundlage aller Gesittung, die Entwicklung der Initiative, des Tätigkeitstriebes, der Erfindungsgabe völlig ausschaltete und auf eine rein äußerliche Dressur hindrängte.

Allein ist die rote Rasse nicht vielleicht von Natur so unheilbar stumpfsinnig und geistig inferior, daß nur durch dies System aus ihr

etwas zu machen ist? Versetzen wir uns im Geiste in die Dörfer der betenden Indianer John Eliots am Charlesriver in Massachusetts oder in David Zeisbergers herrnhutische Kolonien am Susquehanna und Muskingum, so werden wir dieser Annahme nicht beipflichten können. Auch diese Siedelungen waren bis zu einem gewissen Grade künstliche Schöpfungen. Aber wie wunderbar schnell hat doch z. B. Zeisberger es verstanden, die Selbsttätigkeit seiner Delawaren zu wecken und ihnen mit der Liebe zu Gott zugleich Liebe zur Ordnung, zur Sauberkeit, Freude an der Arbeit und an strenger Sittenzucht einzupflanzen! Sollte, was am Susquehanna und Muskingum möglich war, am Uruguay und Parana ganz unmöglich gewesen sein? Gewiß nicht! Nur haben die Patres es leider nie versucht, ja gar nicht daran gedacht, einen Versuch zu wagen und ihre Schützlinge zu Freiheit und Selbständigkeit im Denken und Handeln zu erziehen. Denn ihr Orden glaubte nicht an die Freiheit, er glaubte nur an die Subordination und Disziplin. Darum war das Ziel ihrer Erziehung nie die Freiheit, sondern immer nur die Sitte und der Gehorsam, und erreichte, wie jede derartige Erziehung, meist nur eine äußerliche Dressur, die sofort wieder in Barbarei umschlug, sobald die Autorität des Erziehers versagte.

Die kühne Wageluft, die den Orden auf seinem europäischen Arbeitsfelde auszeichnete, hat ihn auch in die heidnischen Länder begleitet. Der Umfang seiner Unternehmungen ist auch hier schlechthin erstaunlich, die Umsicht und Energie, mit der er sie ins Werk setzt, bewunderungswürdig, die Entsagungsfähigkeit und Seelenstärke, die seine Jünger in Wildnis und Wüste, in Fiebersümpfen und Pesthöhlen, unter Kannibalen und hinterlistigen Kopfjägern beweisen bis zu einem elenden, ja, oft martervollen Tode, erhaben und ehrfurchtgebietend. Aber wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten. Die Wageluft schlägt auch auf dem Missionsfelde nur zu oft um in eine ungeduldige Eroberungssucht. Der äußere Erfolg wird angestrebt mit allen Mitteln und darum, wo die Kultur des Heidentums unüberwindlich scheint, wie in Indien und China, nicht nur in Sitte und Brauch, sondern auch in der Gottesverehrung das Heidentum respektiert, so daß statt des Christentums förmlich eine neue Religion gepflanzt wird, eine christlich-heidnische Mischreligion. Da aber wo die Organisation der heidnischen Religion schwach ist, begnügt man sich vielfach mit einem äußerlichen Christenmachen. Massenbekehrung, Massentaufen ist die Losung. Die innere Aneignung der Religion glaubt man ganz der nachfolgenden Erziehung der Kirche aufbürden zu können. Aber der Erfolg hat diesen ganzen Missionsbetrieb als verfehlt erwiesen. Der verhältnismäßig raschen Eroberung folgte nirgends ein solcher Fortgang. Die großen Missionsschöpfungen des

Ordens sind vielmehr fast alle völlig zusammengebrochen. Und nicht bloß aus äußeren Gründen, nicht bloß in Folge des Christenhasses der Heiden, der urtümlichen Wildheit der Bekehrten, der brutalen Habgier des weißen Kaufmanns, der auch in diesen Missionen oft genug als der böse Genius der christlichen Zivilisation sich erwiesen hat, sondern auch weil die Missionstätigkeit des Ordens doch zu wenig Mission war, zu sehr „Konquista" oder raffinierte Seelenfängerei.

5.

Machtsphäre und Machtmittel der Kompagnie Jesu auf der Höhe ihrer Wirksamkeit.

Im Jahre 1640 erschien bei Plantin in Antwerpen eines jener gewaltigen Bücherungetüme, bei deren Anblick heute selbst hartgewöhnte Büchermenschen eines gelinden Gruselns sich nicht erwehren können: ein Großfolioband von fast 1000 Seiten, so lang, so breit, so dick und so schwer wie ein kleines Kind. Wagen wir das Ungetüm etwas genauer zu beschauen, so fühlen wir uns jedoch zuvörderst sehr angenehm enttäuscht: es ist geradezu prachtvoll gedruckt, überreich mit schönen Kupfern geschmückt, in jeder Beziehung ein Meisterwerk der berühmten Offizin, aus der es hervorgegangen ist. Schon dies ungewöhnlich liebliche Äußere verrät, daß wir hier keines der gewöhnlichen gelehrten Monstra des 17. Jahrhunderts vor uns haben, die sich so schwer tragen und noch schwerer ertragen lassen. In der Tat dies Ungeheuer von Buch will mehr erbauen als belehren. Es will nichts weiter sein als eine Festschrift und zwar, wie das überreich verzierte Titelblatt mit der Inschrift „Gemälde des ersten Jahrhunderts der Gesellschaft Jesu" usw. uns lehrt, die Festschrift der Patres der flandrobelgischen Provinz zur ersten Jahrhundertfeier der Gesellschaft Jesu. Zu Jubiläen läd man herkömmlicher Weise nicht die Kritik zu Gaste. Diesem wohlbegründeten Brauche haben sich selbstverständlich auch die gelehrten belgischen Patres bei der Abfassung ihrer Festschrift angeschlossen. Aber sie haben dabei nicht nur die Kritik aus ihrer Studierstube verbannt: wir

brauchen nur einige Seiten ihrer selbstverständlich in klassischem Neulatein geschriebenen Schilderung zu lesen, nur einige 100 von den 1000 lateinischen, griechischen und hebräischen Versen zu genießen, welche die gespreizte Prosa anmutig unterbrechen — und es ist uns, als müßten wir in süßlichem Weihrauche ersticken. Die Gesellschaft Jesu lobt und verherrlicht sich hier nämlich mit einer Überschwänglichkeit, der gegenüber selbst die höfische Rhetorik der spätrömischen Kaiserzeit noch als harmloses Geplauder erscheint. Sie führt ihren Ursprung direkt zurück auf Jesus und Maria, sie vergleicht ihre Entwicklung mit der Entwicklung Jesu, sie bezeichnet sich selbst als ein auserwähltes Rüstzeug der göttlichen Vorsehung, in deren Geschichte alttestamentliches Prophetenwort sich erfülle und Gott durch Wunder und Zeichen seine Herrlichkeit offenbare, sie stellt Ignatius nicht bloß dem Heros des kaiserlichen Rom, Cäsar, sondern auch dem Heros des geistlichen Rom, Petrus, an die Seite, sie erhebt ihn aber selbstverständlich über Cäsar wie auch über Alexander den Großen und feiert ihn und mit ihm Javier geradezu als die Heiligen der Heiligen, die Wundertäter der Wundertäter, die über Wind und Regen, Krankheit und Tod Macht haben, ja sogar die Sonne stille stehen lassen wie Josua bei Gibeon. Was immer Hohes, Herrliches und Wunderbares von Menschen und Menschenwerk ausgesagt werden kann, das nimmt die Gesellschaft hier stolz für sich und ihre Jünger in Anspruch. Sie huldigt sich selber mit einem Jubiläumsenthusiasmus, einem Triumph- und Selbstgefühle ohne Gleichen.

So grotesk uns dieses an Selbstvergötterung streifende ungeheure Selbstbewußtsein auch berühren mag, so müssen wir doch jedenfalls versuchen, es zu begreifen. Denn es ist doch sicher nicht nur die Ausgeburt einer enthusiastisch erregten Phantasie, sondern gründet sich irgendwie auf Tatsachen, auf Erfolge und Siege, welche selbst die an sich nicht überschwenglichen Niederländer schwindeln machten. Beachten wir das und vergegenwärtigen wir uns demgemäß die äußere Entwicklung der Kompagnie im ersten Jahrhundert ihres Bestehens und ihre Machtstellung im Jahre 1640, dann erscheint es uns in der Tat nicht mehr unverständlich, obgleich wir zugeben müssen, daß das „Gemälde" ganz ein Gemälde im Zeitstile ist: mythologisch, pomphaft, bombastisch, in allen Dimensionen das wirklich Geschaute ins Kolossale steigernd.

1540 hatte der Orden überhaupt noch kein eigenes Heim und erst 10 vollberechtigte Mitglieder. 1556 zählte man dagegen schon 12 Provinzen, 79 Häuser und angeblich 1000 Mitglieder. Nur 18 Jahre später 1574: 17 Provinzen, 125 Kollegien, 11 Probationshäuser, 35 Niederlassungen anderer Art, 4000 Mitglieder. Wieder ein Menschenalter später, 1608: 31 Provinzen, 306 Kollegien, 40 Probehäuser, 21 Profeßhäuser, 65 Residenzen und Missionen, 10640 Mitglieder. Nur 8 Jahre danach, ein Jahr nach dem Tode des großen Generals Aquaviva, 32 Provinzen, 372 Kollegien, 41 Probehäuser, 123 Residenzen, 13112 Mitglieder. 10 Jahre später, 1626: 36 Provinzen, 2 Vizeprovinzen, 446 Kollegien, 37 Seminare, 49 Probehäuser, 24 Profeßhäuser, ca. 230 Missionen und Residenzen, 16060 Mitglieder. Endlich 1640: 35 Provinzen, 3 Vizeprovinzen, 521 Kollegien, 49 Seminare, 54 Probehäuser, 24 Profeßhäuser, ca. 280 Residenzen und Missionen mehr als 16000 Mitglieder. Aber das Jubeljahr bezeichnet keineswegs das Ende dieser glänzenden Entwicklung. 1679 zählte man zwar nur ebensoviel Provinzen wie 1640 und nur 23 Profeß- und 48 Probehäuser, aber die Zahl der Kollegien betrug 578, die Zahl der Seminare 88, die Zahl der Residenzen 160, der Missionen 106 und die Zahl der Mitglieder 17650, wovon 7870 Priester. 1710 berechnete man: 37 Provinzen, 1 Vizeprovinz, 612 Kollegien, 157 Seminare, 24 Profeß-, 59 Probehäuser, 340 Residenzen, etwa 200 Missionen, 19978 Mitglieder, darunter 9957 Priester. Erst die Statistik von 1750 zeigt einen unverkennbaren Rückgang: 578 Kollegien, 150 Seminare, 60 Probehäuser, 25 Profeßhäuser, 195 Residenzen, 172 Missionen, aber trotz alledem 22126 Mitglieder, darunter 10594 Priester. Schon aus dieser Übersicht ergibt sich, daß die Blütezeit der Kompagnie in die Regierung des Generals Aquaviva fällt, 1581—1615. In dieser Zeit und in den darauf folgenden 10—15 Jahren, d. i. in der großen Zeit der Gegenreformation, ist sie verhältnismäßig am schnellsten gewachsen, insbesondere in den ketzerisch-infizierten Ländern Mitteleuropas. Am stärksten vertreten war sie von Anfang an in Italien (1640: 116 Kollegien, über 3000 Mitglieder); nächstdem auf der Pyrenäenhalbinsel (104 Kollegien, weit über 2000 Mitglieder). An 3. Stelle kam Deutschland, d. i. das Gebiet des späteren deutschen Bundes (83 Kollegien, etwa 20 Seminare, über 2000 Mitglieder), an 4. Stelle Frankreich (79 Kollegien, 3 Seminare, über 2000 Mitglieder), an 5. die spanischen Niederlande (39 Kollegien, über 1000 Mitglieder), an 6. Polen (30 Kollegien, über 1000 Mitglieder). Relativ am stärksten besetzt waren in Europa die spanischen Niederlande. Denn hier lagen auch zum größten Teile die großen Anstalten des Ordens für die Propaganda in Großbritannien und Irland. Unter den außereuropäischen Gebieten des Ordens nahm die erste Stelle Ostindien ein (19 Kollegien, 2 Seminare, über 500 Arbeiter), dann kam Mexiko (14 Kollegien, 2 Seminare, 14 Residenzen, etwa 400 Arbeiter), hierauf Peru (11 Kollegien, 3 Seminare, 3 Residenzen, 400 Arbeiter), hierauf Paraguay (7 Kollegien, etwa 150 Arbeiter). Am spärlichsten war die Kompagnie verhältnismäßig in Afrika vertreten. Hier besaß sie feste Niederlassungen nur in Portugiesisch Ost- und Westafrika. Immerhin durfte sie doch mit einigem Rechte die stolze Devise auf sich anwenden: Omnia Solis habet. Denn so weitmaschig das Netz von Niederlassungen

war, womit sie den Erdkreis umspannte, die Sonne ging doch in dem Bereiche ihrer Wirksamkeit nie unter. Sie traf auf ihrer Bahn, wie das Gemälde rühmend hervorhebt, überall Jesuiten, die zum Gebete sich vereinigten.

Das sind trockene statistische Daten. Aber wer sie zu lesen versteht, für den gestalten sich die toten Zahlen zu einem lebendigen Bilde von höchstem historischem Reize, dem veranschaulichen sie, wie aus einer unbedeutenden Studentenverbindung allmählich eine Weltmacht wird, eine Weltmacht, die schließlich ebenso universal ist wie die Kirche der sie dient, nur noch viel einheitlicher und schlagfertiger, eine Weltmacht, deren Einfluß nicht nur in ganz Europa, sondern auch in der neuen Welt, in Indien, China, Japan sich geltend macht, eine Weltmacht, in deren Dienste Angehörige der meisten Nationen und Rassen einträchtig miteinander arbeiten, Italiener und Spanier, Portugiesen und Franzosen, Deutsche und Engländer, Polen und Griechen, Araber und Japaner, Tonkinesen und selbst Indianer, also eine ganz kosmopolitisch geartete Weltmacht, ein Bild der Welt im Kleinen, wie es selbst die universale Kirche noch nie zuvor in ihrer Mitte gesehen hatte.

Der aufmerksame Beobachter kann sich jedoch dies Bild nicht vergegenwärtigen, ohne sich die Frage vorzulegen: wie ist der Orden zu dieser Weltstellung gelangt, und was hat es ihm ermöglicht, sie verhältnismäßig so lange zu behaupten? Die Antwort auf diese Frage ergibt sich zum Teil schon aus der Geschichte der Sieges- und Eroberungszüge der Kompagnie. Sie kämpfte zum ersten für eine große Idee, die Herrschaft des Papsttums und des katholischen Glaubens. Das gab ihr die Kraft zu ungeheuren Anstrengungen, ließ ihr jedes Opfer in ihrer großen Zeit als Pflicht, jedes Leiden als Lohn erscheinen. Sie besaß zum anderen eine Organisation, welche ihr jede Aufgabe, die an sie herantrat, leicht und rasch zu erfüllen erlaubte, und sie verstand zum dritten auch sich all der Machtmittel zu bemächtigen, welche in der Welt Geltung, Ansehen und Einfluß verleihen.

Als das vornehmste dieser Machtmittel des Ordens hat man schon verhältnismäßig frühe seinen Reichtum betrachtet. Aber leider hat er selber immer über diesen Punkt ein so tiefes Stillschweigen beobachtet, daß wir eine Geschichte und Statistik des Ordensvermögens noch nicht mitteilen können.

Wir besitzen nur einige wenige Angaben über das Vermögen oder das Einkommen einzelner Provinzen und Kollegien, aber leider auch nur aus der Zeit des Niedergangs. So schätzten beispielsweise in Frankreich die Väter selber, also sicher nicht zu hoch, 1760 den Wert ihres Immobiliarvermögens auf 58 Millionen Livres. Aber in Frankreich galten sie nicht für so reich und „wol genert", wie in Deutschland. Leider haben wir nur für Deutschland keine derartige Selbsteinschätzung. Wir wissen nur, daß der Wert der Ordensgüter in den österreichischen Kronländern zur Zeit der Aufhebung auf $15^1/_2$ Mill. Gulden veranschlagt wurde, daß in Bayern ein einziges Kolleg, Ingolstadt, zur selben Zeit über ein Aktivvermögen von über 3 Millionen Gulden verfügte, daß in Preußisch-Schlesien die 60 Patres ein Einkommen von ca. 47000 Talern besaßen. In Spanien sollen die Einkünfte des Ordens, soweit sie aus liegenden Gütern erflossen, sich damals auf $2^1/_2$ Millionen Franken belaufen haben. In Polen schätzte man sie auf 2,8 Millionen Franken, in Portugal waren sie, wenn wir dem Jesuiten Mendoza glauben dürfen, sicher beträchtlich höher und in Italien betrugen sie vielleicht das doppelte. Dazu kamen nun noch die Erträgnisse der großen überseeischen Besitzungen der Kompagnie. Die Reduktionen in Paraguay brachten um 1750 jährlich etwa 1 Million Mark ein. Die Reduktionen in Chiquitos hatten immer 125000 Mark in Kassa. Auch in Peru, Neugranada, Mexiko, auf den Antillen war der Orden zum mindesten wohlsituiert. Auf Martinique allein besaß er liegende Güter im Werte von 4 Millionen Franken. Wenn wir somit unter Berücksichtigung des teilweise sehr geringen Zinsertrages sein Immobiliarvermögen um 1750 auf 1 Milliarde Mark unserer Währung veranschlagen, so werden wir sicher nicht fehlgehen, sondern ihn eher noch etwas zu niedrig einschätzen. — Diese Summe klingt märchenhaft. Auf den ersten Blick könnte man im Hinblicke darauf geneigt sein, den Ordensgeneral mit den Milliardären unserer Tage auf eine Stufe zu stellen. Aber sieht man näher zu, so erkennt man gleich, daß das nicht erlaubt ist, denn dies ungeheure Vermögen stand dem General durchaus nicht frei zur Verfügung. Es war zum allergrößten Teile für bestimmte Zwecke festgelegt. Es bildete zum allergrößten Teile die feste Dotation der einzelnen Ordensanstalten. Die Ordensregierung bezog von dem Nettoeinkommen dieser Häuser, wenigstens Mitte des 17. Jahrhunderts, nur 1%. Sie beanspruchte weiter die Verfügung über neue Stiftungen, Erbschaften, das Vermögen der neueintretenden Mitglieder und die Überschüsse. Allein diese Ansprüche konnte sie nicht immer durchsetzen. Man wird sich also hüten müssen, ihr Einkommen zu überschätzen. Dazu mußten von diesem Einkommen die sehr beträchtlichen Kosten für die Weltpolitik des Ordens und zum Teil auch für die Missionen bestritten werden. Was das bedeutete, kann man einigermaßen daraus entnehmen, daß in Chiquitos allein die Anlage der Mission auf 1 Million Taler zu stehen kam. Aus alledem erhellt zur Genüge, daß man nicht kurzerhand den Orden für reich erklären darf. Es gab ohne Zweifel außerordentlich reiche Ordenshäuser, aber daneben auch mäßig dotierte und sogar ganz arme, nämlich die Profeßhäuser, die statutengemäß keine festen Einkünfte besitzen durften, sondern auf milde Gaben angewiesen waren. Die finanzielle Stärke

des Ordens beruhte darauf, daß die Generäle die Vermögensverwaltung der einzelnen Häuser streng überwachen, einen bestimmten Prozentsatz ihres Einkommens für sich erheben und den ärmeren Anstalten die Überschüsse der reicheren eventuell zuwenden konnten. So wurde erreicht, daß keine Anstalt Not je litt und für die großen Ordensunternehmungen immer die nötigen Mittel vorhanden waren. Also nicht das Vermögen an sich, sondern die Organisation der Vermögensverwaltung begründete in erster Linie die materielle Überlegenheit des Ordens über alle anderen geistlichen Körperschaften.

Wie ist der Orden nun zu diesem ansehnlichen Vermögen gekommen? Liest man das Gemälde des ersten Jahrhunderts, so müßte man meinen, lediglich durch das gnädige Walten der göttlichen Vorsehung. Befragt man unbefangenere Zeugen, so erkennt man jedoch bald, daß die Väter selber etwas Vorsehung gespielt haben. Die Kompagnie übernahm prinzipiell kein neues Kolleg, ehe der Stifter nicht ausreichend für den Unterhalt der Lehrer und Schüler gesorgt hatte. Sie machte es weiter ihren Jüngern zur Pflicht, spätestens nach Ablauf des 4. Jahres auf ihr Vermögen und alle ihre vermögensrechtlichen Ansprüche zu verzichten, und wenn sie es auch ihnen freistellte, zu Gunsten der Armen zu verzichten, so erfolgte die Abdikation natürlich in der Regel zu Gunsten des Ordens. Allein in der oberdeutschen Provinz erhielt der Orden in den Jahren 1620—1700 auf diesem Wege 800000 Gulden bares Geld, die Lehn- und Rittergüter, die Häuser und Grundstücke, die damit zugleich an ihn fielen, nicht eingerechnet. Sodann verstand es der Orden sehr gut, reiche Gönner freigebig zu stimmen, woraus ihm niemand anfangs einen Vorwurf machte, denn er verwandte das Geld meist für gemeinnützige Unternehmungen, insbesondere für seine Schulen. Ferner ließ er sich vielfach die Güter verlassener Klöster überweisen, was sehr häufig zu ärgerlichen Streitigkeiten mit den älteren Orden führte. Und endlich bemühte er sich auch redlich seine Güter gewinnbringend zu verwalten, indem er nicht bloß wie die älteren Mönche Ackerbau und Viehzucht trieb, sondern auch der wirtschaftlichen Entwicklung der Neuzeit entsprechend, Industrie und Handel. In Mexiko besaß er schon im 17. Jahrhundert die besten Zuckersiedereien und die ertragreichsten Silberminen. In Paraguay erzeugte er auf seinen Plantagen einen ausgezeichneten Tee, der auf den Märkten stets den Vorzug hatte. Ebenda züchtete er auf seinen ungeheuren Weiden einen vielbegehrten Schlag Maultiere, von dem er schließlich Jahr für Jahr 80000 Stück nach Peru exportierte. In Chiquitos hatte er die Nutzung etlicher großer Salinen, welche die ganze Umgebung mit Salz versorgten, ferner etliche sehr gute Goldwäschereien und Silberminen. Aber lohnender noch als die Plantagen- und Viehwirtschaft und als der Abbau dieser Bodenschätze waren die großen industriellen Betriebe, die er überall in seinen Reduktionen mit vieler Mühe ins Leben gerufen hatte. Wie schon die ältesten kommunistischen Gemeinschaften der christlichen Zeit, die orientalischen Klöster, so bildeten nämlich alle diese Indianerdörfer schließlich nicht nur „geschlossene Hauswirtschaften", sondern immer zugleich große „Fabriken", die alle möglichen gut gehenden Massenartikel namentlich aber Rosenkränze, Votivkerzen, Teppiche, Decken, Baumwollzeuge, Reitutensilien für den südamerikanischen

Markt produzierten. Eine so lebhafte und vielgestaltige Industrie konnte selbstverständlich nicht ohne einen geordneten Handelsverkehr bestehen. Fremde damit zu betrauen war wider das ganze System der Patres. Also arrangierten sie selber den Transport ihrer Waren, lernten mit Wechseln umgehen und nach allen Regeln der Kunst Handelsbücher führen. Man hat später hieran großen Anstoß genommen. Aber man hatte dazu keine Ursache. Wollten die Väter ihre Reduktionen nicht zu Grunde gehen lassen, so mußten sie sich notwendig auf Handelsgeschäfte einlassen, und wenn sie dabei einen erklecklichen Profit einheimsten, so war dieser Profit jedenfalls redlicher verdient, als der Profit, den andere Unternehmer aus den Kolonien zogen. Anders steht es mit den Geschäften, die der Orden außerhalb Paraguays betrieb. Sie waren zwar auch sehr gewinnbringend, aber, wie wir noch sehen werden, bereits ein bedenkliches Symptom des Verfalls der alten Ordensdisziplin.

Allein so wichtig und nötig dieser gewaltige Besitz und das daraus erfließende große Einkommen für den Orden waren, er war doch in erster Linie eine geistige Macht, die nach der Herrschaft über das geistige Leben der Völker strebte. Wir wissen schon, in welchem Umfange er dies Ziel erreicht hat. Wir haben auch schon öfters die Frage gestreift, auf welche Weise er dazu gelangt ist. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal die einzelnen Stadien seines Siegeszuges, dann dürfen wir als vornehmste Ursache seines Erfolges wohl die Tatsache bezeichnen, daß er sich mit Geschick gerade der Stätten bemächtigte, deren Besitz in jener Zeit die Herrschaft über die öffentliche Meinung bedeutete, — des Katheders, des Beichtstuhls, der Kanzel.

Das Mönchtum hat von jeher einen gewaltigen Einfluß auf das Unterrichtswesen der christlichen Völker ausgeübt. Aber der Jesuitenorden erscheint auch in diesem Betrachte als Gipfelpunkt und Abschluß seiner ganzen Entwicklung. Er war der Schul- und Studienorden katexochen, ja die größte Unterrichtsgenossenschaft, welche die Menschheit bisher gesehen hat, denn etwa $^2/_3$ seiner Niederlassungen waren stets Schulen, etwa $^4/_5$ seiner Mitglieder stets Schüler oder Lehrer. Würde man den Genius des Ordens bildlich darstellen wollen, so würde man ihn daher am besten als Schulmeister darstellen. Nur müßte man der Gestalt als Emblem nicht eine Fibel oder die Bibel in die Hand geben, sondern die lateinische Grammatik. Denn nur mit dem gelehrten Unterrichte hat der Orden sich prinzipiell befaßt. Elementarunterricht erteilte er nur ausnahmsweise, in der Regel nur auf dem Missionsfelde.

Die zahlreichen Ordensschulen in Europa und in der neuen Welt waren also samt und sonders gelehrte Schulen. Aber das Unterrichtsziel war in ihnen nicht überall das gleiche. Die Kollegien unterster Stufe befaßten sich nur mit dem Unterrichte in den klassischen Sprachen, Latein und Griechisch. Sie entsprachen also etwa unseren Gymnasien. In den Kollegien der 2. Stufe war mit dem Gymnasium gleichsam eine philosophische Fakultät verbunden. Wir können sie daher zum Unterschiede von den ersteren wohl als Lyceen bezeichnen. In den Kollegien der höchsten Stufe trat dazu noch eine theologische Fakultät. Sie sind von dem Orden selbst wohl als Akademien oder Universitäten bezeichnet worden. Daraus ergibt sich schon, daß die jesuitische Universität nicht mit unseren Universitäten auf eine Stufe zu stellen ist. Sie war 1. stets mit einem Gymnasium verbunden, sie besaß 2. nur 2 Fakultäten, Philosophie und Theologie. Denn Medizin durften die Patres statutengemäß nicht dozieren, und die Jurisprudenz hatte für sie nur wegen des Kirchenrechtes Interesse. Wo sie an einer älteren Universität als Professoren zugelassen wurden, wie in Wien, Ingolstadt, Prag, Freiburg im Breisgau, da besetzten sie also nur die theologischen und philosophischen Lehrstühle und bisweilen auch den Lehrstuhl für Kirchenrecht. Aber das genügte völlig, um die ganze Universität ihrem Einflusse zu unterwerfen. Noch mehr dominierten sie selbstverständlich da, wo, wie in Bamberg und Fulda, die anderen Fakultäten erst später ihrer Akademie angegliedert wurden. Allein im Gebiete des deutschen Reiches besaßen oder beherrschten sie dergestalt zu Beginn des 18. Jahrhunderts 18 Universitäten oder Akademien, also mehr als der universitätenreiche preußische Staat unserer Tage! — Aber der Orden beschäftigte sich nicht nur mit dem Unterrichte, sondern auch mit der Erziehung der Jugend. Er besaß außer den Kollegien noch eine ganze Anzahl Pensionate für junge Edelleute, nicht wenige Internate für arme Scholaren und vor allem seit dem 17. Jahrhundert eine große Menge von Priesterseminaren. In vielen katholischen Ländern lag ihm somit die ganze Fürsorge für die heranwachsende Generation der herrschenden Stände ob, insbesondere die Fürsorge für die Ausbildung des Klerus. Die Zahl seiner Schüler war demnach ganz enorm. Nehmen wir 300 als normale Frequenzziffer, dann belief sie sich 1640 etwa auf 150000 Köpfe! — Das Muster für all diese Anstalten war, wie

schon bemerkt, das römische Kolleg, welches schon seit den 80 ger Jahren des 16. Jahrhunderts immer über 2000 Schüler zählte, das Regulativ die vornehmlich auf Grund der didaktisch-pädagogischen Erfahrungen im römischen Kolleg sorgfältig ausgearbeitete Ratio Studiorum oder Studienordnung von 1599, das erste große Schulgesetz der Weltgeschichte.

Wie ist nun der ungeheure Erfolg des Ordens als Schulorden zu erklären? Dürften wir den geschworenen Feinden der Jesuitenschule Glauben schenken, den humanistischen Schulmeistern, die durch sie überall um ihr kümmerliches Brot gebracht wurden, so hätten ihn die Patres lediglich dem Grundsatz zu verdanken: der Unterricht ist unentgeltlich. Gewiß ist dieser Grundsatz ihnen sehr zu statten gekommen, namentlich in Süditalien, wo auch der Edelmann stets etwas vom Lazzaroni an sich gehabt hat. Aber was war es dann, was so viele Fürsten und Stadträte bewog, die sehr beträchtlichen Kosten für den Unterhalt der Jesuitenschulen zu übernehmen? Etwa nur die streng katholische Gesinnung der Patres? Keineswegs, denn diese Gesinnung war in katholischen Ländern auch bei anderen Orden zu finden. Sondern in erster Linie doch die Überzeugung, daß es keine besseren und geschickteren Lehrer gebe als die Jesuiten. Aber war diese Überzeugung auch begründet? Lesen wir die didaktisch-pädagogischen Verordnungen des Ignatius, die große Studienordnung Aquavivas, die Berichte der Zeitgenossen über die Jesuitenschulen, so müssen wir diese Frage für das 16. und die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhundert unbedingt bejahen. Ja, wir können nicht umhin Ignatius für die katholischen Länder denselben Ehrentitel zuzuerkennen, dessen Melanthon längst in den protestantischen sich erfreut. Beide sind Präzeptores ihrer Kirchen gewesen, und zwar in gleichem Maße. Denn sie haben beide nicht eigentlich ein neues Bildungsideal aufgestellt, sondern nur dem Bildungsideale ihrer Zeit in der Schule zur Geltung verholfen. So erklärt es sich, daß die Jesuitenschule und die protestantische Landes- und Stadtschule hinsichtlich des Unterrichtsziels uns heute bis zu einem gewissen Grade als Zwillingsschwestern erscheinen.

Daß der Schüler das Latein wie eine lebende Sprache sprechen und schreiben lerne, das war hier wie dort das Ideal des Lehrers. Mit dem Griechischen wurde weder der kleine Protestant noch der kleine Katholik sehr geplagt. Aber während der protestantische Schüler daneben in der Regel noch eine elementare Kenntnis des Hebräischen, der Arith-

metik, der mathematischen Geographie sich aneignen mußte und einen sehr gründlichen Religionsunterricht erhielt, war mit der Einführung in die klassischen Sprachen das Pensum des Jesuitengymnasiums eigentlich erledigt. Der Religionsunterricht, der in der protestantischen Schule eine so große Rolle spielte, beschränkte sich hier auf Einprägung und kurze Erläuterung des Katechismus. Denn viel wichtiger als die Religionslehre erschien den Patres die Gewöhnung ihrer Pflegebefohlenen an geordnete Religionsübung, also die Anleitung zu regelmäßigem Gebete, zu regelmäßiger Gewissensforschung, zu regelmäßiger Beichte, zu regelmäßigem Besuche der Messe und des sonntäglichen Gottesdienstes. Sie vertraten also bezüglich dieses Unterrichtsgegenstandes noch durchaus den mittelalterlichen Standpunkt.

Aber das war nicht der einzige Unterschied zwischen den protestantischen und den jesuitischen Schulen. In den protestantischen Schulen war der Lehrplan überall etwas verschieden. In den Jesuitenschulen herrschte die denkbar größte Uniformität. In den protestantischen Schulen legte man keinen Wert darauf, den Ehrgeiz der Schüler zu wecken. Die Jesuitenschulen übertrafen in dieser Beziehung noch ihre humanistischen Vorbilder. Jeder Schüler hatte in ihnen seinen Spezialkonkurrenten, jede Klasse war in 2 miteinander wetteifernde Parteien geteilt, dazu zertierten auch noch die einzelnen Klassen alljährlich einige Male miteinander. Sodann wurde allmonatlich ein Preisskriptum geschrieben, allmonatlich nach dessen Ausfalle gesetzt, alljährlich examiniert und zensiert und, als ob dies noch nicht genug wäre, der Ehrtrieb auch noch durch öffentliche Schulakte, Deklamationen, Disputationen, dramatische Aufführungen ständig in Spannung erhalten. Daß die Patres in diesem Punkte das rechte Maß nicht beobachtet haben, steht fest. Aber man würde ihnen doch Unrecht tun, wenn man die Weckung des Ehrgeizes als A und O ihrer Pädagogik betrachtete. Ebenso wichtig war in ihren Augen das kirchliche Erziehungsmittel der Beichte und noch wichtiger erschien ihnen die gegenseitige Beaufsichtigung, zu welcher die Schüler sich selber in den religiösen Schülerverbindungen oder marianischen Kongregationen anleiteten. Diese Verbindungen, deren erste schon 1564 im römischen Kolleg entstand, sollten, wie schon der Name besagt, in erster Linie der Pflege des religiösen Lebens dienen. Aber die Mitglieder waren auch verpflichtet, sich gegenseitig zu überwachen und bei den regelmäßigen Zusammenkünften an ihre Fehler und Vergehen zu erinnern. So waren sie immer zugleich ein sehr nützliches Mittel zur Aufrechterhaltung der Disziplin. Harmlose Freundschaft konnte sich freilich in einem solchen Vereine nicht leicht entwickeln. Aber den Vätern lag gar nicht daran derartige Empfindungen zu pflegen. Sie hielten vielmehr geradezu die Scholaren zum Spionieren an. Ja, sie versprachen wohl gar einem jugendlichen Missetäter Straffreiheit, falls es ihm gelinge, einen seiner Kameraden bei demselben Vergehen zu ertappen! Das waren schwere pädagogische Verirrungen, durch die sich die Jesuitenschule nicht zu ihrem Vorteile von der protestantischen Schule unterschied. Aber daneben hatte sie doch auch ihre besonderen Vorzüge. In den protestantischen Schulen wurde sehr viel geprügelt und zwar mußten die Lehrer unter Umständen der Reihe nach an dem räudigen Schafe eigenhändig ihre Schlagfertigkeit erweisen. In der Jesuiten-

schule stand die Rute zwar auch noch in hohem Ansehen, aber der Lehrer berührte sie nie selber, sondern überließ die Exekution dem eigens dazu angestellten Korrektor oder Stockmeister. In den protestantischen Schulen legte man keinen besonderen Wert auf gute Manieren und gewandtes, sicheres Auftreten. In den Jesuitenschulen hielt man diesen äußeren Schliff für ebenso nötig, wie die geistige Ausbildung und pflegte darum mit besonderem Eifer die öffentlichen Schulakte, insbesondere die dramatischen Aufführungen. In den protestantischen Internaten wurden die Schüler in der Regel sehr knapp gehalten. In den jesuitischen Internaten und Pensionen lebten sie „wie junge Adlige oder wohlhabende Bürgersöhne". Gesundheitsschädliche Kasteiungen duldete schon Ignaz nicht, obwohl er selber ein strenger Asket war. Es kam vor, daß „er einen jugendlichen Asketen, der zur Unzeit gefastet hatte, noch abends aus dem Bette holte, damit er vor seinen Augen eine Strafportion verzehre". Auch vor Überbürdung wurde die Jugend sorglich bewahrt; mehr als 5 Stunden hatte sie an keinem Tage des Jahres auf der Schulbank auszuharren, und sogar für die nötige Bewegung im Freien und für kräftigende Bewegungsspiele war aufs beste Sorge getragen. Nach alledem begreift man, daß nicht bloß katholische, sondern auch protestantische Eltern ihre Knaben gern einer Jesuitenschule anvertrauten. Sie erfreuten den Vater schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit durch eine große Fertigkeit im Lateinsprechen, die Mutter durch ein überaus gesittetes und sicheres Benehmen, was ja Müttern immer als Krone der Erziehung gegolten hat. Kurz, was man im 16. und noch im Anfage des 17. Jahrhunderts unter „Bildung" verstand, das schien niemand so gut beurteilen, niemand so gut der männlichen Jugend beibringen zu können wie die Väter Jesuiten.

Hatte der Jüngling das Gymnasium absolviert, so konnte er bei den Patres noch Philosophie und Theologie studieren. Als Studiosus der Philosophie hatte er es dann hauptsächlich mit dem Aristoteles zu tun, als Studiosus Theologiä insbesondere mit Thomas von Aquino. Daraus ergibt sich schon zur Genüge, daß der Schüler auch als Student nicht zu selbständigem Forschen und Denken angeleitet wurde. Auch die Jesuitenuniversität war durchaus Schule, nicht wissenschaftliche Lehranstalt. Aber die protestantischen Universitäten standen seit Ausgang des 16. Jahrhundert nicht viel höher. Die Wissenschaft gedieh damals überhaupt nicht auf den Universitäten, sondern nur in den Studierstuben und Laboratorien der Privatgelehrten. Gleichwohl gehörte doch der protestantischen Universität und der protestantischen Schule die Zukunft, denn sie besaßen einen unermeßlichen Vorzug, der den Jesuiten freilich als ein Mangel erschien: sie hatten keine Ratio Studiorum, keine allgemein vorgeschriebenen Lehrbücher, keine Autoritäten wie Thomas von Aquino. Sie konnten sich also ungehemmt entwickeln, ohne größeren Anstoß neuen Bildungsidealen sich erschließen, neue Unterrichtsmethoden sich aneignen, während die Jesuitenschule notwendig im Verlaufe weniger Menschenalter veraltete, versteinerte, verkümmerte. Denn wo das Gesetz sich anmaßt, den Unterricht bis ins Einzelnste zu regeln, da tötet es. Die Jesuiten haben das nicht bei Zeiten eingesehen, weil sie für diese Wahrheit überhaupt kein Verständnis besaßen. „Sie glaubten nicht an die Freiheit", das wurde schließlich ihr Verhängnis auch auf dem Gebiete des Schulwesens.

Weder als Schulorden noch als Kampforden hätte die Kompagnie ihre Mission erfüllen können, wenn sie sich nicht alsbald auch auf die Literatur geworfen hätte. Denn ihre Schüler brauchten für den Unterricht Lehrbücher, für die Schulakte Dramen und andere ästhetische Bedarfsartikel und der Protestanten konnte sie nicht Herr werden, wenn sie nicht die einflußreiche protestantische Kampfliteratur um ihren wissenschaftlichen Kredit zu bringen suchte. D. i. die literarische Tätigkeit der Patres erhielt ihr Gepräge vorzugsweise durch die Bedürfnisse der Schule und der konfessionellen Polemik. Beachten wir das, dann werden wir z. B. mit den poetischen Erzeugnissen der Patres nicht all zu streng ins Gericht gehen. Die Schuldramen verfolgten in erster Linie pädagogische Zwecke. Wenn sich daher unter den zahllosen Produkten dieser Art, womit die Patres ihre Schüler und Gönner entzückten — schon eine Aufzählung der Titel würde Bände füllen — kein einziges poetisch wertvolles Stück findet, so werden wir uns darüber nicht sonderlich wundern. Nicht anders steht es mit den zahlreichen lateinischen Dichtungen, womit die Patres nach Humanistenart sich und ihre Gönner beglückten. Auch diese neulateinische Dichtung war ein echtes Kind der Schulstube und blieb trotz der zärtlichen Fürsorge ihrer gelehrten Väter stets kraft- und saftlos, so daß ihre Produkte heute kein Mensch mehr genießen kann. Wenn daher unter den neulateinischen Dichtern des Ordens sich nur ein einziger wirklicher Dichter befindet, Jakob Balde, so wird man dies dem Orden nicht als einen Mangel an geistiger Kraft auslegen dürfen, sondern diesen einen als eine Naturseltenheit eines doppelten Preises für würdig erachten. Daß die Patres die Sprache und Literatur ihrer Heimat nur ausnahmsweise pflegten, und nur ganz selten, wenn sie sich dazu die Muße nahmen, etwas wirklich Hervorragendes leisteten, ist ebenfalls sehr verständlich: für den internationalen Orden konnte eine nationale Literatur nie denselben Wert erlangen, wie die klassische Literatur Roms. Immerhin läßt sich nicht leugnen, daß er für die ästhetische Kultur erheblich weniger geleistet und sie auch erheblich weniger befruchtet und angeregt hat, als die älteren großen Orden. Der sogenannte Jesuitenstil ist keine Erfindung der Jesuiten und die jesuitischen Künstler sind niemals große Künstler gewesen, sondern höchstens, wie z. B. der einflußreiche Andrea Dal Pozzo, virtuose Dekorateure. Die jesuitischen Kunst-

anregungen aber stellen fast stets dem Geschmack des Ordens ein sehr schlechtes Zeugnis aus. Denn wie in der Ausstattung ihrer Dramen, so huldigten die Patres auch in der Ausschmückung ihrer Kirchen meist einem rohen geistlosen Pompe und einer äußerlichen Effekthascherei, die niemals eine aufrichtige Freude an ihren Schöpfungen aufkommen läßt, sondern den Beschauer verstimmt oder gar lächerlich anmutet.

Aus alledem erhellt zur Genüge, daß das Urteil über die geistige Bedeutung des Ordens in erster Linie von dem Urteil über seine wissenschaftlichen Leistungen abhängt. Gäbe nun die Masse einen sicheren Maßstab zur Abschätzung des Wertes, dann müßten wir ihm auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Produktion zweifellos den ersten Platz unter allen Orden anweisen. Denn die Fruchtbarkeit seiner Gelehrten ist zum Teil geradezu furchtbar. Aber die Qualität der Leistung steht auch bei ihnen sehr oft in umgekehrtem Verhältnisse zu der Quantität. Geniale Forscher, Pfadfinder, königliche Geister, die mit dem Schatz ihrer Gedanken ganze Jahrhunderte reich machen, finden sich weder unter den zahlreichen tüchtigen und hervorragenden Astronomen, noch unter den zahlreichen fleißigen Geschichtsforschern, noch unter den schier unzähligen Theologen des Ordens. Beachtet man das und bedenkt man, daß es niemals zuvor und hernach eine geistliche Gesellschaft gegeben hat, die über eine so ungeheure Zahl gelehrter Anstalten, über eine solche Unmenge gebildeter Mitglieder verfügte, so muß man doch bekennen, daß die geistige Bedeutung des Ordens nicht entfernt der unerhörten Machtstellung entspricht, die er in Kirche und Schule Jahrhunderte hindurch einnahm. Die Dominikaner und Mauriner haben sicher verhältnismäßig ungleich mehr geleistet. Aber sie verstanden es nicht, sich gegenseitig so systematisch zu loben und ihr Licht vor der Welt leuchten zu lassen, wie die Jesuiten.

Dies Urteil besagt selbstverständlich nicht, daß der Orden auf die geistige Entwicklung der katholischen Kirche keinen tieferen Einfluß ausgeübt habe. Er hat im Gegenteile aufs stärkste auf dieselbe eingewirkt. Denn geistige Bedeutung und Einfluß auf das geistige Leben sind durchaus nicht dasselbe. Er ist der Totengräber Augustins geworden, der Totengräber des Episkopalismus, der Schöpfer des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes, der Promotor des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä. All das rechnet man ihm freilich in der

Regel nicht als Verdienst an. Aber am schärfsten urteilt man meist über seine ungemein einflußreichen Leistungen auf dem Gebiete der Moraltheologie. Man spricht im Hinblicke darauf noch heute von einer besonderen Jesuitenmoral und wegen dieser Moral fürchtet, verabscheut, verdammt man ihn noch heute ebenso wie vor 2 Jahrhunderten, obgleich er keine Mühe gescheut hat, um alle Anklagen, die man dieserhalb gegen ihn gerichtet hat, zu entkräften. Was hat es also mit dieser viel gescholtenen Moral für eine Bewandtnis?

Die Jesuiten bestreiten zuvörderst, daß es je eine besondere Jesuitenmoral gegeben habe. Und damit haben sie in der Tat ganz recht. Ihre Moraltheologen haben weder eine neue Auffassung des Sittengesetzes, noch eine neue Methode der theologischen Ethik begründet. Aber man denkt bei Jesuitenmoral in der Regel auch gar nicht an eine besondere Art theoretischer Behandlung der Ethik, man denkt an eine Reihe sittlicher Anweisungen, die geradezu eine Sanktion der Unsittlichkeit bedeuten sollen, und im Hinblicke darauf verbindet man mit dem Worte „jesuitisch" den Nebensinn „heuchlerisch". Denn darin eben erblickt man das Charakteristische dieser Anweisungen, daß sie angeblich zeigen, wie man das Gesetz übertreten kann, ohne wider den Buchstaben des Gesetzes zu verstoßen.

Nehmen wir, um diese Behauptung auf ihre Richtigkeit zu prüfen, das eine oder andere der vielen berühmten jesuitischen Lehrbücher der Moraltheologie zur Hand, z. B. das Kompendium des Spaniers Eskobar, oder die in mehr als 200 Auflagen verbreitete Medulla des Westfalen Hermann Busembaum oder die Theologie des Tyrolers Laymann, so bemerken wir allerdings sogleich, daß sie weit mehr von unmoralischen als moralischen Dingen handeln. Aber das berechtigt uns durchaus nicht, über sie sogleich den Stab zu brechen. Die Autoren schreiben nicht für Laien, sondern für Beichtväter, sie wollen auch nicht die kirchliche Tugendlehre darlegen, sondern zu Nutz und Frommen der Beichtväter einen praktischen Kommentar zu dem kirchlichen Strafrecht liefern. Wir haben also diese Bücher in erster Linie als Lehrbücher des kirchlichen Strafrechtes zu betrachten und müssen selbstverständlich versuchen, als solche sie zu würdigen, mag es uns auch zunächst etwas sonderbar berühren, daß ihre Autoren selbst die perversesten Vergehen mit umständlicher Genauigkeit behandeln. Das kirchliche Strafrecht, dessen Forum der Beichtstuhl ist, erlaubt ebenso, wie das weltliche, eine sehr verschiedenartige Auslegung. Wie im weltlichen Strafrecht, so gehen sehr häufig die Ansichten der Gelehrten über die Qualität des Vergehens und über die Zurechnung der Missetat weit auseinander. Untersuchen wir nun, in welcher Weise die jesuitischen Morallehrer diese Grundfragen behandeln, so erkennen wir sofort, daß sie mit ganz wenigen Ausnahmen sich geradezu zum Advokaten des Sünders machen. Denn sie lassen kein Mittel unversucht, um die Freisprechung des Missetäters oder wenigstens die Zubilligung mildernder Umstände zu erwirken. Zu diesem Zwecke bemühen sie sich vor allem, den Begriff der Todsünde möglichst eng, den Begriff der läßlichen

oder leichten Sünde und den Begriff des Erlaubten möglichst weit zu fassen. Eine Sünde, meinen sie, liegt nur dann vor, wenn der Missetäter mit klarem Bewußtsein ausdrücklichst das Böse gewollt hat. War sein Absehen nicht direkt und nicht ihm selber bewußt auf das Böse gerichtet, dann kann ihm kein Vorwurf gemacht werden, dann muß der Beichtvater ihn absolvieren, auch wenn sein Verhalten äußerlich verbrecherisch erscheint und unsittliche Wirkungen nach sich gezogen hat. Welche weittragende Bedeutung diese Grundsätze für die Beurteilung der einzelnen sittlichen Vergehen hatten, dafür nur einige wenige Beispiele: das göttliche Gesetz gebietet: du sollst keinen Meineid leisten. Aber ein Meineid liegt nur dann vor, wenn der Schwörende beim Eide bewußt solche Worte gebraucht, die unter allen Umständen den Richter täuschen müssen. Der Gebrauch zweideutiger Rede ist also zulässig, ja unter Umständen selbst der Gebrauch des geheimen Vorbehaltes. Wenn ein Mensch z. B. einen anderen in der Notwehr getötet hat, so darf er vor Gericht dreist schwören: ich habe N. N. nicht getötet, indem er bei sich denkt, nicht gemordet. Wenn eine Ehebrecherin von ihrem Manne gefragt wird, ob sie die Ehe gebrochen habe, so darf sie ebenfalls dreist schwören: nein, indem sie bei sich denkt, seit jenem Tage nicht, an dem ich zuletzt mich dessen schuldig gemacht habe. Das göttliche Gesetz gebietet weiter: du sollst nicht töten. Aber nicht jeder, der einen Menschen tötet, sündigt wider dies Gebot. Wenn z. B. ein vornehmer Mann mit Ohrfeigen oder Stockschlägen bedroht wird, so darf er den Attentäter auf der Stelle töten. Aber wohlgemerkt nur ein vornehmer Mann, nicht ein Plebejer. Denn für einen Plebejer sind Ohrfeigen keine Schande. Wenn ein Adliger, falls er das Duell verabscheut, fürchten muß, für einen Feigling gehalten zu werden, so darf er ruhig ein Duell annehmen oder zu einem Duell herausfordern. Macht er sich dann doch noch darüber Skrupel, so kann er zur Beruhigung seines Gewissens sich der Absichtslenkung bedienen: d. i. er nimmt sich vor, sich nicht zu duellieren, sondern nur sich gegen einen etwaigen Angriff zu wehren. Das göttliche Gesetz gebietet weiter: du sollst nicht ehebrechen. Aber Huren ein Haus zu vermieten ist gestattet, wenn nur nicht bei Abschluß des Mietkontrakts die Ausübung der Hurerei direkt als Zweck des Vertrags genannt wird. Desgleichen ist es keine schwere Sünde, wenn ein Diener seinem Herrn dazu hilft, ein Mädchen zu schänden, wofern er im Falle der Weigerung merklichen Schaden, als üble Behandlung ꝛc. befürchten muß. Desgleichen darf man bei einem schwangeren Mädchen Abortus bewirken, falls ihr Fehltritt über sie oder gar über eine Person geistlichen Standes Schande bringen würde. Macht man von dieser Erlaubnis nicht Gebrauch, so kann man doch zur Vermeidung größerer Schande das uneheliche Kind aussetzen. Man ist dann nur verpflichtet, dasselbe vorher taufen zu lassen, und man muß dafür sorgen, daß es nicht erfrieren kann. Auch mit den Eheversprechen, durch die so oft die Verführer die Mädchen für sich gewinnen, braucht man es nicht so ernst zu nehmen. Ist der Verführer vornehmen, die Defolierte niederen Standes, dann ist der erstere zu gar nichts verpflichtet. Denn das Mädchen hätte in diesem Falle sich von vornherein sagen müssen, daß seine Versprechungen nichts wert seien. Darnach wird man sich nicht wundern, daß nach Eskobar

die Ehebrecherin den Hurenlohn, der zwar auf unerlaubte Weise erworben ist, erlaubter Weise für sich behalten darf, und daß es nach dem Pater Benzi nur eine läßliche Sünde ist, Weibspersonen, z. B. Nonnen, die Brüste zu betasten! Endlich noch einige Beispiele aus den Auslegungen des 7. Gebotes! Diebstahl ist an sich natürlich eine große Sünde. Aber wenn ein Dienstbote mehr leistet, als wozu er verpflichtet ist, oder sonst Ursache hat, seinen Lohn für gering zu halten, darf er ohne Sünde im Geheimen sich „entschädigen". Desgleichen dürfen arme Leute geringe Quantitäten zollpflichtiger Waren ohne Sünde schmuggeln. Denn es ist zweifelhaft, ob der Schmuggel an sich als Sünde zu betrachten ist. Jedenfalls ist kein Schmuggler moralisch zur Wiedererstattung der Summe verpflichtet, um die er den Staat betrogen hat. Nach alledem ist es gar nicht so schwer, sich vor Todsünden zu hüten. Man mache nur, wo es angeht, Gebrauch von den trefflichen Kunstmitteln der Patres von der Amphibologie, von dem geheimen Vorbehalt, von der klugen Theorie der Absichtslenkung und man wird ohne Schuld Taten begehen können, die der unwissende Hause für Verbrechen hält, aber an denen selbst der strengste Beichtvater kein Quentchen Todsünde entdecken kann. Aber freilich es gehört dazu viel Klugheit und Gelehrsamkeit. Denn nichts ist schwieriger als die Sündhaftigkeit einer Handlung zu erkennen. Der Laie ist dazu in der Regel völlig außer stande. Er kann seinen sittlichen Zustand nicht selber beurteilen. Er muß das dem Beichtvater überlassen, und auch dieser vermag das nur dann, wenn er die schwere Wissenschaft der Moraltheologie gründlich studiert hat und fleißig die gelehrten Bücher der Moraltheologen zu Rate zieht.

Die Urheber dieser sonderbaren Lehren waren selber durchaus nicht unmoralische Männer, sondern wie man uns glaubhaft versichert, für ihre Person sehr achtbare und strenge Asketen. Was sie zu so haarsträubender Vergewaltigung ihres eigenen sittlichen Urteils verführt hat, das war demgemäß nicht ein geheimes Wohlgefallen an der Sünde, sondern das Bestreben, den als richtig vorausgesetzten Begriff der Sünde bis in seine letzten Konsequenzen an möglichst detailliert ausgeführten Beispielen zu entwickeln. Aber damit ist nicht gesagt, daß diese Theorieen lediglich müßige Exerzitien spitzfindiger Logik gewesen seien. Sie erhielten vielmehr allesamt die größte Bedeutung für die Praxis durch den sogenannten Probabilismus, d. i. durch die Lehre, daß eine Handlung schon dann erlaubt sei, wenn man sie nicht für ganz sicher, sondern nur für wahrscheinlich erlaubt halte und dafür z. B. die Autorität eines derartigen Morallehrbuches anführen könne. Die Jesuiten haben auch diese Lehre nicht erst erfunden, aber sie haben sie bis in ihre letzten Konsequenzen entwickelt und an ihr festgehalten, als die Theologen anderer geistlicher Gesellschaften so weise waren, sie aufzugeben, ja sie haben sie festgehalten, obwohl selbst einer ihrer Generäle, Thyrsus Gonzalez, all seine Kraft daran setzte, sie davon abzubringen. Der Probabilismus ist darum bei ihnen im eigentlichen Sinne des Wortes Ordensdoktrin geworden.

Zur Verteidigung ihrer Moraltheologen verweisen die Jesuiten wohl auf das Beispiel Jesu, der nach ihrer Ansicht schon des geheimen Vorbehaltes sich bedient haben soll (vgl. Joh. 7, 8 u. 10) und

vor allem auf das Wehe Jesu über die Pharisäer, „welche den Menschen schwere und unerträgliche Bürden auferlegen und ihnen dadurch das Himmelreich zuschließen". Aber man braucht nur *ihre* Auslegung des göttlichen Gesetzes mit der Auslegung der Gebote in der Bergpredigt zu vergleichen, um sofort zu erkennen: daß sie nicht den Spuren Jesu folgen, sondern den Spuren der Pharisäer, denen dies Wehe gilt. Wenn sie unentschuldbares Fernbleiben von der Messe für Todsünde erklären, aber Kindern erlauben, ihre ketzerischen Eltern verhungern zu lassen oder auf den Scheiterhaufen zu bringen, wenn sie Ungehorsam gegen den Priester als Todsünde betrachten, aber dem vornehmen Wüstling gestatten, die Opfer seiner Lüste im Stiche zu lassen, wenn es nach ihrer Lehre Todsünde ist, den Kirchenzehnten nicht zu zahlen, aber erlaubt, einen Falscheid zu leisten, falls man nur von der „zweideutigen Rede" weise Gebrauch macht, so erinnert das nicht an das Evangelium, sondern an den Talmud. In der Tat besteht zwischen ihnen und den Talmudrabbinen eine große Verwandtschaft und zwar nicht nur in einzelnen Lehren, sondern in der ganzen Betrachtungsweise des Sittengesetzes und in der Behandlung der einzelnen ethischen Probleme. Das Sittengesetz gilt beiden nicht als eine dem Geiste eingeborene Norm, sondern als eine Summe *äußerer* Gebote, die von bloßen Ritual- und Rechtsgeboten faktisch und begrifflich nicht strenge sich scheiden lassen. Der Sittenlehrer genügt sodann nach beiden seiner Aufgabe schon, wenn er zeigt, wie der Mensch äußerlich diesen Geboten nachkommen kann. Ob er dabei innerlich wahrhaftig bleibt und nicht bloß dem Buchstaben, sondern auch dem Geiste des Gesetzes gerecht wird, das ist eine Frage, für die beide kein Verständnis haben. Beide betrachten und behandeln also das Sittengesetz ganz in derselben Weise wie die Juristen die staatlichen Gesetze. Es kommt ihnen nicht eigentlich darauf an, die Moralität einer Handlung festzustellen, die innere Übereinstimmung mit dem Gesetz, sondern bloß die Legalität, die äußere Übereinstimmung mit dem Gesetzesbuchstaben, und um dies für das ganze Gebiet des sittlichen Lebens zu ermitteln, verbreiten sich beide über alle möglichen Einzelfälle, so daß die Ethik bei beiden schließlich als ein kaum übersehbares Sammelsurium von Einzelfragen erscheint, die wie die „Rechtsfälle" der Juristen die verschiedenste Beantwortung zulassen.

Schon die ungeheure Betriebsamkeit des Ordens auf dem Gebiete der Moraltheologie zeigt, daß diese scharfsinnige Wissenschaft für ihn eine viel größere praktische Bedeutung besaß als die übrigen Wissenschaften. In der Tat! hatten jene für ihn vielfach nur den Wert einer Dekoration, so brauchte er die Moraltheologie wie das tägliche Brot zur Lösung einer eminent praktischen Aufgabe — zur rechten Beratung der Gewissen im *Beichtstuhle*.

Wir können uns heute eine katholische Pfarr- oder Wallfahrtskirche ohne *Beichtstuhl* ebensowenig vorstellen, wie ohne Kanzel und Altar, und geben daher unwillkürlich dem Beicht-

stuhle ein eben so hohes Alter wie diesen beiden anderen ehrwürdigen Kirchengeräten. Aber der Schein trügt. Der Beichtstuhl ist Jahrhunderte jünger als die Kanzel, über ein Jahrtausend als der Altar. Denn erst nach dem Konzil von Trient hat er sich einen festen Platz in den Kirchen erobert. — Jedes Kirchengerät ist ein bleibendes Denkmal wichtiger Neuerungen, sei's in den Glaubensvorstellungen, sei's in der Praxis der Kirche. So auch der Beichtstuhl. Er ist geradezu das Wahrzeichen des nachtridentinischen Katholizismus — der stumme Zeuge einer für das kirchliche Leben höchst bedeutungsvollen Neuerung in der kirchlichen Beichtpraxis, durch welche der Katholizismus der Neuzeit sich charakteristisch von dem Katholizismus des Mittelalters unterscheidet. — Im Mittelalter beichtete man in der Regel nicht mehr als einmal im Jahre und auch da in der Regel nur die schweren Sünden. Einen tieferen Einfluß auf die Lebensführung seiner Beichtkinder übte der Beichtvater daher nur selten aus. Erst im 16. Jahrhundert lernte der gläubige Katholik möglichst *häufige* und möglichst *vollständige* Beichte als kirchliche Pflicht betrachten: erst damals wurde daher der Beichtvater für den *einzelnen*, was er noch heute ist oder doch sein soll: der ständige Gewissensbeirat, dessen Meinung man nicht oft genug erfragen kann, will man ruhigen Herzens und sicheren Fußes durchs Leben gehen.

Nirgends fand diese folgenreiche Neuerung so eifrige Patrone wie in dem Jesuitenorden. Schon als Konventikelleiter hatte Ignaz auf möglichst häufige und auf möglichst vollständige Beichte den höchsten Wert gelegt. Als Ordensstifter machte er beides nicht nur seinen Jüngern zur persönlichen Pflicht, sondern wies sie auch an, überall die Laien dazu anzuleiten. Der Erfolg war außerordentlich. Der jesuitische Beichtvater genoß bald überall ein eben so hohes Ansehen wie der jesuitische Professor und der Beichtstuhl konnte bald überall in dem gleichen Maße als ein Symbol für die Macht und die Tätigkeit des Ordens gelten wie das Katheder und die lateinische Grammatik.

In welcher Weise hat nun der jesuitische Beichtvater in der Regel seines schweren Amtes gewaltet? Lesen wir die Instruktion des Ignatius über das Beichthören und die Moraltheologieen, so können wir nicht leugnen, daß der Orden von Anfang an sich geneigt zeigte, den Sünder *milde* zu behandeln,

daß er im Laufe der Zeit immer milder ward, bis schließlich die Milde ganz in Schwäche ausartete. Es kam so weit, daß der Beichtvater sich wider seine eigene Überzeugung genötigt sah, den Sünder zu absolvieren, falls derselbe sich für die Erlaubtheit seiner Handlungen auf die Autorität eines jesuitischen Morallehrers berufen konnte. Wie verderblich diese Praxis wirkte, darüber besitzen wir unwiderlegliche Zeugnisse aus dem Orden selber. Denn es fehlte in dem Orden nie an ernsten Männern, die an den Lehren der berühmten Doktoren Anstoß nahmen. Aber der Orden hat diese unbequemen Kritiker geradezu wie räudige Schafe verfolgt. Er war gerade in diesem Punkte unbelehrbar und unbekehrbar. Der Grund liegt auf der Hand: eben auf jener klugen Milde beruhte nicht zuletzt sein Erfolg im Beichtstuhle. Eben sie erwarb ihm namentlich den Beifall und die Gunst der Großen und Mächtigen dieser Welt, die auch im Beichtstuhl immer mehr der Nachsicht bedurft haben, als das gemeine Volk der kleinen Sünder.

Das Mittelalter kennt noch keine mächtigen Hofbeichtväter. Erst die neuere Zeit hat diese charakteristische Figur des Hoflebens geschaffen, aber kreiert hat sie überall erst der Jesuitenorden. Man könnte danach wohl annehmen, daß der Orden sich förmlich zum Hofdienste gedrängt habe. Aber in Wahrheit ist er zu diesem Amte eben so gekommen, wie zu dem Amte des Professors: die Fürsten wählten die Patres zu Beichtvätern, die Patres selbst leisteten im 16. Jahrhundert, obwohl ihr Meister keinerlei Bedenken gegen den Hofdienst gehegt hatte, diesem Rufe in der Regel nicht gerne Folge. Aber schließlich gewöhnte sich der Orden an die erst mit innerem Widerstreben übernommene Rolle. Ja, er lernte sie als eine wichtige Quelle seiner Macht besonders schätzen, denn wenn überhaupt, so fand er durch dies Amt Gelegenheit, auf die äußere wie die innere Politik der katholischen Staaten in seinem Sinne einzuwirken.

Im 16. Jahrhundert wollte die Ordensregierung allerdings von einer Einmischung der Beichtväter in die Politik nicht viel wissen. Noch die 5. Generalkongregation hat 1593 ein Dekret erlassen, welches die Beichtväter eindringlichst davor warnte. Aber Religion und Politik waren in jener Zeit so eng miteinander verflochten, daß diese Instruktion sich gar nicht durchführen ließ. Dazu war der Beichtvater gar nicht in der Lage, dem Fürsten, falls er es wünschte, seinen Rat zu verweigern

und zu alledem durch sein Amt direkt verpflichtet, ihn vor Maßregeln zu warnen, die ihn in Todsünde verstricken konnten. So erlangten die Beichtväter im 17. Jahrhundert nicht nur überall einen meist nicht geringen politischen Einfluß, sondern sie übernahmen bisweilen sogar ausgesprochen politische Ämter oder Funktionen. So trat z. B. Pater Neidhardt als Premierminister und Großinquisitor an die Spitze der spanischen Regierung, Pater Fernandez erhielt Sitz und Stimme im portugiesischen Staatsrate und Pater Lachaise und seine Nachfolger versahen am französischen Hofe förmlich die Funktionen eines Ministers der geistlichen Angelegenheiten. Erwägt man nun weiter, welche Rolle die Patres auch außerhalb des Beichtstuhls in der großen Politik spielten — Pater Possevino als päpstlicher Gesandter in Schweden, Polen und Rußland, Pater Petre als englischer Minister, Pater Vota als vertrauter Ratgeber Johann Sobieskis von Polen, als polnischer „Königsmacher", als einflußreicher Vermittler bei der Erhebung Preußens zum Königreich, so muß man doch bekennen, daß es nie einen Orden gegeben hat, der so viel Interesse und Geschick für die Politik besaß und so viel mit der Politik sich befaßte, wie der Jesuitenorden. Die so oft den Geistlichen vorgehaltene biblische Mahnung „kein Streiter Christi mische sich in die Händel dieser Welt" hat er jedenfalls am allerwenigsten beachtet, aber eben darum hat kein anderer Orden auch nur annähernd eine ähnliche Machtstellung in dieser Welt eingenommen.

Allein so sehr dem Orden daran lag, die Höfe und die herrschenden Stände für sich zu gewinnen, so verzichtete er doch niemals auf die Aufgabe, der er einst seine ganze Kraft gewidmet hatte: auf die innere Mission unter den Massen. Schon aus diesem Grunde besaß die Kanzel für ihn stets eine fast ebenso große Bedeutung wie das Katheder und der Beichtstuhl. Aber mehr noch als durch die reguläre Predigt wirkte er doch auf die Massen durch seine Volksmissionen und seine neue Organisation des kirchlichen Vereinswesens. Die ersteren sind entschieden eine seiner wichtigsten Schöpfungen. Ihr Zweck war und ist Erneuerung des kirchlichen Lebens in kirchlich nicht sonderlich lebendigen oder ketzerisch infizierten Gegenden. Als Mittel dienten und dienen den Patres dazu vor allem Bußpredigten und Bußübungen. Der Erfolg übertraf in der Regel selbst die größten Erwartungen. Aber der Einfluß, den diese

Unternehmungen dem Orden auf das Volk verschafften, war doch vorübergehend. Tiefer, weil nachhaltiger, wirkte er auf die Laien ein durch seine neuen Vereine, in denen er allmählich Angehörige aller Stände, Studenten und Schüler, Bürger und Bauern, Gesellen und Lehrjungen, Priester und selbst Fürsten, um sein Banner sammelte. Der ideale Zweck dieser Vereine war in der Regel die Verehrung der Maria, der praktische Erfolg die Entstehung 1000er jesuitisch geleiteter ecclesiolae in die großen ecclesia, auf deren Ergebenheit der Orden unbedingt rechnen konnte. — Nicht zuletzt durch diese Vereine versuchte der Orden dann auch überall in seinem Sinne die Volksfrömmigkeit zu beeinflussen. Dabei entwickelte er freilich in der Regel einen etwas eigenartigen Geschmack. Das ganze bunte Gemisch des mittelalterlichen Volksglaubens mit allem, was sich im Laufe der Zeit mit ihm verbunden hat, Prozessionen, Wallfahrten, Abläße, wurde von ihm mit einem Eifer gepflegt, als ob es sich dabei um die höchsten Interessen der Religion und der Volkswohlfahrt handele.

Schon die Franziskaner hatten den Marienkult maßlos über trieben, aber die Jesuiten übertrafen sie noch. Sie priesen Maria als die Adoptivtochter Gottes, ihren Schoß als das reine Gemach der hohen Dreieinigkeit, ihre Brust als das Schönste des Schönen, ihre Milch als das Süßeste des Süßen u. s. w. Sie lehrten, daß es schwer sei, durch Christus, leicht durch Maria die Seligkeit zu erlangen. Sie entdeckten zahlreiche neue Gnadenorte der Maria, beschrieben zahllose neue Wunder der Gottesmutter, bewirkten die Errichtung zahlloser Mariensäulen, Marienaltäre, Marienbilder, verfaßten hunderte von Büchern zum Lobpreise der Himmelskönigin, ja widmeten ihr wohl ihre eigenen schriftstellerischen Erzeugnisse, selbst ihre doch oft sehr wenig saubere Gebiete berührenden Moraltheologieen! Aber über der Maria vergaßen sie nicht die Heiligen. Wo durch die Ketzer ein Kult abgekommen war, da säumten sie nicht, ihn wieder zu beleben, wo es ihnen nützlich schien, wie z. B. in Böhmen, entdeckten oder erhoben sie mit Geschick neue Patrone (Johann von Nepomuk) und, wo es nur irgend anging, förderten sie die Verehrung ihrer eigenen Heiligen, Ignatius, Javier, Franz Borgia u. s. w. Zu alledem begründeten sie aber Ende des 17. Jahrhunderts noch eine ganz neue Art Kult, dessen gleichen man selbst unter den seltsamsten Kulten des Mittelalters nicht findet — den Kult des Herzens Jesu, von dem man sogar in Rom zunächst nichts wissen wollte, „weil man mit eben solchem Rechte ja auch die Augen, die Zunge und andere Glieder Jesu zum Gegenstande einer besonderen Andacht machen könne". Nicht minder ließen sie sich die Verehrung des hl. Kreuzes angelegen sein, die Verehrung der Bilder und der Reliquien, die sie selbstverständlich überall soweit es anging, vermehrten: durch Reliquien des Ignaz, aber auch durch kostbare

alte Stücke, als Haare der Jungfrau Maria, Stücke aus ihrem Schleier, aus ihrem Kamme, Gebeine der unschuldigen Kindlein, Gebeine des Riesen Christophorus u. s. w. Daß auch ihre neusten Reliquien alsbald Wunder wirkten wie die alten, bedarf kaum einer Versicherung. Die Kleider des hl. Ignaz, aber unter Umständen selbst das dicke Korpus der Ordensstatuten verhalfen kreißenden Frauen zu einer glücklichen Entbindung. Das Ignatiuswasser, welches durch Eintauchen von Reliquien oder auch nur von Medaillen des Ignatius in ganz gewöhnliches Wasser entsteht, heilte schier alle Krankheiten, ja sogar moralische Gebrechen, so daß es die mitleidigen Väter gleich bottichweise herstellten. Ebenso gewaltig wirkten selbstverständlich die Reliquien Javiers. Kurz, die Väter schlugen mit ihren Spezialitäten auch auf diesem Gebiete sämtliche ältere Orden.

Darnach begreift man, daß sie auch gegen die rohesten Formen des mittelalterlichen Zauberglaubens nichts einzuwenden hatten. Sie haben sich später viel darauf zu Gute getan, daß auch einige der ihrigen, Adam Tanner, Paul Laymann und vor allem Friedrich Spee den Mut fanden, dem Hexenwahn entgegenzutreten. Aber sie vergessen in der Regel hinzuzufügen, daß der Orden z. B. Tanner hierfür sehr übel behandelte, und daß Spee sein berühmtes Buch 1631 anonym und an einem protestantischen Druckorte erscheinen ließ. Denn der Orden als solcher war durchaus dem Hexenwahn ergeben und ein eifriger Hexenverfolger. Aber wie an Hexen, so glaubte er auch an alle möglichen anderen Arten von Zauber: an den bösen Blick, an Waffensalben, welche die Wunden von Abwesenden heilen, an Rosenkränze, die stich- und kugelfest machen, an geweihte Glocken, die Sturm und Unwetter verhüten, und was dergleichen Superstitionen mehr waren. — Allein, könnte man einwenden, sie standen doch mit diesen abergläubischen Vorstellungen in jener Zeit nicht allein. Andere hochgebildete Leute waren ihnen nicht minder zugetan. Gewiß! aber die Jesuiten glaubten sich verpflichtet, auch literarisch dafür einzutreten. Der berühmte Ketzerhammer Jakob Gretscher, der der Nachwelt nicht weniger als 267 Schriften hinterließ, schrieb z. B. über diese Glaubensartikel mit ganz demselben zornigen Eifer, wie über das Sakrament des Altars, und er war keineswegs unter seines Gleichen ein Finsterling, sondern im Gegenteil eine der größten wissenschaftlichen Leuchten des Ordens.

Alle Gefühle, die den Menschen geneigt machen, sich fremder Führung anzuvertrauen, den Glauben wie den Aberglauben, die Gewissensangst wie den Drang sich möglichst rasch mit dem Gewissen abzufinden, die Sehnsucht nach Wundern und Offenbarung wie die Furcht vor dem Außerordentlichen, wußte mithin der kluge Orden für sich auszunutzen. Daneben machte er sich aber auch noch all die Institutionen dienstbar, die in der Welt äußere Geltung, Macht und Einfluß verleihen: die Schule, die Kirche, den Staat, und ergriff mit Energie alle Zweige menschlicher Tätigkeit, die einer Gemeinschaft das materielle und geistige Übergewicht im Kampfe der Geister und Interessen sichern, —

die Literatur, die Wissenschaft, die Politik, den Handel, die Industrie. Erwägt man das, dann erscheint die ungeheure Macht, die er zur Zeit seiner Blüte in und außerhalb Europas besaß, nicht mehr als ein Rätsel, geschweige denn als ein „Wunder". Er verstand die Menschen an ihren schwachen Seiten zu packen und der Welt im guten aber auch im bösen Sinne des Wortes sich so anzupassen, als wär er „ganz ein Stück von ihr". Das war seine Stärke, aber auch seine Schwäche, die Quelle seiner Größe, aber alsbald auch, wie wir sehen werden, die Ursache seines Verfalls und Falles.

6.

Verfall, Aufhebung, Neugründung.

In der Nähe des Städtchens Albano erhob sich vor 230 Jahren eine stattliche Villa, die entschieden zu den schönsten und interessantesten der zahlreichen schönen Landhäuser des damaligen Kirchenstaates gehörte. In ihrem Parke wuchsen die seltensten ausländischen Pflanzen, in ihrem Innern herrschte der höchste Komfort, und wem es gar einmal vergönnt war, des Abends die Tafel zu mustern, dem gingen förmlich die Augen über, so viele auserlesene Speisen sah er da für den Herrn des Hauses in appetitlichster Weise angerichtet. Dieser Herr war offenbar ein „Lebenskünstler", wie er im Buche steht, aber doch kein Lebenskünstler gewöhnlicher Art, denn an Büchern war in dem Hause kein Mangel und sie waren sichtlich nicht nur zur Zierde da. Der Herr war vielmehr ohne Zweifel selber ein eifriger Schriftgelehrter. Zu sehen bekam man ihn freilich nur selten, und wenn er doch einmal sich zeigte, so erschien er nie zu Fuße, sondern wie die Großen dieser Welt, stets zu Pferde oder im Wagen. Er war also unfraglich ein sehr vornehmer Herr, eine eccellenza oder eminenza, welche die Bürde ihrer hohen Würde nicht blos zu tragen, sondern auch mit Verstand und Anstand deren Annehmlichkeiten zu genießen wußte.

Allein man konnte sich doch an dem Anblicke dieses behaglichen Herrenlebens nicht recht erbauen, man fühlte sich dabei gar zu leicht gestört durch eine Vision, die ein Bild von ganz

anderer Art dem Auge vorzauberte: ein enges, finsteres Gemach im Profeßhause der Jesuiten zu Rom, äußerst dürftig möbliert und ohne all den Komfort, der das Leben angenehm macht, auf dem Tische nur 2 Bücher, die lateinische Bibel und „das Rebhuhn unter den Büchern, den Wadenmuskel des Geistes," die „Nachfolge Christi" des Thomas a Kempis, daneben die Speise der Armut, eine Hand voll Kastanien und als Insasse ein zwar sauber, aber ärmlich gekleideter alter Priester, der auf seinen Stock gestützt denkend, planend, arbeitend rastlos umherwandert. Aber wie kam der Beschauer gerade auf dies Bild? Es stellte ihm vor Augen, wie der erste Jesuitengeneral das Leben genoß, denn jener hübsche Landsitz gehörte dem 10. Nachfolger des Ignatius, Paul Oliva, General von 1664—1681. Er bewies also aller Welt aufs handgreiflichste, wie ein Jesuitengeneral Ende des 17. Jahrhunderts das arme und demütige Leben eines jesuitischen Professen verstand und seinen Ordensbrüdern vorlebte.

Man braucht dies nur festzustellen und jene beiden so verschiedenen Bilder zu vergleichen, um zu erkennen, daß für Paul Oliva, den Enkel und Neffen genuesischer Dogen, die Ideale des Ignatius nicht mehr maßgebend waren. Aber wenn das Haupt der Gesellschaft so unbekümmert über die alten Ideale sich hinwegsetzte, wie hielten es dann seine Untergebenen? Im Durchschnitte selbstverständlich nicht anders, wie der General.

Die Gesellschaft war mithin schon Ende des 17. Jahrhunderts in weitem Umfange ihren Idealen untreu geworden. Aber nicht blos gemessen an ihren Idealen, auch gemessen an ihrer eigenen Vergangenheit erschien sie schon damals verweltlicht, entartet, gesunken — ein Bild des Verfalls trotz fortdauernden äußeren Wachstums und steigender materieller Blüte.

Eine Armee bleibt nur so lange leistungsfähig, als Feldherr und Offiziere ihrer Aufgabe gewachsen sind und die Truppe ordentlich Disziplin hält. Der Jesuitenorden war eine Armee — die am strengsten disziplinierte und am festesten organisierte Armee der neueren Zeit. In seiner Entwicklung sollte sich daher auch dies Gesetz erfüllen. So lange die Generäle und Offiziere ihre Pflicht taten und der Geist der Truppe dem alten Ideal entsprach, schien er fast unüberwindlich. So lange stand er nach

jeder Niederlage bald wieder schlagfertig da. So lange ward er auch glücklich mit all den schweren inneren Kämpfen fertig, die er durchzumachen hatte. Ja diese inneren Kämpfe stählten damals nur seine Kraft, denn jede glücklich bestandene Kraftprobe steigert das Selbstgefühl und den inneren Zusammenhalt einer Gemeinschaft, zumal wenn die Einheit für sie so wesentlich ist, wie für diese geistliche Armee.

Schon Ignatius hatte, wie wir wissen, ernstlich mit dem nationalen Partikularismus der Portugiesen zu kämpfen. Aber dieser Kampf war doch nur ein Kinderspiel gegen die gewaltige Opposition, welche sich gleichfalls auf der Pyrenäenhalbinsel gegen seinen 4. Nachfolger, den klugen, verschmitzten Neapolitaner Claudius Aquaviva erhob, 1581—1625.

Hatte es die spanischen Patres schon verstimmt, daß die Wahl nicht auf einen Spanier gefallen war, so erbitterte es sie aufs Höchste, daß der junge General mit Vorliebe jüngere Leute mit den einflußreichsten Ordensämtern betraute, darunter natürlich auch nicht selten Nichtspanier, insbesondere Neapolitaner. In ihrer Erbitterung faßten sie insbesondere auf Antrieb des uns schon bekannten Paters Mariana den Plan, die Herrschaft des Generals über die spanischen Ordensprovinzen zu beschränken, die höchste Autorität in Spanien einem Generalvikar zu übertragen und zugleich die Ernennung der höchsten Provinzialbeamten dem General zu entreißen. Der Plan war nicht aussichtslos. Denn die Mißvergnügten durften auf mächtige Bundesgenossen zählen, vorab auf die spanische Inquisition und auf König Philipp II. Aber Aquaviva wußte durch eine höchst geschickte Politik Papst Sixtus V. für sich zu gewinnen und dadurch fürs erste der Opposition Schach zu bieten. Erst unter Clemens VIII., als er zufällig einmal von Rom sich entfernt hatte, gelang es den Mißvergnügten durch den spanischen Gesandten Olivarez hinterrücks den Papst gegen ihn aufzuwiegeln. Ohne mit ihm erst Rücksprache zu nehmen, ordnete Clemens aus päpstlicher Machtvollkommenheit plötzlich den Zusammentritt des Ordensparlamentes, der Generalkongregation, an. Aber wenn die Opposition dadurch schon ihr Spiel gewonnen zu haben glaubte, so täuschte sie sich gründlich. Aquaviva sicherte sich zuvörderst einen großen Einfluß auf die Wahlen. Dadurch beseitigte er schon eine ganze Reihe seiner gefährlichsten Gegner, darunter Mariana. Dann stellte er selber gleich in der ersten Sitzung der Generalkongregation 4. Nov. 1593 den Antrag, eine Kommission zu wählen, die seine Amtsführung genau untersuche. Dadurch gewann er gleich das Vertrauen der Majorität für sich. Die Untersuchung endete dann, wie zu erwarten war, mit einer glänzenden Rechtfertigung des Generals. Denn eine Verletzung der Ordensverfassung konnte ihm selbstverständlich nicht nachgewiesen werden. Damit hatte die Opposition schon in einer Hauptfrage eine schwere Niederlage erlitten. Nicht sie, sondern Aquaviva beherrschte fortan die Debatte, und daraus ergab sich von selbst, daß sie auch mit ihren Anträgen auf Änderung der Ordensverfassung kein Glück hatte. Der General brachte sie alle mit sehr geschickter Taktik zu

Falle. Hätte nicht in letzter Stunde der Papst einige derselben dem Orden aufgedrängt, so wäre ihr Bemühen ganz ergebnislos gewesen. Aber Aquaviva verstand es unter dem Scheine devotesten Gehorsams, die von dem Papste anbefohlenen Änderungen der Verfassung faktisch unwirksam zu machen. So endete der lange Kampf nicht mit einer Beschränkung, sondern mit einer Befestigung der Autokratie des Generals. Nicht bloß die Opposition, auch König Philipp II. und der Papst sahen sich schließlich durch das überlegene Talent Aquavivas geschlagen. In Spanien empfand man diese Niederlage begreiflicher Weise sehr schwer. Mariana schrieb in tiefem Grolle darüber seine berühmte Schrift „über die Schwächen der Gesellschaft Jesu", in der er vor allem die Autokratie des Generals und das in dem Orden alles gegenseitige Vertrauen erstickende Denunziationswesen heftig tadelte. Die spanische Regierung aber dachte alles Ernstes daran, den unbequemen General zu beseitigen. Philipp II. bot ihm zu diesem Zwecke das Erzbistum Neapel an, Philipp III. faßte sogar den Plan, ihn nach Spanien zu locken und dort einzukerkern. Allein Aquaviva war viel zu klug, um seinen Gegnern ins Netz zu gehen. Er lehnte ihre Anträge in verbindlichster Form ab und benahm ihnen dadurch auch noch jeden Vorwand, sich offen über ihn zu beklagen.

Dieselbe überlegene Klugheit zeigte der General auch in dem großen dogmatischen Streite, der sich zur selben Zeit in Spanien über die Lehre von der Gnade zwischen Jesuiten und Dominikanern entsponnen hatte. Es schien ihm gut, den Streit dem Bereiche der spanischen Inquisition zu entrücken. Aber es lag ihm daran, sich dadurch nicht den Zorn der mächtigen Behörde zuzuziehen. Darum wartete er klug so lange, bis eine Vakanz im Großinquisitoriat eintrat, und bewog dann erst (1597) den Papst, die Streitenden nach Rom zu bescheiden. Hier setzte Clemens VIII. sogleich eine eigene Kommission zu weiterer Verhandlung der Frage ein. Aber die Debatten kamen nicht vorwärts. Denn keine der beiden Parteien war geneigt, nachzugeben. Der Papst stand persönlich mehr auf Seiten der Dominikaner. Aber sobald er Miene machte, sich in diesem Sinne zu erklären, drohten ihm die Jesuiten mit einer Berufung an ein allgemeines Konzil. Das genügte, um ihm alle Lust zu einer offenen Stellungnahme zu benehmen. Er starb 5. März 1605, ohne eine Entscheidung gefällt zu haben. Die Kommission stellte darnach ihre Arbeiten ein. Der große Streit verlief kläglich im Sande. Aber hatten die Jesuiten doch wenigstens das eine erreicht, daß sie ihre Lehre auch weiter unbehelligt vortragen konnten. Sie gingen also auch aus diesem Kampfe ohne eine Schädigung ihres Ansehens hervor — dank vor allem der klugen Politik Aquavivas.

Aber Aquaviva war für lange Zeit der letzte bedeutende Jesuitengeneral. Mit seinem Nachfolger, dem Römer Mutio Vitelleschi (1615—1645), dem sanften, nachgiebigen „Engel des Friedens", der nicht gebieten sondern nur bitten, nicht strafen, sondern nur ermahnen konnte, beginnt bereits der Verfall des Ordens. Der General verschwindet mehr und mehr in seinen Gemächern im Gesu zu Rom. Er regiert nicht mehr,

er repräsentiert nur den Orden. Die Regierung reißen mehr und mehr der Generalstab und die Offiziere, d. i. die Professen an sich, so daß schließlich der Orden nicht mehr als eine Autokratie sondern als eine vielköpfige Oligarchie erscheint, die ebenso eifersüchtig ihre Rechte und ihren Einfluß gegenüber dem General wahrt, wie einst zu Venedig die Signorie gegenüber den Dogen.

Dieser Umschwung offenbart sich äußerlich vor allem in der veränderten Stellung der Professen. Statt, wie es das Statut vorschrieb, in ihren Häusern das arme demütige Leben der Bettelmönche zu führen oder als Sendboten des Papstes unter Ketzern oder Heiden zu wirken, drangen nämlich die Professen jetzt in die Kollegien ein, die statutengemäß nur den Scholastikern oder Koadjutoren offen standen, nicht blos um die einflußreichen Posten zu besetzen, sondern auch um die reichen Einkünfte dieser Anstalten in Ruhe mit zu genießen. Denn um die Arbeit war es ihnen nicht so sehr zu tun, wie um den ruhigen Genuß des Daseins, die Geschäfte „überließen sie nur zu gern den jüngeren Leuten".

Wie verderblich diese Erschlaffung des militärisch-mönchischen Geistes in der Kerntruppe des Ordens auf die Haltung der übrigen Ordensklassen wirkte, darüber besitzen wir sehr instruktive Zeugnisse nicht nur in den Berichten der Jesuitenfeinde, sondern auch in den Dekreten der Generalkongregationen und in den Zirkularschreiben der Generäle. Statt, wie es das Statut vorschrieb, sogleich bei ihrem Eintritt in den Orden auf ihr Vermögen zu verzichten, verschoben die Jesuiten jetzt die Abdikation auf das 4. Jahr nach dem Eintritte. Aber es kam vor, daß sie auch dann noch ausdrücklich an diese Pflicht gemahnt werden mußten, daß sie sich durch allerlei Vorwände noch eine längere Frist auszubedingen suchten. Statt, wie Ignatius dringend riet, zu Gunsten des Ordens zu verzichten, taten sie das jetzt in der Regel zu Gunsten einer bestimmten Anstalt, und statt sich nach dem Verzichte nicht weiter um ihr Vermögen zu bekümmern, behielten sie sich jetzt oft ausdrücklich die Verwaltung desselben vor, blieben also faktisch Eigentümer, leisteten das Armutsgelübde nur noch zum Schein. Da sie aber ihr eigenes Vermögen ruhig verwalten konnten, so scheuten sie sich auch nicht, für viel beschäftigte Verwandte die Verwaltung zu übernehmen, Prozesse über Mein und Dein vor den weltlichen Gerichten zu führen, den Zwangsvollstrecker zu machen und sich mit allerlei

für einen Ordensmann unpassenden weltlichen Geschäften zu befassen. Niemand hätte diese arge Verweltlichung schärfer getadelt als Ignatius. Allein der Orden nahm zum guten Teil daran keinen Anstoß. Er duldete sogar noch schlimmere Mißbräuche. Er hatte einst mit großem Nachdrucke betont, daß in seinen Schulen der Unterricht unentgeltlich sei. An diesem Grundsatze hielt er auch jetzt noch fest, aber nur dem Buchstaben nach. Denn er schämte sich jetzt nicht, bei jeder Gelegenheit Geschenke zu nehmen, so reiche Geschenke, daß von Unentgeltlichkeit füglich keine Rede mehr sein konnte. Auch fahndete er jetzt mit Bedacht auf möglichst reiche Schüler und suchte sie, wenn es anging, zum Eintritt in den Orden zu bewegen, mochten sie auch das dazu erforderliche Alter noch nicht besitzen. Noch übler vermerkte man den Eifer, mit dem die Patres sich jetzt überall, um ihr Einkommen zu erhöhen, auf den Handel und die Industrie warfen. Das römische Kolleg ließ in Macerata massenhaft Tuch fabrizieren und dasselbe sogar auf den Messen öffentlich feil halten. Die Missionen in Indien trieben einen schwunghaften Handel mit Kolonialwaren und die Missionen auf den Antillen, in Mexiko und Brasilien standen ihnen darin nicht nach. Auf Martinique konnte ein besonders anschlägiger Prokurator unbehelligt durch die Oberen zu diesem Zwecke sogar große Plantagen gründen, die er ganz nach der Weise der großen Pflanzer mit gekauften Negersklaven bewirtschaftete!

Noch anstößiger erschien den Zeitgenossen, daß die Patres eine so große Vertrautheit mit den Usancen des Bank- und Geldverkehrs zeigten. Die Kollegien machten nicht nur untereinander ihre Geschäfte per Wechsel ab, sie übernahmen auch für Fremde Geschäfte dieser Art: so leistete z. B. die Ordenskasse in Rom im Auftrage der portugiesischen Regierung die Zahlungen an die portugiesische Gesandtschaft. So eröffneten die Patres in Wien, als August der Starke nach Polen ging, dem geldbedürftigen Monarchen einen Kredit bei ihren Ordensbrüdern in Warschau. So liehen die Patres in China an Kaufleute Kapitalien aus und zwar, wie es heißt, zu recht hohen Zinsen, 25, 27, selbst 100 %. Man begreift darnach, daß der Orden allgemein für sehr habsüchtig galt. Vitelleschi bemerkt bereits 1617, daß man dies Laster ihm überall zum Vorwurfe mache, der General Carrafa ermahnte im Hinblick darauf besonders die Prokuratoren, auch bei der Einziehung gerechter

Forderungen möglichst den Schein der Begehrlichkeit zu vermeiden und der General Nickel erließ sogar ein großes Zirkularschreiben, um den Orden wieder zu apostolischer Armut zu bekehren. Allein die Verweltlichung hatte schon so weit um sich gegriffen, daß die Jesuiten bei ihrer Erwerbspolitik bisweilen nicht einmal mehr die Rechte anderer respektierten. Selbst ein so aufrichtiger Freund des Ordens wie König Johann Sobieski von Polen konnte sich im Hinblicke auf einige besonders widerwärtige Fälle dieser Art nicht enthalten dem General Oliva zu schreiben: „ich nehme mit großem Kummer wahr, wie sehr ihr durch euern Eifer euer Vermögen ohne Rücksicht auf die Rechte anderer zu vermehren, dem guten Rufe der Gesellschaft schadet . . . Ich fühle mich verpflichtet, Euer Ehrwürden zu ersuchen: die Jesuiten von Polen vor der Ansteckung durch die Habsucht und die Herrschsucht zu bewahren, die anderwärts im Orden nur zu offenkundig sind. . . Die Rektoren suchen ihre Kollegien mit allen Mitteln zu bereichern. Das ist ihre einzige Sorge."

Solche schwere Verwürfe mußten die Jesuiten zur Zeit Olivas schon überall sich gefallen lassen. Daß Oliva sich dadurch in seinem behaglichen Lebensgenusse nicht stören ließ, kann uns nach allem, was wir von ihm wissen, nicht Wunder nehmen. Aber auch wenn er ein anderer gewesen wäre, hätte er schwerlich dem Unwesen steuern können. Er wäre zweifellos gegen den Orden nicht aufgekommen. Denn die Professen und die großen Ordensbeamten in Rom waren bereits unter Vitelleschi so mächtig geworden, daß sie einen energischen General schon nicht mehr ertrugen. Goswin Nickel, der einzige geborene Deutsche unter den Ordensleitern, wurde 1661, nur weil er durch seine Rücksichtslosigkeit den einflußreichen Ordensleuten in Rom lästig geworden war, genötigt, die Geschäfte einem Generalvikar zu überlassen, also faktisch abgesetzt, und Thyrsus Gonzalez de Santillana, der sich vorgenommen hatte, die verderblichen Morallehren im Orden zu unterdrücken, hätte sicher dasselbe Schicksal erlitten, hätte er nicht bei Zeiten zu großen Zugeständnissen sich bequemt, die seiner innersten Überzeugung widersprachen. Damit war auch für Fernerstehende der Beweis geliefert, daß der Nachfolger des Ignatius nicht mehr ein unbeschränkter Autokrat, sondern der Untergebene einer argwöhnischen Oligarchie geworden war. Was die spanische

Opposition einst unter Aquaviva erstrebt hatte, das war Ende des 17. Jahrhunderts also mehr als erreicht. Die Ordensverfassung war faktisch eine andere geworden, so geflissentlich man auch bemüht war, das Statut buchstäblich zu befolgen.

Diese verhängnisvolle Entwicklung, von der die Welt nur wenig merkte, wäre nicht möglich gewesen, hätte in dem Orden noch die eiserne Disziplin der alten Zeit geherrscht. Aber wie die Jesuiten ihr Armutsgelübde auf alle mögliche Weise unwirksam zu machen wußten, so fühlten sie auch sich nicht mehr zu jener unbedingten Subordination und jenem strengen „Kadavergehorsam" gegenüber dem General verpflichtet, welchen Ignaz mit solcher Energie gefordert hatte.

Aber wenn sie schon dem General nicht mehr unbedingt gehorchten, so noch weniger ihrem obersten Kriegsherrn, dem Papste. Als Innocenz XI. mit Ludwig XIV. in Konflikt geriet, nahm der Orden in Frankreich nicht etwa für die Kurie Partei, sondern für den König, und als der französische Klerus sich in schärfster Weise gegen die Lehre von der Unfehlbarkeit und von der unbeschränkten Oberhoheit des Papstes über die Kirche erklärte, trat er nicht etwa für diese einst von Lainez mit solcher Schärfe und Konsequenz verteidigten Sätze ein, sondern schlug sich zu der Opposition, ja wagte es sogar literarisch die sogenannten gallikanischen Anschauungen zu empfehlen, so daß 1687 Schriften von Jesuiten in Rom von Henkershand verbrannt werden mußten. Aber derartige Fälle kecker Auflehnung waren keineswegs selten. Als 1707 der päpstliche Legat Tournon den chinesischen Christen die Verehrung der Ahnen und des Konfutse untersagte, gehorchten die jesuitischen Missionare nicht nur nicht, sondern intriguierten auch so lange gegen ihn, bis der chinesische Kaiser den unbequemen Mann aus dem himmlischen Reiche verbannte. Nicht anders machten sie es, als dann auch die Kurie 1715 und 1735 in feierlichster Form die sogenannten chinesischen Riten verbot. Von jener unbedingten und in ihrer Art großartigen Hingabe, mit der Ignatius einst sich und die Seinen dem Stuhle von Rom geweiht hatte, war also jetzt nichts mehr in dem Orden zu spüren. Er gehorchte nur dann, wenn der Gehorsam seinem Interesse entsprach. Im übrigen gerierte er sich dem Papsttum gegenüber ganz nach Prätorianerart. Sobald nur ein Papst, wie der ernste tüchtige Innocenz XI., es wagte, seine Absichten zu durchkreuzen,

bewies er ihm unverzüglich, daß er auch wider den Papst trefflich zu fechten verstehe.

Noch rücksichtsloser als der Kurie begegneten die Jesuiten aber überall den anderen geistlichen Behörden und den älteren Mönchsorden. Sie schienen es sich zum Grundsatze gemacht zu haben, niemanden neben sich aufkommen zu lassen. Wo sie daher z. B. in ein Missionsgebiet eindrangen, in welchem bereits andere Orden missionierten, ruhten und rasteten sie nicht, bis die Rivalen das Feld räumten. Wo aber gar andere Orden es wagten, ihre Kreise zu stören, wie in China, verbündeten sie sich unter Umständen selbst mit der heidnischen Obrigkeit, um die Störenfriede los zu werden. Nicht anders verfuhren sie mit den Bischöfen, die ihnen nicht zu Willen waren. Kurz, wer immer in der Kirche ihren Wünschen nicht gehorchte, der mußte auf die Feindschaft des ganzen mächtigen Ordens gefaßt sein, und als Feind war er dann ebenso furchtbar, wie als Freund zudringlich: tückisch, hinterlistig, erbarmungslos, ohne ein Gefühl für Recht und Anstand. Kein Wunder, daß man in vielen Kreisen der Kirche, namentlich unter den älteren Orden ihn nicht bloß beneidete, sondern geradezu verabscheute und aufrichtig haßte.

Allein diese Herrschsucht und Habsucht, diese skrupellose Mißachtung der Gelübde, dieser Abfall von den alten Idealen wären noch zu ertragen gewesen, wenn die Jesuiten durch überlegene Leistungen bewiesen hätten, daß die Kirche ihrer nicht entbehren könne. Halten wir daher einmal Umschau auf dem ganzen großen Felde der Ordenstätigkeit, um festzustellen, was die Gesellschaft seit dem Ende des 17. Jahrhunderts noch für die Kirche leistete! Das Ergebnis ist eine gewaltige Enttäuschung. Nur auf dem Gebiete der Heidenmission zeigt sich noch ein wirklicher Fortschritt. Auf allen anderen offenbart sich ein wahrhaft erschreckender Mangel an Talenten und auf dem Hauptgebiete, dem gelehrten Unterrichte, schon ein bedenklicher Rückgang. Während überall in Mittel- und Westeuropa neue Ideen und Ideale in den Unterrichtsbetrieb Eingang fanden, blieb die Jesuitenschule bei dem veralteten Lehrplane der großen Studienordnung von 1599. Nicht einmal das alte schlechte System des häufigen Lehrerwechsels gab sie auf, geschweige denn die üblen pädagogischen Praktiken, die sie von den Humanisten übernommen hatte. Aber sie blieb nicht blos stehen, sie verfiel auch. Die Unwissenheit des Klerus war im 18. Jahrhundert

nirgends so groß, wie in den Ländern, wo die Jesuiten die geistlichen Seminare beherrschten, die geistige Produktion nirgends so gering, wie in den Gebieten, wo der Orden noch ein unbeschränktes Unterrichtsmonopol besaß, die Universitäten nirgends so gesunken und geistig tot, wie da, wo die Patres als Professoren das Heft in der Hand hatten. Auch die einst so viel gerühmte Disziplin der Jesuitenschule war jetzt zum teil bedenklich verfallen, und sogar das Latein ihrer Schüler nicht mehr über allen Zweifel erhaben, obwohl Latein noch das einzige war, was sie lernten. Man begreift daß die Regierungen von Oesterreich und Bayern, schließlich selbst von Spanien, diesem Unwesen zu steuern versuchten. Allein der Orden besaß zu einer durchgreifenden Reform weder Kraft noch Neigung. Damit bewies er augenfällig, daß er auch als Präzeptor seine Rolle ausgespielt hatte. Nur in Mittel- und Südamerika stiftete er als solcher noch wirklich Gutes. Aber diese Ausnahme bestätigte nur die Regel und konnte bei dem Tiefstande der geistigen Kultur in jenen Gebieten dem Orden nicht zur Gerechtigkeit gerechnet werden.

Der Orden war somit schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts so verfallen, daß Ignatius seine Schöpfung kaum wieder erkannt haben würde. Die Begeisterung, die ihn groß gemacht hatte, war verflogen, die Disziplin, auf der seine Leistungsfähigkeit nicht zuletzt beruht hatte, stark gelockert, die Verfassung, der er seine großen Siege in erster Linie zu verdanken gehabt hatte, desorganisiert und zerrüttet. Wer ihn nicht nach vereinzelten Ausnahmen, sondern nach seiner gesamten Wirksamkeit beurteilte, konnte schon damals nicht mehr zweifeln, daß seine Uhr abgelaufen sei, denn zu einer Reform aus eigener Kraft fehlte es ihm an Einsicht und Energie und an eine Zwangsreform von außen war nicht zu denken.

Keine geistliche Genossenschaft hat seit ihrem ersten Auftreten so aufregend auf Freund und Feind gewirkt, so anhaltend die öffentliche Meinung Europas beschäftigt, so viel Stoff zum Fabulieren geliefert und so viel Federn in Bewegung gesetzt, wie die Gesellschaft Jesu.

Überblicken wir diese leider längst noch nicht gesichtete ungeheure Literatur und beachten wir auch all die gelegentlichen Äußerungen hervorragender Staatsmänner, Philosophen,

Dichter*) über diese oder jene Seite der Ordenstätigkeit, so gewahren wir bald, daß das Urteil der öffentlichen Meinung über den Orden im Laufe der Zeit immer ungünstiger wird. In seinen Jugendtagen erntet er namentlich als Präzeptor selbst von Protestanten hie und da großes Lob. In der katholischen Kirche begrüßt man damals seine Fortschritte mit fast einmütiger Bewunderung und Freude. Aber seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts ändert sich das Bild. Selbst aus katholischem Lager schleudert man damals schon Schmähschriften gegen ihn, wie den Anticoton und die Monita secreta, die an Feindseligkeit alles übertreffen, was je Protestanten über ihn geschrieben haben. Ehe er sichs versieht, wenden sich dann die Gebildeten fast aller Orten von ihm ab, um ihm im Namen der Bildung den Krieg zu erklären, und schließlich steht er fast überall ganz isoliert da. Fast überall gilt er selbst in den katholischen Ländern als eine Macht der Finsternis und des Verderbens, deren Sturz man herbeiwünscht und mit allen Mitteln fördert.

Das Land, in welchem sich diese Umstimmung der öffentlichen Meinung am raschesten und energischsten vollzog, war Frankreich. Zwei mächtige Feinde hatten hier von Anfang an dem Orden gegenüber gestanden, das Pariser Parlament und die Pariser Universität. Beide hatten, wie wir wissen, mit allen Mitteln seine Niederlassung zu verhindern gesucht. Beide blieben auch in der Folge fast unversöhnliche Gegner. Zu diesen beiden trat aber schon in den 40ger Jahren ein dritter Feind, der Jansenismus, d. i. jener Kreis erweckter Katholiken, der sich um das Kloster Port Royal in Paris scharte, den niederländischen Bischof Jansen als Autorität verehrte, die Frömmigkeit Augustins in neuer Form wieder zu beleben suchte. An religiöser Kraft und Tiefe und auch an geistiger Bedeutung den Jesuiten weit überlegen, hätten diese Frommen wohl eine Wiedergeburt der Kirche Frankreichs im Geiste Augustins bewirken können, hätten die Jesuiten sie nicht von Anfang an erbarmungslos verfolgt und nicht geruht, bis die Kurie und das absolute Königtum sie völlig unterdrückten. Aber dieser Sieg sollte dem Orden teuer zu stehen kommen. Schon im Jahre 1656 veröffentlichte der Jansenist Pascal, einer der reichsten und tiefsten

*) Selbst der große Dichter der englischen Renaissance, Shakespeare, fehlt darunter nicht. Er hat sich aus Anlaß der Pulververschwörung sehr satirisch über die jesuitische Lehre von der Amphibologie ausgesprochen, vgl. Macbeth Akt 2 die Pförtnerszene.

Geister, die Frankreich hervorgebracht hat, eine Satire auf die Theologie und die Morallehre der Jesuiten, die nicht nur wegen ihres Inhalts sondern auch wegen ihrer Form ein ungeheures Aufsehen erregte. Das ganze gebildete Frankreich verschlang die „Provinzialbriefe" und bewunderte sie. Vergebens wiesen die Jesuiten nach, daß der geistreiche Verfasser öfters etwas flüchtig gearbeitet und bisweilen ihre Moraltheologen falsch verstanden habe. Den Nachweis, daß er die ganze Tendenz ihrer Moraltheologie unrichtig aufgefaßt habe, auf den doch alles ankam, konnten sie nicht führen, geschweige denn dies erste klassische Werk der französischen Prosa durch ein gleich witziges, geist- und temperamentvolles Gegenstück überbieten. So mußten sie denn zum ersten Male an sich selbst erfahren, daß in Frankreich der Spott tötet. Was Pascal begonnen, das setzten dann die Aufklärer fort. Sie überlieferten den Orden vollends dem Hasse und der Verachtung der Gebildeten. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts hatte er daher in Frankreich nur noch zwei Freunde, den König und den hohen Klerus. Aber diese Freundschaft schadete ihm mehr, als sie ihm nützte und, was das schlimmste war, sie hielt nicht stand, sondern brach gleich beim ersten mächtigen Ansturm der öffentlichen Meinung zusammen.

Hätte nun der Orden nur Frankreich zu fürchten gehabt, so hätte er beruhigt in die Zukunft blicken können. Aber Frankreich bestimmte damals die öffentliche Meinung von ganz Europa. Die Kriegserklärung der französischen Aufklärer bedeutete daher für ihn nicht nur Krieg in Frankreich, sondern Krieg mit dem ganzen gebildeten Europa. Und in welchem Zustande traf ihn dieser Krieg: verfallen, innerlich zerrüttet arm an Begeisterung, an Talent, an sittlicher Kraft! Man brauchte kein Prophet zu sein, um zu erkennen, daß er fallen mußte, fallen ohne langen Kampf, sobald sich die brutalste und stärkste Gewalt der Zeit mit den Aufklärern wider ihn verbinde: der absolute Staat.

Man spricht wohl von einer Ironie der Weltgeschichte. Und in der That, es scheint manchmal, als ob die Ironie auch in den Geschicken der Völker und Gemeinschaften eine Rolle spiele. Einen Beweis dafür könnte man wohl darin finden, daß sich gerade der Staat zuerst gegen den Orden erhob, den er am raschesten erobert und am gewaltigsten beherrscht hatte — Portugal, daß in Portugal gerade der Mann zu seinem Falle

das Signal gab, den er als einen ehemaligen Zögling selber mit an die Spitze der Regierung gebracht hatte — Carvalho Marquis von Pombal, und daß gerade die Schöpfung der erste Anlaß zu seinem Unglück wurde, die er nicht mit Unrecht als seine größte Tat betrachtete — der „Jesuitenstaat in Paraguay". Noch vor Pombals Eintritt in das Ministerium, am 15. Januar 1750, war zwischen Spanien und Portugal ein Grenztraktat zustande gekommen, in welchem die erstere Macht die sieben östlich vom Uruguay gelegenen Reduktionen des sogenannten Jesuitenstaates an Brasilien abtrat. Im Hinblicke darauf befahl die spanische Regierung kurz darauf den Patres der Reduktionen samt ihren Indianern binnen Jahresfrist ihre herrlichen blühenden Ansiedelungen zu räumen und im spanischen Gebiete jenseits des Stromes sich neue Wohnsitze zu suchen.

Die spanische Kolonialregierung war von jeher ein wahres Muster von Unverstand und Brutalität gewesen. Aber dieser Gewaltstreich, durch den sie 30 000 christliche Indianer ohne Entschädigung von Haus und Hof verjagte und sie nötigen wollte, in der Wildnis wieder von vorne anzufangen, ist vielleicht der schwerste und unsittlichste Mißgriff, dessen sie sich schuldig gemacht hat. Daß sich nicht nur die Indianer sondern auch zum Teil ihre Patres der portugiesischen Grenzkommission widersetzten, wird jeder begreiflich finden, der nicht dem amerikanischen Sprichwort beipflichtet, daß der tote Indianer für den weißen Mann der beste Indianer sei. So mußten die Traktatmächte sich entschließen, Gewalt zu gebrauchen. 1756 ließen sie zwei kleine Armeen in das Missionsgebiet einrücken. Aber die roten Christen begegneten den Dienern des Unrechts, wie sichs gebührte. Bei San Juan traten sie den europäischen Truppen unter der Führung des Korregidors Nikolaus von Conception mit den Waffen in der Hand entgegen. Es entspann sich eine regelrechte Schlacht, der Sieg fiel natürlich den Europäern zu. Aber nun gingen die Indianer zu einem äußerst geschickten Kleinkriege über, der namentlich die portugiesischen Truppen schwer schädigte. Erschöpft, dezimiert und demoralisiert zogen sie sich endlich zurück, und da die beiden Regierungen auch aus anderen Gründen keine Freude an dem Traktate hatten, so wurde diese unheilvollste aller Grenzregulierungen 1761 widerrufen und das Uruguaymissionsgebiet wieder an Spanien abgetreten.

Diese Vorgänge bezeichnen den Anfang vom Ende nicht nur des Jesuitenstaates, sondern auch des Jesuitenordens.

Längst tief erbittert über den Einfluß der Patres auf Hof und Regierung beschloß Pombal jetzt den Untergang des Ordens in Portugal. Bereits am 19. September 1756 ließ er alle Jesuiten vom Hofe verweisen. Kurz darnach 1757 veröffentlichte er seinen berühmten „kurzen Bericht über das Reich der Jesuiten in Paraguay" — selbstverständlich trotz der Kälte des Tones kein Bericht, sondern ein Kriegsmanifest gegen die gemeingefährliche Gesellschaft, welche sich erdreistet habe, ohne weltliche Autorität einen eigenen Staat zu gründen und damit einmal ganz deutlich die politischen Absichten enthülle, von denen sie immer und überall sich leiten lasse. Aber eben als Manifest machte der Bericht einer ungeheuren Eindruck. Selbst Papst Benedikt XIV. geriet darüber in äußerste Bestürzung und ordnete auf Pombals fast drohendes Ansuchen sofort eine Visitation des Ordens in Portugal durch den Kardinal Saldanha an. Diese Visitation, bei der Pombal seine Hand selbstverständlich im Spiele hatte, schien die allerschlimmsten Gerüchte namentlich über die Handels- und Wechselgeschäfte der Jesuiten zu bestätigen. Aber mochten die Anklagen des Kardinals auch übertrieben sein, ganz aus der Luft gegriffen waren sie nicht. Und was die Hauptsache war, ganz Portugal glaubte sie. Nun brauchte Pombal gegen den öffentlich von der höchsten kirchlichen Autorität gebrandmarkten Orden nur noch den letzten Streich zu führen, zumal ihm das mysteriöse Attentat auf König José am 3. September 1758 dazu eine Gelegenheit bot. Aber es charakterisiert ihn, daß er in tiefster Heimlichkeit noch Monate lang sich vorbereitete, um dann nicht nur über dies Opfer, sondern zugleich über den gegnerischen Adel plötzlich herzufallen. Erst am 13. Dezember wurden die Jesuiten von Lissabon als Mitschuldige an dem Attentat verhaftet, am 19. Januar 1759 folgt dann die Festnahme der übrigen und die Konfiskation des gesamten ungeheuren Ordensvermögens und am 3. September endlich die Verbannung des Ordens aus dem ganzen portugiesischen Reiche. Die Mehrzahl der Verbannten wurden dann wie Heringe in einige Handelsschiffe gepackt und fast mittellos an der Küste des Kirchenstaates ausgesetzt. Aber nicht wenige behielt Pombal in den Kerkern zurück, um seine Rache an ihnen zu ersättigen, darunter den einflußreichsten und darum für ihn gefährlichsten, den 80 jährigen Pater Malagrida. Diesem Manne ließ er in aller Form den Prozeß machen, znächst wegen Hochverrats, und da er damit nicht zum Ziele kam, dann vor der Inquisition wegen Ketzerei! Die Inquisition tat ihm denn auch endlich seinen Willen. Am 20. September 1761 wurde der Unglückliche in feierlichem pomphaftem Autodafé erdrosselt und verbrannt! — Pombal war zweifellos von der Staatsgefährlichkeit der Jesuiten überzeugt. Aber die tiefe Heuchelei, die tückische Hinterlist, die brutale Grausamkeit seines Vorgehens wird dadurch nicht entschuldigt. Das Raubtierhafte, was so oft in dem Charakter der großen Staatsmänner liegt, offenbart sich als Grundzug seines Wesens auch in diesem Falle mehr, als für seinen Ruhm und namentlich für den Erfolg seiner großen Reinigungsarbeit in dem verkommenen Staate gut war. Er hat unnötiger Weise Märtyrer geschaffen und damit selber der späteren Reaktion den Weg bereitet.

Weit glimpflicher verfuhr man mit dem Orden in Frankreich. Die Jesuiten selber sind noch heute überzeugt, daß ihr Fall in diesem Lande letztlich die Folge einer mannhaften Tat gewesen sei, nämlich eine Folge davon, daß der Pater De Sacy sich weigerte, die Maitresse Ludwigs XV., die Marquise von Pompadour, zu absolvieren. Allein diese Weibsperson hat in der Affaire des Ordens gar keine besondere Rolle gespielt. Tatsächlich war in Frankreich die Ursache ihres Sturzes der Haß und die Verachtung der Gebildeten, der Anlaß der große Lavaletteskandal. Der Pater de Lavalette hatte als Prokurator der Antillenmissionen den Kolonialwarenhandel neu organisiert und mit Unterstützung verschiedener französischer Bankhäuser im großen Stile auf Martinique als kaufmännischer Gründer sich versucht. Aber wie so viele Gründer, verspekulierte er sich und wurde darum in mehrere große Zivilprozesse verwickelt. Dieser Fall ist charakteristisch für den Geist und die Disziplin, die damals in dem Orden herrschten; Lavalette ging Riesengeschäfte ein, ohne daß die Oberen, wie man später behauptete, davon auch nur das Geringste wußten. Aber es kam noch besser. Statt den Skandal in aller Stille zu begraben und Lavalettes Schulden zu bezahlen — 2 400 000 Livres, also eine stattliche Summe, aber der Orden besaß auf Martinique allein liegende Güter im Werte von 4 Millionen — hingen die französischen Oberen, da die Gläubiger sich mit Seelenmessen nicht begnügen wollten, den Skandal förmlich an die große Glocke, indem sie einen Kabinettsbefehl erwirkten, der alle Prozesse in Sachen Lavalette an die große Kammer des Pariser Parlamentes verwies. Hier wurde nun, wie man richtig geurteilt hat, aus dem Zivilprozeß gegen Lavalette ein Kriminalprozeß gegen den ganzen Orden. Denn das Parlament verurteilte nicht nur den Jesuitengeneral zur Zahlung aller Forderungen gegen Lavalette, sondern es benutzte die Gelegenheit gleich, um die Konstitutionen des Ordens zu prüfen, und erklärte auf Grund dieser Prüfung am 8. Juli 1761 die Niederlassung des Ordens in Frankreich für ungesetzlich. Da griff noch einmal der König zu Gunsten der bedrängten Väter ein. Er gebot am 2. August dem Parlament, die definitive Entscheidung über die Gesetzlichkeit der Ordensverfassung auf ein Jahr zu verschieben. Aber die Väter erhielten damit doch nur eine Henkersfrist. Nicht nur setzte das Parlament in anderer Weise seinen Feldzug gegen sie fort, auch der König verlangte jetzt zum mindesten eine Änderung der Ordensverfassung. Aber weder der General Ricci noch Papst Clemens XIII. waren dafür zu haben, ja der letztere erkannte so wenig den Ernst der Lage, daß er kurz und bündig erklärte: Sint ut sunt aut non sint! Das bedeutete für Frankreich: non sint! Am 6. August 1762 beschloß das Pariser Parlament die Aufhebung des Ordens. Am 14. Juni 1763 erkärte auch der König alle Ordensgüter für Staatseigentum. Damit hatte der Orden nach über 200 jähriger Wirksamkeit auch in Frankreich aufgehört zu existieren.

Selbst in Rom sah jeder Verständige ein, daß man diese von ganz Frankreich mit Jubel begrüßten Maßnahmen schweigend dulden müsse. Allein Papst Clemens XIII. gehörte nicht zu den Verständigen. Er ließ sich von dem General Ricci eine Konstitution abpressen, in der er den Orden nicht nur aufs neue bestätigte, sondern auch in feierlichster Weise für seine Unschuld und Tugend eintrat. Das hieß nicht nur

Portugal und Frankreich, sondern auch die bourbonischen Höfe und die ganze öffentliche Meinung in den romanischen Ländern unnötig herausfordern. Der einzige Erfolg war denn auch eine furchtbare Demütigung des päpstlichen Stuhles. In Neapel, Sizilien, Mailand, Venedig wurde die Konstitution alsbald verboten, in Frankreich mehrfach von Henkershand verbrannt, in Portugal jeder, der sie verbreite oder heimlich behalte, des Verbrechens der Majestätsbeleidigung für schuldig erklärt. Aber was das schlimmste war, von den vielen hundert katholischen Bischöfen fühlten nur 23 sich veranlaßt, den Papst ihrer Zustimmung zu versichern.

Noch hatte die Kurie diesen Schlag nicht verwunden, als auch aus den übrigen bourbonischen Staaten die aufregendsten Nachrichten in Rom anlangten.

Am 2. April 1767 wurden in Spanien fast um dieselbe Stunde etwa 6000 Jesuiten verhaftet und der Orden in allen Teilen des Reiches aufgehoben. Die Verhafteten schickte König Karl III. dem Papste zum Präsent. Aber als die Unglücklichen in Civita Vecchia landen wollten, wurden sie auf Wunsch ihres eigenen Generals, der schon an den vertriebenen Portugiesen genug hatte, mit Kanonenschüssen empfangen. Sie mußten froh sein, daß sie vorläufig auf Korsika ein Unterkommen fanden. In der Nacht vom 3. auf den 4. November entledigte sich dann in derselben Weise der König von Neapel und Sizilien seiner Jesuiten, in der Nacht vom 7. auf den 8. Februar 1768 der Herzog von Parma, am 23. April 1768 der Großmeister von Malta. Gleichzeitig nahmen sämtliche bourbonische Höfe wegen eines Streitfalls zwischen der Kurie und dem Herzoge von Parma gegen Clemens XIII. eine sehr drohende Haltung an. Noch im Juni ließen sie die päpstlichen Besitzungen in Südfrankreich und Süditalien besetzen und wenige Monate darnach, im September 1768, überreichte der französische Gesandte in ihrer aller Namen dem Papste eine Denkschrift, worin er die „völlige und gänzliche Aufhebung der Gesellschaft Jesu" der Kurie geradezu zur Pflicht machte. Da nun auch Portugal alle Beziehungen zu dem päpstlichen Hofe abgebrochen hatte und der einzige Freund, den Clemens noch besaß, Österreich, nicht die geringste Neigung zeigte, ihn zu unterstützen, so konnte man auch in Rom sich nicht mehr verhehlen, daß das Papsttum entweder sich entschließen müsse, den Orden fallen zu lassen oder seine eigene Weltstellung aufzugeben.

So lagen die Dinge, als Clemens XIII. in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1769 starb. Ganz Europa erwartete mit Spannung die Neuwahl. Denn diese mußte, darüber waren weder die Jesuiten, noch die Mächte im Zweifel, über Sein oder Nichtsein des Ordens und die zukünftige Stellung des Papsttums entscheiden. Gewählt wurde endlich nach über 3 monatlichem Konklave am 19. Mai der Franziskaner Lorenzo Ganganelli, der sich als Papst Clemens XIV. nannte. Ganganelli galt weder für einen Freund noch für einen Feind des Ordens. Aber da er von Natur friedlich gesinnt war und sich stets als ein maßvoller verständiger Priester erwiesen hatte, so durfte man

von ihm erwarten, daß er nichts unterlassen werde, um die von seinem unklugen Vorgänger so heillos verwirrten Beziehungen zu den großen katholischen Höfen zu bessern. In der Tat entschloß er sich alsbald zu dem Schritte, der allein den Frieden wieder herstellen und das Papsttum aus seiner Bedrängnis befreien konnte: schon am 29. September kündigte er dem Könige von Frankreich und am 30. November auch den Höfen von Madrid und Lissabon an, daß er den Orden aufheben werde. Aber fast 4 volle Jahre vergingen, ehe dieser Ankündigung die entscheidende Tat folgte. Erst am 21. Juli 1773 unterzeichnete er das berühmte Breve „Unser Herr und Erlöser", welches über den mächtigsten Orden, den die Kirche je gesehen, das Todesurteil aussprach.

Hatte einst die Bulle, welche den Jüngern Loyolas das Daseinsrecht in der Kirche verlieh, mit einem Hinweise auf das Regiment der streitenden Kirche begonnen, so beginnt der Friedenspapst charakteristischer Weise mit einem Hinweise auf den Friedensfürsten Jesus, der auch seine Jünger und Diener zu Boten des Friedens bestimmt habe. Der Jesuitenorden habe von Anfang an friedestörend gewirkt. Das weist Clemens ausführlich nach. Aber das ist auch die einzige Anklage, die er nachdrücklich geltend macht. Über die übrigen Vorwürfe, die man gegen den Orden erhob, referiert er nur in sehr vorsichtigem, maßvollem, diplomatischem Tone, ohne sie auf ihre Berechtigung genauer zu untersuchen. Allein diese eine Anklage ist schon schwer genug. Weiter hebt er hervor, daß der Orden „die reichen Früchte nicht mehr bringen und den Nutzen nicht mehr stiften könne," durch die er einst sein Dasein gerechtfertigt habe. Er erkärt also den Orden für nicht mehr zeitgemäß. Im Hinblicke darauf und in der Erwägung, daß es, „so lange sie besteht, kaum oder gar nicht möglich ist, den Frieden in der Kirche wieder herzustellen — erklären wir nach reiflicher Überlegung, auf Grund gründlicher Information, kraft apostolischer Machtvollkommenheit besagte Gesellschaft für aufgelöst, unterdrücken sie, heben sie auf, schaffen sie ab" usw.

Die Jesuiten haben natürlich alsbald über die Geschichte dieses ungemein-maßvollen Aktenstücks, das dem politischen Takte seines Urhebers alle Ehre macht, die abenteuerlichsten Legenden verbreitet. Nach der einen soll Clemens behauptet haben: nur gezwungen habe ich das getan. Nach einer anderen hätte er das Breve nachts an einem Fenster des Quirinal mit Bleistift unterschrieben, wäre dann ohnmächtig zusammengebrochen und hätte den ganzen folgenden Tag fast nackt auf seinem Bette zugebracht, immer jammernd: ich bin verflucht, die Hölle ist meine Behausung. Nach einer dritten wäre er, sobald er unterzeichnete, verrückt geworden. Erst kurz vor seinem Tode habe er den Gebrauch seiner Vernunft wieder erlangt. Nur durch ein Wunder sei er der Hölle entrissen worden. Nach einer vierten hätte er gar das Breve widerrufen. Sogar das Schriftstück, durch welches dies geschehen sein sollte, zeigte man vor — natürlich eine ganz perfide Fälschung, in der sich der Papst vor dem ganzen Erdkreise als unwürdigster Nachfolger des hl. Petrus darstellt! Aber nicht nur

durch solche Legenden suchte man den Eindruck des Breve abzuschwächen, man bestritt auch seine Rechtskraft, obwohl man bisher, solange die Kurie dem Orden zu Willen war, die Gewalt des Papstes schier für unbeschränkt erklärt hatte. Noch heute bemüht man sich zum wenigsten das Breve als Produkt einer Zwangslage darzustellen. Aber es steht fest, daß der Papst frei sich entschied, nach reiflicher Überlegung, wie er selbst sagt, und nach monatelanger Vorbereitung. Ebenso fest steht, daß die Anklage, die er gegen den Orden schleuderte, ernst gemeint war. Der Orden hat daher diese Anklage von Anfang an beinahe ebenso schwer empfunden wie die Aufhebung selber. Noch heute ist es für ihn eine sehr unbequeme Tatsache, daß sogar ein unfehlbarer Papst ihn öffentlich in der feierlichsten Weise vor aller Welt als Friedensstörer bezeichnet und damit seinen Gegnern das Recht gegeben hat, die höchste Autorität der katholischen Kirche als Kronzeugen gegen ihn auszuspielen.

Am 16. August wurde den Jesuiten in Rom das Breve mitgeteilt und der General Ricci als Gefangener in die Engelsburg abgeführt. Hier behandelte man ihn glimpflich, aber das Licht der Freiheit sah er niemals wieder, obwohl man ihm schwere Vergehen nicht nachweisen konnte. Er starb im Gefängnis am 22. November 1775 als ein Opfer des Hasses und Argwohns, den sein Orden fast in ganz Europa wider sich erregt hatte. Clemens XIV. war ihm bereits am 22. September 1774 vorangegangen. Daß er von Jesuiten vergiftet worden sei, ist eine längst widerlegte Sage. Aber die Sage ist doch lehrreich, sie zeigt, was Ende des 18. Jahrhunderts nicht nur die Aufklärer, sondern selbst Kardinäle der römischen Kirche den Jesuiten zutrauten.

Wie nahm nun der Orden, wie nahm die katholische Christenheit das Aufhebungsbreve auf? Der Orden fügte sich meist, aber er fügte sich oft nicht ohne Protest und vor allem nicht ohne das Andenken des Friedenspapstes in unsagbarer Weise zu verunglimpfen, ja zu besudeln. Das gebildete Europa aber jubelte und das Volk sah fast überall teilnahmlos der Aufhebung zu. Nur hie und da erhoben die Klosterfrauen und andere Fromme, die der von dem Orden gepflegten Frömmigkeit huldigten, laute Klage. Von einem ernstlichen Widerstande der Massen gegen den Vollzug des Breve wird uns aber aus keinem europäischen oder nichteuropäischen Lande berichtet. Daraus gewinnt man doch den Eindruck, daß der Orden fast überall, wie man zu sagen pflegt, völlig „abgewirtschaftet hatte". Für die Tragik seines Falles zeigte die öffentliche Meinung nirgends Verständnis, die Grausamkeiten, die Pombal sich hatte zu Schulden kommen lassen, beachtete sie kaum. Auch das Unrecht,

das dem Orden hie und da widerfuhr, betrachtete sie als ein gerechtes Gericht oder hielt es jedenfalls für notwendig im Interesse des Fortschrittes, der „Aufklärung und der Tugend".

Rom hatte gesprochen. Der Orden war offiziell tot. Aber nun zeigte es sich wieder einmal, wie prompt er seinem obersten Kriegsherrn gehorchte. Nur da, wo die Regierungen die Aufhebung vollzogen, löste er sich wirklich auf. Wo der Wille des Papstes nichts galt, da trotzte er offen dem päpstlichen Befehle und ließ sich nur zu gern den Schutz ketzerischer, ja atheistischer Fürsten gefallen, als wollte er noch in seinem Untergange aller Welt beweisen, daß sein Interesse ihm höher stehe, als das Treugelübde, welches nach dem Willen des Stifters ihn unauflöslich an den heiligen Stuhl binden sollte.

Seltsam genug waren es gerade die gefeiertsten Fürsten der Aufklärung, welche den Orden gegen den Papst und die Aufklärung in Schutz nahmen: Friedrich der Große von Preußen und Katharina II. von Rußland, beide, weil sie den Orden als Schulorden nicht entbehren zu können glaubten. Aber in Preußen war die Gunst der Regierung von kurzer Dauer. Bereits 1776 befahl der König den schlesischen Patres auf Antrag des Bischofs Hohenzollern von Kulm den Namen Jesuiten abzulegen und sich fortan Priester des Königlichen Schulinstitutes zu nennen. 1781 wurde auch dies Institut aufgehoben, 1786 der Rest der jesuitischen Genossenschaft in Schlesien genötigt, sich aufzulösen. Besser erging es den Patres in Rußland. Katharina verbot nicht nur die Publikation des Aufhebungsbreves, sie gestattete 1782 den in den weiland polnischen Provinzen ansässigen Patres sogar sich einen Generalvikar zu wählen, also sich förmlich wieder als selbständige geistliche Genossenschaft zu konstituieren. Noch freundlicher zeigte sich der sonst so unberechenbare Kaiser Paul: er zog den Orden selbst nach Petersburg, übergab ihm wieder die Universität Wilna, förderte seine Missionsarbeit unter den deutschen Kolonisten an der Wolga, dotierte, um ihm stärkeren Zuzug zu verschaffen, reichlich sein Probationshaus zu Polock, ja wagte endlich sogar in aller Form die Kurie aufzufordern, den Ungehorsam der polnischen Patres gutzuheißen, den Fortbestand des Ordens zu sanktionieren.

Papst Clemens XIV. hatte „die Söhne des Mißtrauens" nicht darüber in Zweifel gelassen, wie er über ihr Verhalten denke. Allein bereits sein erster Nachfolger Papst Pius VI. nahm allem Anscheine nach in der Jesuitenfrage eine andere Stellung ein. Er hat, wie es scheint, schon insgeheim die polnischen Patres ermutigt, obgleich er offiziell dies in feierlichster Weise dementierte, er duldete es daher auch stillschweigend, daß der Herzog von Parma sich schon 1793 wieder etliche Jesuiten aus Rußland verschrieb. Noch mehr durfte der Orden von Pius VII. Chiaramonti erwarten. Denn es war allbekannt, daß Pius als Bischof von Tivoli 1773 nur widerstrebend die Aufhebung vollzogen und die Exjesuiten in hohen Ehren gehalten hatte.

In der Tat stellte er den Orden bereits am 7. März 1801 für Rußland und auf Antrag König Ferdinands IV. am 30. Juli 1804, auch für Neapel und Sizilien wieder her. Damit war in aller Form der Bruch mit der Politik Clemens' XIV. eingeleitet, der Wunsch der Kurie den Orden in seinem alten Umfange zu erneuern, der ganzen christlichen Welt unverhüllt kundgetan.

Inzwischen hatte sich auch anderwärts das Bedürfnis nach einer Wiederherstellung des Ordens kräftig geregt. In Belgien hatte schon 1794 Leon de Tournely vornehmlich zu Unterrichtszwecken die Gesellschaft des Herzens Jesu gegründet, der sich alsbald viele Exjesuiten anschlossen. In Italien war gar ein etwas abenteuerlicher und herrschsüchtiger Schwärmer, der Südtyroler Paccannari, als ein zweiter Ignatius aufgetreten, indem er 1797 die Gesellschaft vom Glauben Jesu stiftete, mit der ausgesprochenen Absicht, den Jesuitenorden unter anderem Namen zu erneuern. Beide Gesellschaften vereinigten sich 1799, schlossen sich seit 1803 den russischen Jesuiten an, und bereiteten in aller Stille schon in den stürmischen Tagen der napoleonischen Herrschaft die Rückkehr des Ordens auch in Gebieten vor, die ihm vorderhand noch für ewig verschlossen schienen.

Fast noch wichtiger war für die Zukunft der gewaltige Umschwung, der sich eben jetzt in der Stellung der Gebildeten zu den Idealen des 18. Jahrhunderts vollzog. Sogar in dem Hauptlande der Aufklärung erhoben unter der Führung Chateaubriands die Romantik und unter der Führung des Grafen Maistre bald auch der ultramontane Idealismus schon ihr Haupt, um zu verbrennen, was die Aufklärung angebetet, und zu verherrlichen, was sie verbrannt hatte. Von dieser Strömung emporgetragen, durfte das Papsttum es wagen wieder offen in die ungern verlassenen Bahnen der alten römischen Politik einzulenken Die Einleitung dazu aber bildete das Breve Sollicitudo omnium, die feierliche Verkündigung der Wiederherstellung des Jesuitenordens in der alten Hauptkirche des Ordens, dem Gesu zu Rom, am 7. August 1814.

Allein so klug der Moment zur Publikation des Breve gewählt war, so war doch die Macht der Aufklärung über die Geister noch so stark und das Mißtrauen der Regierungen gegen den Orden noch so groß, daß die Jesuiten von Staatswegen vorerst nur in den Ländern zugelassen wurden, in denen die alte halbfeudale Staatsordnung der vorrevolutionären Zeit wiederhergestellt wurde: im Kirchenstaate, in Neapel-Sizilien, Modena, Parma, Sardinien, Spanien und in dem schweizerischen Kanton Freiburg. Portugal öffnete sich dem Orden erst 1829 durch das Machtwort des treulosen Usurpators Dom Miguel, Oesterreich-Ungarn erst 1836, Frankreich gewährte ihm überhaupt nie

staatliche Anerkennung und selbst in Belgien und in den katholischen Provinzen von Holland gelangte er erst nach der belgischen Revolution zu gesicherter Existenz. Dazu verlor er schon 1820 durch seine Agitation gegen die Bibelgesellschaft und seine eifrige Proselytenmacherei in der russischen Aristokratie und in der russischen Armee die Gunst des Zaren und damit das gewaltige Arbeitsfeld, das vor der Hand ihm die größte Ernte zu versprechen schien. Kurz, von einem raschen Siegeszuge war zunächst keine Rede, allein doch auch nicht von einem hoffnungslosen Ringen.

Gerade der Schlag, der den Orden zunächst so schwer traf, das Übelwollen und die Feindseligkeit der russischen Regierung, erwies sich alsbald als eine Förderung seiner Entwicklung. Der Schwerpunkt der Ordenstätigkeit verlegte sich wieder nach Italien. Das römische Kolleg und das deutsche Kolleg wurden wieder hergestellt, die römische Universität und sogar die Propaganda den Patres übergeben, das alte enge Verhältnis zu der Kurie erneuert. Diese Erfolge verdankte der Orden nicht zuletzt der energischen Verjüngung, die er in den Tagen des Unglücks erlebt hatte. Denn die Männer, die in jener Zeit um sein verfehmtes Banner sich gesammelt hatten, dachten über den Ernst des Gelübdes weit strenger, als ihre Vorgänger in der Zeit des Verfalls. Etwas von der alten Begeisterung regte sich wieder in der vorerst kleinen Schar, etwas von dem alten Kriegseifer, von dem alten strengen opferwilligen Kriegergeiste. Und mit dem alten Geiste paarte sich bald wieder die alte Schlagfertigkeit und auch das wunderbare politische Geschick, wodurch sich der Orden einst ausgezeichnet hatte. Als vollkommenster Repräsentant dieser Eigenschaften erscheint der Amsterdamer Roothaan, der erste Ordensgeneral, der sich den drei großen Generälen des 16. Jahrhunderts an die Seite stellen kann. Ernst, kalt, unerschütterlich, politisch klug, ganz Jesuit und doch nicht ohne Verständnis für die Bedürfnisse der neuen Zeit, hat dieser Holländer 24 Jahre hindurch (1829—1853) als ein zweiter Aquaviva den Orden regiert, die Autokratie des Generals, die militärisch-mönchische Disziplin in vollem Umfange wiederhergestellt und zugleich dem Orden eine so gewaltige Stellung an der Kurie erobert, daß das römische Volk seitdem den Jesuitengeneral als schwarzen Papst bezeichnet. Seine Nachfolger, der Belgier Peter Beckx (1853—1883), der Schweizer Anton Marie Anderledy (1883—1892) und der Spanier Luis Martin haben dies Erbe so klug verwaltet, daß heute der Einfluß des Ordens an

der Kurie größer ist, als je im 16. und 17. Jahrhundert, abgesehen von der Regierung des Jesuitenpapstes katexochen, Gregors XIII. Welche Bedeutung dieser Einfluß für das innere Leben der katholischen Kirche gehabt hat, ist allbekannt. Die Heiligsprechung des Alfons von Liguori und die Erhebung dieses Heiligen zum Doktor der Kirche, durch welche die im Jesuitenorden herrschende Methode der Moraltheologie in der ganzen Kirche kanonische Geltung erhalten hat, die Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariä, der sogenannte Syllabus, der die wichtigsten Errungenschaften der modernen akatholischen Kultur verdammt, die Verkündigung des Dogmas von der Unfehlbarkeit des Papstes — das alles sind Triumpfe des Ordens und zugleich ewige Wahrzeichen der außerordentlichen Machtstellung, die er im 19. Jahrhundert in der Kirche wieder errungen hat.

Allein diese Machtstellung an der Kurie war in unserem Zeitraume für die Kompagnie fast der einzige feste Punkt „in der Erscheinungen Flucht". Als ein Kind der Reaktion wurde sie zunächst überall ein Werkzeug der legitimistischen Reaktion, dann seit 1848 die Dienerin und Führerin des politischen Ultramontanismus, mit dessen größtem Propheten, Lammenais, sie schon vorher in Frankreich zusammenzugehen geneigt gewesen war. Eben darum wurde sie in alle Katastrophen der Reaktion, in alle politische Parteikrisen des 19. Jahrhunderts verwickelt und überall nicht mehr von dem Protestantismus, sondern von dem liberalen Bürgertum als Todfeind verfolgt, so daß fast überall — in Spanien, Portugal, Frankreich, Deutschland, Italien aber auch in Mexiko, Granada, Argentinien — jeder Sieg des Liberalismus die Austreibung der Jesuiten bedeutete. Daraus ergibt sich von selbst, daß der Orden überall auf seinem Arbeitsfelde auch im 19. Jahrhunderte wieder politische Ziele verfolgte, ja verfolgen mußte, wollte er nicht von vornherein vor seinen Gegnern die Waffen strecken.

Der Hauptkampfplatz war, wie schon in alter Zeit, Frankreich, das hauptsächlichste Kampfobjekt die Schule, die hauptsächlichsten Kampfmittel des Ordens die Presse, die Literatur, die Bearbeitung der Massen durch Volksmissionen, die Gründung religiös-politischer Vereine mit streng ultramontanem Programm.

Ein solcher religiös-politischer Verein trat schon 1814, als die Patres kaum wieder zu wirken begonnen hatten, in Frankreich und Spanien ans Licht. Es war das die sogenannte Kongregation, eine

schon in der Zeit des Direktoire von dem Exjesuiten Delpuits gegründeter Männerbund, der sich nicht nur allerlei sehr löbliche Werke der Nächstenliebe, sondern auch den Kampf für Thron und Altar zum Ziele setzte. Durch ihre Verbindungen in den höchsten Kreisen übte diese Kongregation in Frankreich und Spanien auf die Besetzung der Ämter und die ganze innere Politik einen so gewaltigen Einfluß aus, daß selbst erklärte Royalisten wie der französische Graf Montlosier den Jesuiten deswegen den Krieg erklärten und für die liberale Opposition jesuitisch und royalistisch schließlich geradezu zu Wechselbegriffen wurden. Allein nach der Julirevolution hat auch der Orden allenthalben mit der legitimistischen Reaktion gebrochen. Er ist modern geworden. Er hat selbst literarisch die Rechts- und Staatslehre, die soziale Frage in modernerem Stile behandelt, ohne natürlich seine Ideale aufzugeben: die freie Kirche und die freie Schule. Denn diese Freiheit betrachtet er als unumgängliche Voraussetzung für jene volle und unbeschränkte geistige Weltherrschaft, welche die Kirche nach dem katholischen Dogma nicht bloß als ihr Recht, sondern als ihren von Gott verordneten Beruf auf Erden beansprucht.

Um dies Ziel zu erreichen, hat sich der Orden mit dem feinen Instinkt für den Erfolg, der ihn jederzeit auszeichnete, im 19. Jahrhundert vor allem auf die Literatur und die Presse geworfen. Nicht weniger als 25 erbauliche und wissenschaftliche Zeitschriften in 8 verschiedenen Sprachen hat er nach und nach gegründet. Die verbreitetsten und einflußreichsten darunter sind vielleicht die verschiedenen Sendboten des Herzens Jesu. Sie dienen, wie schon der Name besagt, dem Herz-Jesukult und liefern darum die interessantesten Belege für den Geist aber auch für den Ungeist der von dem Orden gepflegten Volksfrömmigkeit. In der Literatur betätigt er sich vornehmlich als Kampforden. Er kämpft gegen die „ungläubige" Philosophie, die „ungläubige" Nationalökonomie und Rechtslehre, die „ungläubige" Historie, den „ungläubigen" Sozialismus, die „ungläubige" Naturwissenschaft, die „ungläubige" Theologie. Kurz, er ist auf diesem Gebiete ein echter „Protestant", er protestiert unaufhörlich gegen die ganze konfessionslose und gegen die ganze protestantische Wissenschaft, immer mit Argusaugen die Schwächen der Gegner erspähend und immer geneigt, ihre Vorzüge zu verkleinern oder zu ignorieren. Daneben hat er im 19. Jahrhundert mit besonderem Eifer die Volksmissionen gepflegt, in Frankreich bereits seit 1818, in Deutschland, von der preußischen Regierung als „Würgengel der Revolution" dankbar unterstützt, besonders in den 50er Jahren. Sein höchstes Ideal, die Herrschaft der Kirche über die Schule und die Gründung eigener freier Lehranstalten hat er aber nur selten und in der Regel auch nicht auf die Dauer erreicht. Nur in Belgien, in England, in den Vereinigten Staaten und in einigen südamerikanischen Republiken konnte er ungehindert als Schulorden sich ausbreiten. Am mächtigsten ist er als solcher heute vielleicht in den Vereinigten Staaten; 23 große Lehranstalten mit über 5000 Schülern hatte er schon 1896 hier inne. In den übrigen Ländern hat aber der Kampf um die Schule bis jetzt meist mit einer Niederlage des Ordens geendet. In Frankreich hatte er bis 1828 12 Anstalten gegründet, die sich sehr großen Zusprnchs namentlich seitens des legitimistischen Adels erfreuten. Aber in

eben jenem Jahre wurden sie sämtlich aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung von dem Ministerium Martignac geschlossen. Nach der Julirevolution eröffnete er nach und nach 47 neue Schulen. Aber 1845 erhob sich in der Volksvertretung ein solcher Sturm des Unwillens über diese gesetzlich unzulässige Tätigkeit der Patres, daß die Regierung den General Roothaan bewog, eine Anzahl seiner Jünger zu versetzen. Das Jahr 1850 brachte dann endlich der Kirche die ersehnte Unterrichtsfreiheit. Denn, da der Lehrerstand zum guten Teile sozialistisch war, so meinte selbst der alte Voltairianer Thiers: Frankreich habe nur die Wahl zwischen „Katechismus und Sozialismus". Diese Furcht vor dem roten Gespenst kam dem Orden während des ganzen zweiten Kaiserreiches und auch noch in den ersten 10 Jahren der dritten Republik außerordentlich zu Gute. Namentlich gewann er Einfluß auf die Ausbildung des Offizierstandes und erhielt so Gelegenheit, jenes berühmte Bündnis zwischen „Säbel und Weihwedel" zu stiften, welches noch in den 90er Jahren — man denke nur an den Prozeß Dreyfus — ganz Frankreich in Unruhe versetzt hat. Aber mit der Niederlage der Klerikalen in der Kammer waren auch seine Tage als Schulorden gezählt. 42 Ordenshäuser und 23 Schulen wurden 1880 aufgelöst und über 1400 Jesuiten ausgewiesen. In Deutschland kam der Orden garnicht dazu im größeren Maßstabe als Schulorden zu wirken. Maria-Laach bei Andernach war hier seine einzige Lehranstalt, wurde aber nach 9jährigem Bestande 1872 schon wieder aufgelöst. In Österreich-Ungarn konnte er Dank der Gunst der Regierung sich etwas freier bewegen, doch leitet er jetzt auch hier nur noch 4 Kollegien, 2 Priesterseminare, 1 bischöfliches Knabenseminar und 1 Konvikt, außerdem hat er die Mehrzahl der Lehrstühle an der theologischen Fakultät zu Innsbruck inne. In Italien beherrschte er bis 1848 fast das ganze gelehrte Unterrichtswesen. Aber durch die Revolution und die Einheitsbewegung hat er all seine Anstalten bis auf die großen Kollegien in Rom verloren. In Spanien widerfuhr ihm 1820, 1835, 1868 dasselbe Schicksal, aber mit der Reaktion gewann er regelmäßig die verlorene Position wieder. In Portugal zog er 1829 wieder als Schulorden ein, wurde aber bereits 1834 wieder vertrieben. In der Schweiz besaß er bereits 1814 2 Kollegien in Sitten und Brieg, 1818 gründete er eine große Schule mit Pensionat in Freiburg, 1832 in Schwyz ein Kolleg, 1845 übernahm er die Leitung des bischöflichen Seminars in Luzern. Aber seine steigende Macht veranlaßte 1848 den Sonderbundskrieg, und die Niederlage des Sonderbundes führte dann am 12. September 1848 auch hier zur Ausweisung all seiner Mitglieder durch Staatsgesetz. So ist die Geschichte des Ordens als Schulorden im 19. Jahrhundert wesentlich eine Geschichte schwerer Niederlagen. Einst überall begeistert begrüßt ist die Jesuitenschule heute den Gebildeten wie den Regierenden ein Gegenstand der Furcht und des Abscheus, bei Fachleuten aber gilt sie auch nach der Reform Roothaans für veraltet und unzeitgemäß. Daß sie jemals wieder eine solche Rolle spiele wie vor 1773, ist schon dadurch ausgeschlossen, daß es nirgends heute an gelehrten Schulen fehlt. Denn der Staat betreibt heute fast überall in Europa den gelehrten Unterricht als Monopol. Ob das namentlich für die höchste Stufe dieses Unterrichts, den Hochschulunterricht, immer ein

Vorteil ist, ist sehr die Frage, aber jedenfalls schadet es der Kultur weniger als die absolute jesuitische Schulherrschaft, wie sie in vielen katholischen Staaten noch vor 150 Jahren bestand. — Da der Orden sich fast überall auf dem Gebiete des Unterrichtswesens durch den Staat verdrängt sah, suchte er für die Kirche wenigstens das Unterrichtsgebiet zu retten, das der Staat erfahrungsgemäß immer zu vernachlässigen geneigt ist: den höheren Mädchenunterricht. Selber konnte er sich natürlich mit diesem Unterrichte nicht befassen. Aber er regte die Gründung mehrerer weiblicher Unterrichtskongregationen an. Die berühmteste und einflußreichste derselben ist die Kongregation der Damen des hl. Herzens Jesu (dames du sacré coeur), welche 1880 bereits 105 Häuser mit 4700 Arbeiterinnen zählte.

Durch seine Arbeit in der Schule diente der Orden wesentlich der inneren Mission in der eigenen Kirche. Daneben ist er aber selbstverständlich auch im 19. Jahrhundert eifrig bemüht gewesen durch äußere Mission unter den Heiden und Akatholiken der katholischen Kirche neue Provinzen zu erobern. Seine Erfolge waren auf diesem Gebiete durchschnittlich jedoch nicht sehr bedeutend. Die protestantische Welt erwies sich ihm in der Regel nur in den Kreisen zugänglich, in denen katholisch für vornehmer gilt als evangelisch. In Deutschland machte vielleicht der Übertritt des Herzogs Friedrich-Ferdinand von Anhalt-Cöthen (1825) am meisten von sich reden, aber auch er nützte der katholischen Kirche nicht viel, denn der Herzog starb ohne Erben bereits 1830.

Wie stellte sich der Orden nun in diesem ganzen Zeitraume zu den Staatsgesetzen, die seine Wirksamkeit hemmten oder direkt verboten? Respektierte er sie oder suchte er sie wie in alter Zeit zu umgehen? Zur Beantwortung dieser Frage nur ein charakteristisches Beispiel! Der Orden war in Frankreich nicht nur nicht anerkannt, sondern auch durch die nie aufgehobenen Gesetze des 18. Jahrhunderts verboten. Gleichwohl organisierte er sich in Frankreich als selbständige Korporation, gründete die beiden Ordensprovinzen Lyon und Francia, erwarb eigenes Vermögen, kurz kehrte sich nicht im mindesten an die bestehenden Gesetze. „Obgleich man die Jesuiten nirgends sah, roch man sie doch überall", bis sie sich endlich einmal in den 40er Jahren offen demaskierten und verrieten, daß sie allein in Francia über 200 Mitglieder zählten und in liegenden Gütern ein Vermögen von 2 Millionen Franken besaßen. Unter dem 2. Kaiserreiche und in den ersten 10 Jahren der 3. Republik befolgten sie ganz dieselbe Methode: sie wirkten schließlich in einer Stärke von 1850 Mann in Frankreich, aber immer gleichsam unter Ausschluß der Öffentlichkeit, bis endlich das Gesetz Ferry sie 1880 in alle Winde zerstreute.

Aus alledem erhellt zur Genüge, daß der Orden im wesentlichen heute noch ganz der alte ist. Er ist noch immer eine echte Kriegergenossenschaft, er verschmäht noch immer im Kriege kein Mittel, was seiner Sache Erfolg verspricht, er bekämpft noch immer mit dem alten Eifer, mit der alten Leidenschaft, mit der gleichen rücksichtslosen Energie alle Genossenschaften, Parteien und geistigen Bewegungen, katholische wie akatholische, die ihm die Gefolgschaft verweigern. Aber eben diese kriegerische Energie verlieh ihm auch im 19. Jahrhundert eine gewaltige

Anziehungskraft: bereits 1838 zählte er in 173 Häusern wieder 3067 Mitglieder, 1844 in 233 Häusern 4133, 1861 7144, 1887 11480, 1894 13767, 1902 in 23 Provinzen 15231 Mitglieder. Davon entfallen auf die deutsche Provinz 1430; ein Beweis, daß der Orden in Deutschland auch heute noch sich großen Zuspruchs erfreut. Allein wenn auch der Orden im wesentlichen der alte ist, so ist doch seine Stellung in der christlichen Welt heute eine ganz andere, als vor 250 Jahren. Die Kreise der Macht und Bildung stehen ihm auch in katholischen Ländern jetzt fast überall feindselig gegenüber. Nicht mehr der Protestantismus, sondern der einflußreichste Stand der Neuzeit, das liberale Bürgertum, ist jetzt sein geschworener Gegner. Nur auf die Kurie und die streng katholischen Kreise kann er noch unbedingt zählen. Aber die Kurie ist jetzt mächtiger, als je im 18. oder 19. Jahrhundert und der Einfluß der katholischen Parteien in Deutschland, Belgien, Holland, Spanien größer als je. Darum darf er auch im 20. Jahrhundert noch auf manche Triumphe hoffen, so trüb auch gegenwärtig in dem Lande, in dem er im 19. Jahrhundert am erfolgreichsten gearbeitet hat, in Frankreich, seine Aussichten erscheinen mögen.

„Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt schwankt sein Charakterbild in der Geschichte", dies Wort darf der Jesuitenorden in seinem ganzen Umfange auf sich anwenden, er ist mehr gehaßt, aber auch mehr begünstigt worden, als je ein Orden vor ihm. Eben darum begleitet ihn auf seinem Wege durch die Jahrhunderte eine immer mehr sich verdichtende Wolke von Mythen und Fabeln, die sein Bild mehr und mehr entstellen, indem sie ihn bald in der Glorie eines Engels des Lichts, bald in der gespenstischen Beleuchtung eines höllischen Dämons oder eines unheimlichen Hexenmeisters erscheinen lassen, der alles weiß, kann und hat, was über Menschen und Dinge Macht verleiht. Diese Mythen und Fabeln sind meist längst widerlegt, aber sie beherrschen noch immer das populäre Urteil, welches bekanntlich immer ein Vorurteil ist. Denn der Mythus war von jeher stärker als die Geschichte, nicht nur, weil er der Phantasie mehr zusagt, als die nüchterne historische Wahrheit, sondern auch weil er an die stärksten Gefühle in der menschlichen Brust appelliert, an die Liebe und an den Haß. Auch in unserem Falle wird er nicht sterben, sondern fortzeugend immer neue Fabeln gebären, so lange der Orden noch eine Macht ist und demzufolge noch Liebe und Haß erregt.

Die Historie kennt, sofern sie sich nicht zur Prophezei erniedrigt, weder die Liebe noch den Haß. Sie betrachtet mit gleicher Teilnahme alles, was Menschenantlitz trägt, Weiße und Schwarze, Gerechte und Ungerechte, Kluge und Törichte. Sie bemüht sich jeder Persönlichkeit, jeder Gemeinschaft gerecht zu werden, so fremdartig und abstoßend manche von ihnen auch fürs erste das forschende Individuum berühren mögen, indem sie gleichsam einer jeden selber das Urteil über ihr Wollen und Vollbringen überläßt, d. i. eine jede an den Idealen mißt, die sie selber sich erkoren, und die Entstehung dieser Ideale psychologisch zu begreifen sucht. Weltgericht zu spielen, wie ihr ein mittelmäßiger Poet und schlechter Historiker einst riet, und über eine so große und vielseitige Körperschaft, wie die Gesellschaft Jesu, einfach nach den absoluten Maßstäben Gut und Böse oder, wie es im neuesten Philisterstil heißt, Germanisch und Ungermanisch abzuurteilen, ist nicht ihre Sache. Sie findet im Charakter dieser Gesellschaft wie im Charakter jeder Gemeinschaft von weltgeschichtlicher Wirkung, Züge menschlicher Größe und menschlicher Schwäche, sie erkennt, daß, wie im Charakter des Einzelnen, so auch im Charakter der Gemeinschaften Vorzüge und Schwächen untrennbar verknüpft sind, ja oft sich gegenseitig bedingen, sie kann somit nicht umhin, auch auf die Gemeinschaften anzuwenden, was der Dichter von dem Charakter des Einzelnen sagt: „was ist der Mensch? ein Widerspruch."

Die Frage ob der Orden zum Heile der Menschheit notwendig gewesen und noch nötig sei, gehört nicht vor das Forum des Historikers. Denn seines Amtes ist es nicht zu sagen, was sein soll und was sein wird. Das überläßt er gern den Propheten und Politikern. Er hat nur festzustellen, was war und was ist. Hat er das getan, so hat er seine Aufgabe gelöst. Aber selbst diese einfache Aufgabe kann er nie befriedigend lösen. Je mehr er forscht und studiert, um so klarer erkennt er vielmehr, daß er nie zu „reiner Erkenntnis" gelangt, sondern stets zu einem Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Auch ihm ist daher schließlich, sofern er gewissenhaft ist, nichts gewisser als seine Unwissenheit. Auch er „weiß" absolut sicher nur das eine, daß ihm als Lohn für alle Mühe nie ein absolut sicheres Wissen, sondern höchstens ein gutes Gewissen zu teil wird, das Bewußtsein, die Wahrheit immer ehrlich gesucht zu haben.

Druck von Theodor Hofmann in Gera.

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY

Do not
remove
the card
from this
Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU